

»Schüsse auf die Befreier« wirft Licht in
eines der düstersten Kapitel der schwei-
zerischen »Neutralität«. Warum schoss die
Schweiz im Zweiten Weltkrieg alliierte
Bomber ab? Warum schoss sie auf alliierte
Internierte, wenn diese versuchten, aus
unserem Land zu fliehen? Männer und
Frauen aus jener Generation erzählen aus
einer Zeit der »Verdunkelung«...

ISBN-3-85869-092-9

Peter Kamber

Schüsse auf die Befreier



Peter Kamber

Schüsse auf die Befreier

Die »Luftguerilla« der Schweiz
gegen die Alliierten 1943-45

Rotpunktverlag



rpv

Ihrer »unverrückbar« neutralen Haltung wegen zögerte die Schweiz nicht, im Zweiten Weltkrieg auf britische und amerikanische Bomber zu feuern, die unser Land überflogen. Sir Arthur Harris vom Royal Air Force Bomberkommando nannte das wütend »eine Kriegshandlung«. Die Amerikaner waren am meisten darüber verbittert, dass die Schweizer Armee auch Flugzeuge vom Himmel holte, die havariert waren und nur versucht hatten, bei uns notzulanden. Abgeschossen wurden zwischen 1943 und 1945 über zehn alliierte Maschinen. Ums Leben kamen dabei mindestens 16 Amerikaner und 20 Briten. Hinter diesen harten Fakten verbergen sich haarsträubende Geschichten: Offiziere, die glaubten, gegen die Flugzeuge der Alliierten eine »Luftguerilla« führen zu müssen; die Frau eines treffsicheren Flab-Hauptmanns, die das alles »furchtbar« fand, »weil es Alliierte gewesen sind«; Soldaten, die aus Solidarität mit den Befreiern absichtlich daneben schossen; hochrangige Armeevertreter, die ihnen umgekehrt in Vorträgen einschärften, ja genau zu zielen, »damit ihr sie trifft!« Vom Sommer 1944 an, als die Amerikaner schon an unserer Grenze standen, wurde der Schiessbefehl vollends absurd. Noch am 25. Dezember 1944, als die Schweizer Kinder da und dort unter Weihnachtsbäumen schon mit amerikanischen Spielzeugtanks spielten, schoss die Schweizer Flab bei Würenlingen einen arg beschädigten, nach einem Landeplatz Ausschau haltenden »Liberator«-Bomber (B-24) ab. Eines der drei Opfer fiel mit dem Fallschirm »in die Aare. Er verschwand rasch in den Fluten, ohne dass ihm hätte Hilfe gebracht werden können. Seine Leiche wurde im Rechen des Stauwehrs Beznau gefunden.«

»Schüsse auf die Befreier« ist eine historische Reportage, die mündliche Zeugnisse von Frauen und Männern jener Generation zusammen mit Dokumenten aus erst kürzlich freigegebenen Beständen britischer, amerikanischer und schweizerischer Archive zu einem Stück Tatsachenliteratur verwebt. Es entsteht ein Zeitbild, das noch heute, fünfzig Jahre danach, erschreckt. Die Erzählungen der überlebenden alliierten Piloten und ihrer Crew-Mitglieder über das Straflager Wauwilermoos, in welches sie eingeliefert wurden, wenn sie aus den Internierungsorten zu fliehen versuchten, enthüllen einen der dunkelsten und verdrängtesten Abschnitte jener Zeit. Der trotz aller Skandale von oben gedeckte Lagerkommandant Hptm. André Beguin, der in den dreissiger Jahren der rechtsextremen »Nationalen Front« angehört und laut NZZ in München Briefe mit »Heil Hitler« unterschrieben hatte, wurde nach dem Krieg wegen Machtmissbrauchs zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Aufgearbeitet worden ist die ganze Geschichte jedoch nie. Noch an der Grenze wurde auf die ins befreite Frankreich fliehenden alliierten Internierten geschossen.

Nach seiner Wladimir Rosenbaum/Aline Valangin-Biographie »Geschichte zweier Leben« aus dem Jahre 1990 legt Peter Kamber nun sein zweites Buch vor. »Schüsse auf die Befreier« entstand unter aktiver Mithilfe ehemaliger amerikanischer, britischer und australischer Flieger.

PETER KAMBER

SCHÜSSE AUF
DIE BEFREIER

DIE ›LUFTGUERILLA‹ DER SCHWEIZ
GEGEN DIE ALLIIERTEN 1943-45

ROTPUNKTVERLAG

*Für Alice,
und im Andenken an Niklaus, der uns alle erst lehrte, über die
Schweiz zu schreiben.*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kamber, Peter:

Schüsse auf die Befreier : die »Luftguerilla« der Schweiz gegen
die Alliierten 1943-45 / Peter Kamber. – 1. Aufl. – Zürich :
Rotpunktverl., 1993

ISBN 3-85869-092-9

November 1993 – erste Auflage – Copyright bei rpv, alle Rechte vorbehalten – Satz: gesetzt in der Garamond bei TypoVision, Zürich; Lektorat: Lisa Inglin; Korrektorat: Geri Balsiger; Gestaltung, Umbruch: Heinz Scheidegger; Umschlag: Agnès Laube; Titelfoto: Sammlung Robert V. Simpson (Notlandung in Wil/SG, 13.8.43); Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda.

Adressen: Rotpunktverlag, Postfach 397, CH-8026 Zürich, Tel. 01/241 84 34.
Auslieferungen: Schweiz AVA (buch 2000), Deutschland Prolit, Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern Rotation, Österreich Herder.

ISBN 3-85869-092-9

Bitte verlangen Sie unser Gesamtprogramm!

INHALT

I

»Freund oder Feind«

»Luftguerilla«	7
»keine Diskussion«	13
»... damit ihr sie trifft«	20
In Blau getaucht	28
»ekelhaftes Gefühl«	38

II

Nicht für die Alliierten

Zukunftskrieg	45
»gewissermassen chloroformiert«	61
Untergang der Neutralen	77
Kalkulationen	84
Strategisches Ziel Italien	97

III

Neutrale Kriegsführung

Mit Gewehren und Bajonetten	107
Kriegsspiele	120
Arbeitsteilung	129
Tod über der Schweiz	137
»Hohn«	158

IV Fluchtgeschichten

›lümmelhaftes Benehmen‹	165
Flucht aus dem Paradies	175
Straflager Wauwilermoos	196
Hölle in der Baracke 9	213
›Gentlemen, you are in France‹	228

V ›In unserem glücklichen Land‹

›Handel mit dem Feind‹	243
Bomben auf die Schweiz	261
Allein gegen den Rest der Welt	277
Doppelt verschont	304
Isolation	320
Anmerkungen	336
Register	375
Fotonachweis	386

I ›FREUND ODER FEIND?‹

›LUFTGUERRILLA‹

Gäbe es etwas Absurderes, als in der Not diejenigen zu bekämpfen, von denen die Rettung kommt? Wer zur Waffe greift, wenn ihm in bedrängter Lage endlich geholfen wird, dem fehlt, wenn nicht die Logik, so sicherlich das Feingefühl. Es war an einer Zivilschutzübung vor vielen Jahren, als ich erstmals darauf stiess, dass die Schweiz im Zweiten Weltkrieg auf Alliierte schoss. Um uns die Nacht etwas zu verkürzen, hatte der Abwart der Bunkeranlage einen ganzen Stapel einer alten, grossformatigen illustrierten Zeitschrift aus dem Krieg auf den Tisch gelegt. ›Luftschutz‹ hiess sie und enthielt die laufende Chronik dessen, was sich in jenen Tagen am schweizerischen Himmel tat. In der Schlussnummer vom Dezember 1945 druckte die Redaktion unter der Silhouette von drei gestaffelt fliegenden alliierten Bombern eine genaue statistische Übersicht ab: »Der Luftkrieg über der Schweiz.« Die Frage ging mir seither nicht mehr aus dem Kopf: Wo stehen wir und wer sind wir, dass wir es wagen konnten, auf diejenigen zu schiessen, die uns befreien?

In der Nacht vom 12./13. Juli 1943 durchquerten ungefähr hundert britische Lancasters von England über Frankreich kommend den Westzipfel der Schweiz. Die Flugzeuge, die auf dem Weg nach Italien waren, flogen ungewöhnlich tief, Zeugenaussagen zufolge »viel tiefer als die früheren Male«, ziemlich sicher Gewitterwolken wegen, die es zu unterfliegen galt. Die auf dem Col du Marchairuz im Waadtland – in der Nähe von Le Brassus – postierte Schweizer Fliegerabwehrabteilung nahm, wie der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen in seinem Bericht über den Aktivdienst schrieb, »verschiedene englische Nachtbomber mit guter Sicht unter Feuer. Verschiedene Treffer wurden beobachtet.

In der gleichen Nacht stürzten in Le Bouveret und südlich von Sion je ein englisches Lancaster-Flugzeug ab, wobei sämtliche Insassen getötet wurden. Es ist wahrscheinlich, dass diese Abstürze infolge Beschuss durch unsere Flab erfolgten.« Die zwei fraglichen Maschinen hatten sich noch eine Zeitlang in der Luft halten können, überflogen Lausanne, wo nur eine dünne Wolkenschicht lag und am Himmel zeitweise Sterne zu sehen waren. Ein Zeuge aus Clarens bei Montreux am Lac Léman, welcher, das tiefe Brummen der Bomber in den Ohren, auf die andere Seeseite zur Walliser Gemeinde Bouveret hinüberblickte, berichtete: »Ich stand vor meinem Hause. Es war etwas nach 1 Uhr. In der Ferne sah ich am schwarzen Himmel plötzlich eine brennende Riesenfackel, von der ich zuerst annahm, dass es sich um eine Leuchtkugel handle. Sie fiel aus einer Höhe von schätzungsweise 800 Metern auf gegen 200 Meter nieder. Dort entfaltete sich aus ihr mit einem Mal ein regelrechtes Feuerwerk, und ich richtete mein Fernrohr auf das nächtliche Schauspiel. Zuerst hatte ich den Eindruck, das Gebilde besäße die Form eines Fallschirms. Immer mehr aber kam ich zur Überzeugung, dass es sich um nichts anderes als um ein brennendes Flugzeug handeln müsse. Das ganze Schauspiel dauerte nur wenige Minuten. Als die »Fackel« erlosch, erfolgte eine heftige Detonation, die so stark war, dass selbst in Clarens die Fensterscheiben erzitterten.«

Über dem Rhonetal lagen zu dem Zeitpunkt schwere Gewitterwolken, und es blitzte. Das offenbar bereits brennende Flugzeug kreiste – laut Ohrenzeugen »mit regelmässig laufenden Motoren« – im Raume Villeneuve-Le Bouveret und stürzte schliesslich, wie der Untersuchungsbericht festhält, um ca. 00.55 Uhr in die Flanke des Grammont, auf einen »bewaldeten felsigen Steilhang von ca. 60° Neigung. (...) Durch den Aufprall explodierte die ganze Bombenlast mit Ausnahme von ca. 100 Brandbomben. Dadurch wurde das Flugzeug in mindestens 10'000 Trümmer zersprengt, die in einen Umkreis von ca. 1 km flogen (...). Die Bombenexplosion hatte gleichzeitig einen Felssturz ausgelöst, der zahlreiche Trümmer mit sich in die Tiefe riss und auch bedeckte.« Die Zeitungen berichteten, dass »nicht nur in Bouveret selbst, sondern auch in Villeneuve, Territet, Montreux und Clarens Fensterschei-



Trümmer der ersten abgeschossenen britischen Lancaster oberhalb von Le Bouveret. Ums Leben kamen dabei: Horace Badge (Pilot), Arthur Charles Jepps (Navigator), Arthur Charles Wright (Navigator/Bombenschütze), Edward Higgins (Bordfunker), Robert Wood (Bordingenieur), James Arthur Spence (Bordschütze), Ronald Oswald Charles Brett (Bordschütze).

ben zertrümmert« wurden: »Die Leichen der bei den weit zerstreuten Trümmern des Apparates aufgefundenen sieben Mitglieder der Besatzung sind bis zur völligen Unkenntlichkeit verkohlt.«

Die andere Maschine war noch das Rhonetal hinaufgefliegen und hatte dann zwischen Sitten und dem Val d'Hérémence zu kreisen begonnen, um sich in den Bergen ihrer Bombenlast zu entledigen: »Man konnte beobachten, wie das Flugzeug Leuchtraketen abschoss, um eine Landungsstelle zu erspähen. (...) Darauf wurden zwei aufeinanderfolgende Explosionen vernommen und ungefähr während einer halben Stunde war die Röte des brennenden Flugzeugs sichtbar.« Die Absturzstelle lag oberhalb der Mayens-de-Sion unweit der Crêtes de Thyon. Die Maschine soll noch eine Starkstromleitung gestreift haben. Sieben Tote auch hier, die Besatzungsmitglieder wurden »vollständig verbrannt gefunden«.

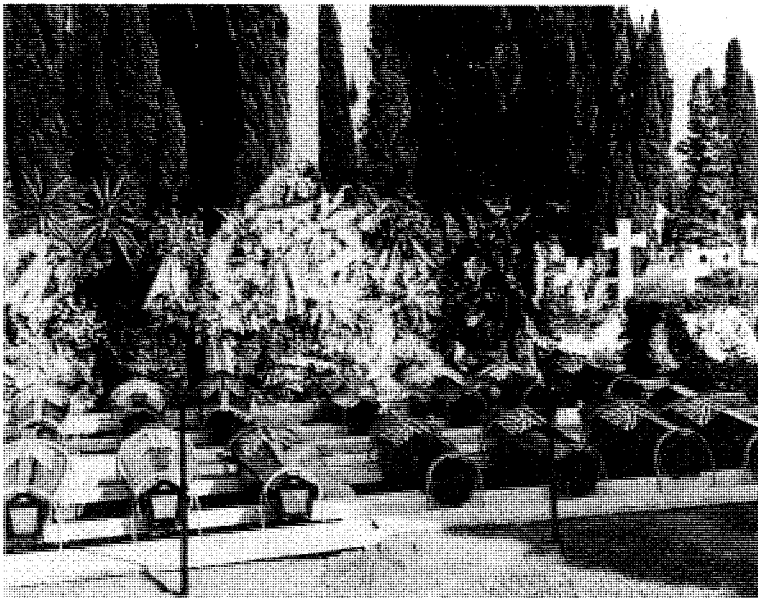


Trümmer der zweiten Lancaster unweit von Sion.

Der Kommandant des Armeeflugparks, Major Gerber, der mit den Abklärungen vor Ort betraut war, vermochte zwar in den Trümmern keine »Flab-Einwirkung« mehr festzustellen, doch war dies nach den Explosionen und angesichts der damaligen Untersuchungsmethoden nicht weiter erstaunlich. Die Schweizer Armee verbuchte die beiden britischen Maschinen als Abschüsse. An ihrer Absicht, sie *abzuschliessen*, hatte die Flabstellung auf dem Marchairuz in jener Nacht auch keinen Zweifel gelassen ...

»Die Beisetzungsfeierlichkeiten für die vierzehn britischen Flieger«, die zwei Tage später auf dem St. Martins-Friedhof von Vevey vor den Gräbern 85-91 und 98-104 stattfanden, gaben gemäss der Berichterstattung der »Tribune de Lausanne« »Gelegenheit zu einer Sympathiekundgebung, an der sich die Bevölkerung Veveys beteiligte; wunderbare Kränze waren aus allen Gegenden der Schweiz und von allen britischen Gemeinschaften geschickt worden; auszumachen waren jene der Britischen Gesandtschaft in Bern, der Royal Air Force, der Britischen Legion, der englischen Internierten, der in der Schweiz lebenden Kolonien der Griechen, Belgier, Holländer, Jugoslawen, der Vereinigten Staaten und Palästinas.« Eine Schweizer Bataillonsmusik spielte den Trauermarsch Beethovens. Eine Ehrensalue wurde abgefeuert. »Unter der zahlreich erschienenen Menge«, schrieb eine andere Zeitung, »bemerkte man den britischen Gesandten in der Schweiz, Sir Clifford Norton, den Luftattaché der britischen Gesandtschaft in Bern, Luftcommodore West, ferner Vertreter der alliierten Länder, sowie der schweizerischen Armee und des Territorialkommandos, (...) ausserdem die Vertreter des schweizerischen Fliegerkorps«.

Im schweizerischen Armeestab, genauer: im Nachrichten- und Sicherheitsdienst, welchem Oberstbrigadier Masson vorstand, erregten diese Trauerfeierlichkeiten, insbesondere die Bekundungen der *Teilnahme* seitens der Schweizer Bevölkerung, deutliches Missfallen. Masson, der Chef des militärischen Geheimdienstes, erklärte sich »eingermaßen erstaunt über dergleichen Kundgebungen. Nun protestiert unsere Regierung seit Jahren mit... Energie bei der britischen Regierung, damit *endlich* diese Verletzungen unse-



Die Opfer von Le Bouveret und Sion wurden in Vevey beigesetzt.

res Luftraumes aufhören, ohne irgendwelchen Erfolg. Diese Leute scheren sich nicht um uns. Sie nehmen nicht nur keinerlei Rücksicht auf unsere delikate Lage als neutraler Staat, sondern sie unternehmen wirklich alles, was sie können, um uns eines Tages in den Konflikt hineinzuziehen. Um so grösser ist mein Erstaunen, dass es zu einer derartigen... Sympathiekundgebung für just jene kommen konnte, die nicht davor zurückschrecken, ihre Bomben auf unser Territorium fallen zu lassen.« Er trug Oberstleutnant Schafroth, der ebenfalls dem Nachrichten- und Sicherheitsdienst angehörte, unverzüglich auf, »dieses Thema mit der Abteilung ›Presse und Funkspruch‹ [Zensurstelle] durchzunehmen«, vorgängig aber mit Oberst Müller, Massons Stellvertreter, zu sprechen. Von Oberst im Generalstab Werner Müller stammt das Wort von der »Luftguerilla« [la guerilla aérienne], die wir gegen die Flugzeuge der Alliierten zu führen verpflichtet sind« – so drückte er sich in einem Brief an General Guisan vom 21.3.44 aus. Masson damals weiter zu Schafroth: »Die Teilnahme der Schweizer Armee an der Trauerfeier für diejenigen, die uns bombardie-

ren, ist ein Paradox.« In einem P.S. am folgenden Tag (17.7.43) erst wechselte er in bezug auf letzteres seine Meinung, als er erfuhr, »dass die zwei englischen Flugzeuge von unserer Flab abgeschossen worden sind. (...) Das ändert die Sachlage etwas. In der Tat ist es eine ritterliche und menschliche Geste, die Toten eines Luftduells über unserem Territorium zu ehren. Den Berichten von Konsul von Weiss zufolge verfahren die Deutschen mit den gefallenen britischen Fliegern im Ruhrgebiet genauso. Bleibt die ›Anteilnahme‹ der Bevölkerung, die solchen Kundgebungen einen *populären* Charakter zu verleihen droht, welcher gewiss bei den Angehörigen der Achsenmächte einmal mehr falsch interpretiert werden dürfte.« Oberstleutnant Schafroth protestierte, wenn auch in gewählten Worten, sogleich beim Legationsrat im Eidgenössischen Politischen Departement, Dr. Rezzonico: »Wenn eine Bemerkung gestattet ist, muss ich sagen, dass der Aufwand an alliierter Offizialität (Minister Norton, Militärattachés, Konsuln [...]) das Mass taktvoller Zurückhaltung entschieden überschritten hat.« Mehr noch als über »den geringen Takt der englischen Veranstalter« regte sich der Nachrichten- und Sicherheitsoffizier Schafroth wie Masson aber über die eigene Bevölkerung auf: »Die ›Sympathieäusserung‹ des Publikums ist allerdings der dunkelste Punkt der Angelegenheit.«

›KEINE DISKUSSION‹

1. August 1989. Nationalfeiertag, regnerisches Wetter. Der Acht-Uhr-Zug bringt mich nach Bern. Um zehn steige ich am Guisan-Platz aus dem Tram. Auf der nahen Allmend feiern die Fliegertruppen ihr 75jähriges Bestehen. Eine bescheidene patriotische Feier, mit Zustrom vieler Angehöriger der älteren Generation, die Aktivdienst geleistet haben. Schweizer Fahnen, Ehrengarde junger Rekrutenschüler und Unteroffiziere. Auf der Bühne eine Militärmusik. Junge Rekruten, die sich vorher gar nicht gekannt haben, das ist Miliz, meine Damen und Herren, sagt der Speaker, ein höherer Offizier.

In den offiziellen Reden fallen ein paar schrille Töne gegen die Medienberichterstattung in Sachen Militär, die nur immer das Negative herausgreife, die wirklichen Leistungen nicht würdige. Wir am Priesstisch sehen uns betreten an. Der Fotograf, der neben mir sass, pirscht sich noch näher ans Rednerpult ran. Betreibt unbeirrt Kopffagd. Nach einer Stunde gibt es eine kleine Flieger-vorführung. Drei Helikopter ziehen eine Schweizer-, eine Berner- und eine Fliegertruppenfahne hinter sich her. Es wirkt auf mich peinlich. Ich nehme den Rotorenlärm auf Band auf. Dann springen etwa zehn Fallschirmspringer ab. Die zwei Flugzeuge, die sie heranzführten, verschwinden in den Regenwolken. Ein starker Wind geht, und die Schadenfreude zwingt mich zu einem Lächeln. Sie hatten sich weit weg, schräg über der Allmend, absetzen lassen. Ich rechne nicht damit, dass sie es auch nur annähernd schaffen, auf der weiten grünen Wiese zu landen. Aber sieh einer an, die zehn schaffen eine Punktlandung. Mit ihren kleinen Schirmen steuern sie ins Ziel, als ob sie Flügel hätten. Sie können also doch was. Ich bin nicht gerade ergriffen, aber... Dann heulen drei Mirage-Düsenmaschinen über den Platz. Zuvor war noch ein Oldtimer gelandet, der jetzt, nach dem Ende der Parade von den Schaulustigen ordentlich bestaunt wird. Die Vorführung sollte laut Ankündigung bewusst in einem schlichten Rahmen bleiben. Ich zögere noch immer mit meinen Interviews. Ich befürchte, dass mich die vielen Veteranen auf dem Platz auffressen, wenn ich ihnen mit einer ungebührlichen Frage die Feierstimmung verderbe. Ich warte auf den Augenblick, wo sie sich sagen, was, soll das schon alles gewesen sein, und sich etwas stehengelassen fühlen. Die meisten haben die Wiese schon wieder verlassen und sind in die wettersichere Festhalle zurückgekehrt. Der erste, dem ich mich nähere, hat eine sehr liebenswürdige Ausstrahlung. Er ist aus dem Engadin. »Natürlich war die Sympathie auf der anderen Seite, nicht auf der deutschen und italienischen. Aber der Befehl lautete einfach, unsere Neutralität zu schützen, und man hat dann natürlich auch auf diese Bomber geschossen, vielleicht nicht hoch genug, oder was weiss ich.« Er erzählt von seiner Frau, die es miterlebt hatte, »als in Samedan mitten ins Dorf eine Bombe fiel, aus den Wolken heraus – kein Mensch hatte etwas erwartet. Meine

Frau war mit den Kindern am Bahnhof unten und sass auf einem Bänklein an der Sonne. Auf einmal erfolgte eine Explosion. Mit sehr viel Glück hat es keine Toten gegeben.«

Nach ihm treffe ich auf zwei Berner, Witzbolde eher. Als der eine erklärt: »Man hat sie in der Nacht gehört, hoch oben, das ist im Grunde genommen eigentlich alles, und dann hörte man ab und zu Fliegerabwehrgeschütze, die in Funktion getreten sind«, fällt ihm der andere ins Wort: »Es ist gut, erinnerst du mich daran: Wenn wir jeweils das Brummen über uns hörten und ich bei meiner Braut zu Besuch war, sagte ich ihr: ›Hast du gehört, es ist Fliegeralarm, ich darf nicht mehr nach Hause auf die Strasse, ich muss bei dir bleiben!‹« Schepperndes Lachen der beiden. Die Schüsse auf die Alliierten? »Man hat das glaube ich gar nicht realisiert«, fährt ein anderer Berner fort, »damals hat man ja die Flugzeuge nicht so genau erkennen können, wie es heute der Fall ist, und dann hat es einfach Kommandanten gegeben, die Feuerbefehl gegeben haben und fertig. Das hat kein Pardon gegeben, damals, keine Diskussionen.«

Ein Schaffhauser, den ich an einem der langen Holztische in der Halle finde: »Ja, ja, ich habe das natürlich hautnah erlebt, und zwar in Schaffhausen. Wir hatten ja vom Sommer 1940 an bei gutem Wetter jede Nacht Überflüge. Die Engländer sind über Frankreich den Rhein hinaufgekommen, und bei Schaffhausen, beim Rheinfall, haben sie nach Deutschland abgedreht. Die Engländer waren ja die ersten, die das deutsche Hinterland angegriffen haben. Sie warfen damals diese Staniolstreifen ab, um den deutschen radarähnlichen Prozess des Erkennens – durch Nebel und Wolken hindurch – zu stören. Bei mir zu Hause habe ich noch welche. Wir haben natürlich auch erlebt, wie solche englische Flieger über dem Bodensee abgeschossen worden sind. Die haben ja vor allem Friedrichshafen angreifen wollen, wegen der Flugzeugindustrie dort. Da war der Bodensee oberhalb von Schaffhausen eine Orientierungshilfe, genau wie der Rheinfall. Die weisse Gischt des Rheinfalls hat man natürlich nachts von weitem gesehen – und den hat die Schweiz ja nicht verdunkeln können. Wir konnten ja nicht oberhalb des Rheinfalls Tinte hineinleeren! Ja, ja, das ist eben so gewesen.«

»Ich war ja dauernd im Dienst«, erklärt mir ein ehemaliger Nachrichtendienst-Offizier, der mir etwas gereizt Auskunft über die Ausrüstung der Flabtruppen, die Nachrichtenübermittlung und die Feindaushorchung gibt. Meine Haltung kommt ihm »völlig fremd« vor: »Für uns war das ein ganz einfacher Fall. Zuerst hat man auf die Deutschen geschossen, weil die zuerst die Grenze verletzt haben, und nachher kamen die Alliierten, am Tag die Amerikaner und nachts die Engländer: da hat man eben auf die geschossen. Das war damals unsere Pflicht, da gibt es gar nichts zu diskutieren.« – »Damals hat es keine Diskussionen gegeben?« – »Überhaupt nicht! Man hat geschossen, wenn man sie sah, man hoffte, dass man sie trifft, und ein paar sind abgeschossen worden. Das war nicht eine Frage der Sympathie, das war *ein Auftrag*.

Und darüber haben wir damals gar nicht diskutiert. Da fragte man nicht, *wer* es ist, sondern: Es hat *irgendeiner* unsern Luftraum verletzt, folglich müssen wir uns dagegen wehren. Und für einen normalen Militär, sei das nun ein Oberst oder ein Soldat, gibt es nichts anderes, als einen Auftrag auszuführen. Und irgendwelche Zweifel: von dem überhaupt nichts! Was Sympathien und Antipathien angeht, stand das auf einem anderen Blatt. Ob Sie Sympathien oder Antipathien haben gegen eine Partei, spielt keine Rolle. Wenn Sie einen Befehl *haben*, haben Sie den auszuführen, da gibt es überhaupt nichts zu berichten. Auf den Hitler und seine Bande hatte man natürlich einen endlosen Hass, aber das hat nach unserer Auffassung den Engländern oder Amerikanern noch lange nicht das Recht gegeben, in der Schweiz Bomben abzuwerfen, und da fand man, wenn man die trifft, dann geschieht ihnen recht. Die hätten ja um die Schweiz herumfliegen können.« Er war damals zunächst als Leutnant Beobachter bei den Fliegertruppen. Seine Frau sitzt neben ihm am Tisch. Sie denkt nur ungern an den Krieg zurück: »Schlechte Erinnerungen!« sagt sie, als ich ihr die Frage stelle. Sie hatten sich damals in einer dünnbesiedelten Gegend ausserhalb Berns niedergelassen: »Wir waren frisch eingezogen und mussten dort nachher den Keller einrichten. Zwei, drei oder vier – ich weiss nicht mehr wieviele – Nächte sind wir in diesen Keller runter, die Kinder aus dem Schlaf gerissen. Mein Mann war immer im Dienst und ich allein, da in dem Einfami-

lienhäuschen mit den kleinen Kindern. Nein! Das war schlimm. Und wenn man sie obendurch fliegen hörte, ach, immer das Gefühl, jetzt lassen sie etwas fallen. Und dann war immer Verdunkelung, und ich konnte ja nie fort. Es war einfach unmöglich. Es gab Wochen, da habe ich nur den Bäcker oder den Milchmann gesehen – wenn ich einkaufen ging. Sonst sah ich niemanden. Eine richtige Isolation. Es war nicht schön.«

»Wenn die Sirenen losgingen, ist man zuerst einmal in den Keller gerannt«, erklärt mir ein mittlerweile etwas beleibt wirkender Mann, der sich anschickt, mit seiner Frau die Halle zu verlassen. »Nachher, so nach dem zweiten Alarm, hatte man das Gefühl, ja, da passiert ja nichts und blieb allmählich oben, schaute der Sache zu und horchte, was da etwa kommen könnte. Zuletzt hat man dem bei uns in Bern gar nicht mehr so starke Beachtung geschenkt.« – »Ich selber habe jeweils den Alarm verschlafen«, lacht seine Frau. Ein offenbar mit ihnen befreundetes anderes Ehepaar hat sich inzwischen zu uns gesellt. Der eher schmal gebaute Mann: »Wenn schöne Mondscheinnächte waren, hat man sie jeweils gesehen. Wir waren ja damals alle im Aktivdienst, im Réduit oben, als sie jeweils Turin und Genua und so weiter bombardierten. In schönen Nächten sah man sie, die silbernen Vögel, und wie das gebrummt hat – rrrr... Nach etwa ein-, eineinhalb Stunden sind sie dann wieder zurückgekehrt, und dann hat man sie wieder gehört und gesehen. Das war eindrücklich: *schaurig-schön*, möchte ich fast sagen.« Er lächelt entschuldigend. Die Frau mit dem robusten Schlaf erlebte jene Zeit gleichwohl als sehr beengend: »Man konnte nicht weg, die Grenzen waren zu. Ich musste zu Hause bleiben und der Mutter helfen, damit der Vater in den Dienst konnte – ich hatte jüngere Geschwister. Am Velo hatte man eine blaue Lampe. Strassenlampen nachts gab es nicht. Die Fenster waren mit schwarzen Vorhängen verdunkelt und – ich bin eine Solothurnerin – über dem Jura sah man so Feuer, wenn sie dort [in Frankreich] bombardierten. Ich habe mich jeweils schon ein wenig gefürchtet. Das ist also schon unheimlich, wenn alles finster ist. Und da dem Jura entlang hat man sowieso immer noch ein wenig mehr vom ›Teufel‹ gesprochen. Aber als Kind haben sie einem auch Angst machen können – damit man folgsam war.«

Ihr Mann, der ›Dickere‹: »Als die Verdunkelung eingeführt wurde, war ich natürlich gerade im Dienst, in Simplon Dorf, und musste sehen, dass alles recht ging. Da bin ich mit dem Gemeindepräsidenten und dem Pfarrer am Abend schauen gegangen, wo noch Licht durchschimmert, und nachher haben wir dort angeklopft und haben die Leute rausgeholt. Sie sollten einmal schauen, das sei nicht gut, und dann haben sie das in Ordnung gebracht. Wenn der Pfarrer und der Gemeindepräsident dastanden, gab das der Sache mehr Gewicht, nicht. Nullkommaplötzlich hatten wir das Simplon Dorf verdunkelt.« In den Schüssen auf die Alliierten sah er damals kein Problem: »Nein, ich finde es richtig, dass man ganz neutral gesagt hat: das ist unser Luftraum. Entweder man hat eine Armee und hat eine Doktrin – und die hiess: wir halten diplomatische sowie Handelsbeziehungen mit allen, aber militärisch sind wir einfach neutral –, und bitteschön, entweder wehren wir uns, wird die Neutralität einigermaßen glaubhaft aufrecht erhalten, oder halt nicht.« Er ereifert sich, als ich dies mit einem Fragezeichen versehe, und nimmt mich in die Zange. Erst als ich seinem Blick – blau waren seine Augen – standhalte und ihn, wie es meine Art ist, ausreden lasse, beruhigt er sich wieder und schwächt den polternden Vorwurf, die jüngere Generation könne gar nicht mehr verstehen, was damals war, wieder ab: »Wir hatten die Neutralität zu verteidigen: gegen X, das mochte sein, wer es war. Gegen den, der die Grenze überschritten hätte, gegen den hätten wir antreten müssen, das war uns absolut allen klar, und wir haben nicht mit wenn und aber, wie man das heute eben macht, alles in Frage gestellt, sondern einmal gesagt: das ist richtig, also machen wir das, und das hat keine Diskussion gegeben. Das ist der grosse Unterschied zu heute: Heute wird bloss geplaudert, aber nichts Rechtes durchgeführt. Damals hat man einfach gemacht.« – »Wobei wir sympathiemässig natürlich schon bei den Alliierten waren«, warf der ›Dünne‹ ein. – »Klar, aber wie gesagt: Aus Neutralität hat man einfach auf jeden schießen müssen, der über die Grenze kam, war das der Deutsche oder einer der Alliierten. Sonst wären wir nämlich unglaubwürdig geworden. Das ist schon ein wichtiger Punkt: Dass wir immer antreten mussten, gegen wen auch immer. Das kam vor allem bei den Fliegern zum

Ausdruck, was daher kam, mussten sie bekämpfen, wurst, ob es ein Deutscher, ein Amerikaner oder ein Engländer war. Das war ein grosses Handikap. Moralisch wussten wir schon, wo wir stehen. Wir sind, das muss man sich auch vergegenwärtigen, *vollständig umschlossen* gewesen von Gegnern ...« – »Von den Achsenmächten!« ergänzte der ›Dünne‹. – »Komplett!« doppelte der ›Dickere‹ nach.

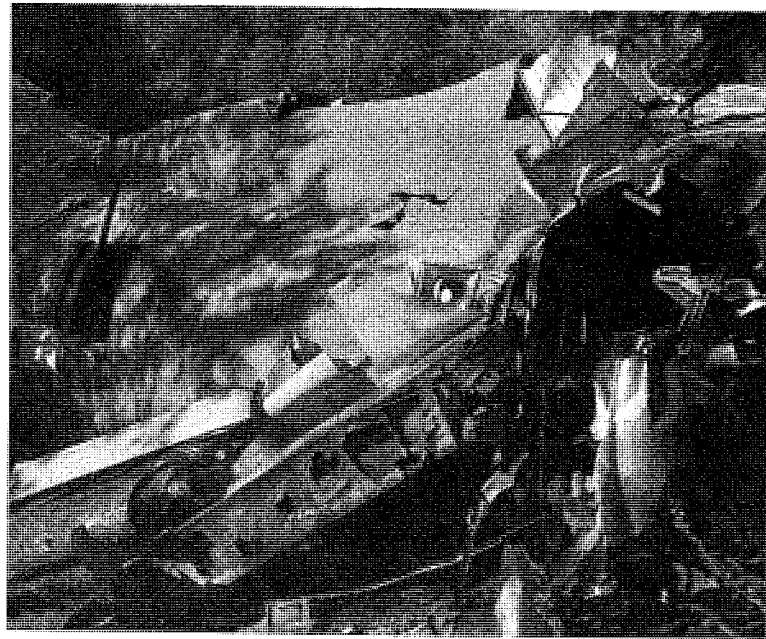
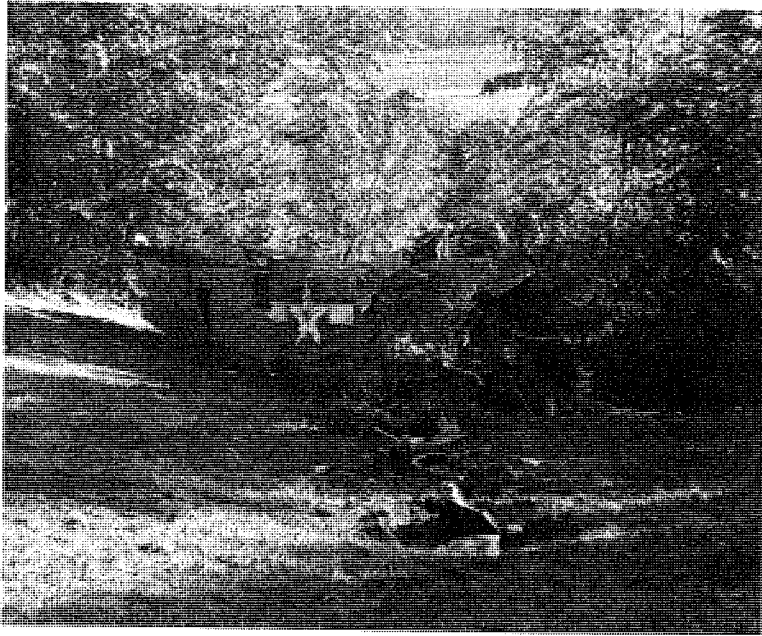
Als ich schon denke, genug gehört zu haben, fällt mir beim Weggehen ein einzelner älterer Mann mit Brille auf, der wie ich der Tramstation entgegengeht. Auf ein paar Schritt Distanz, mit seiner Kopfbedeckung, macht er auf mich den Eindruck, wie ich nicht wirklich hierherzugehören. Siebenundsiebzig Jahre alt ist er. Verdunkelung? »Ja, ja, das war mehr oder weniger ein Affentheater gewesen. Bei uns – ich wohne in Ostermundigen – musste man bei den Fenstern Karton anbringen, und plötzlich hat es geklopft oder geläutet und ist einer gekommen, sagte: ›Sie, da ist noch ein kleiner Schlitz, der noch nicht ganz zugemacht ist!‹ Wie wenn das einer in 3000 Meter Höhe oben gesehen hätte! Also damals haben sie wirklich pingelig getan. Stumpfsinnig war das! Es war ja klar, dass man nicht grosse Lichter haben konnte, aber damals sind sie also so saublöd gekommen. Das konnte man nicht verstehen. Und ob die Verdunkelung viel eintrug, weiss ich nicht. Im Tessin unten, in der Magadinoebene, bin ich im Dienst gewesen, als einmal ein amerikanischer Bomber kam. Vier Schweizer Jäger fingen ihn ab und dann musste er landen. Das war eine Sache, als wir ihn anschauen konnten! Manche wurden ja auch abgeschossen. Von der anderen Seite sind natürlich auch genug gekommen, das ist garantiert sicher. Ich war im Fricktal unten im Dienst, da kamen sie, die Deutschen, sind über uns hinweggeflogen, 50 Meter über uns und unsere Stellungen hinweg, die wir gebaut hatten, und haben die Sache fotografiert. Das war mehr oder weniger ein Theater. Von denen wurde keiner heruntergeschossen. Die sind so blitzartig erschienen, die deutschen Jagdflugzeuge, und fort waren sie. Wir konnten nichts tun, als den Kopf einziehen, das war alles.«

›... DAMIT IHR SIE TREFFT!‹

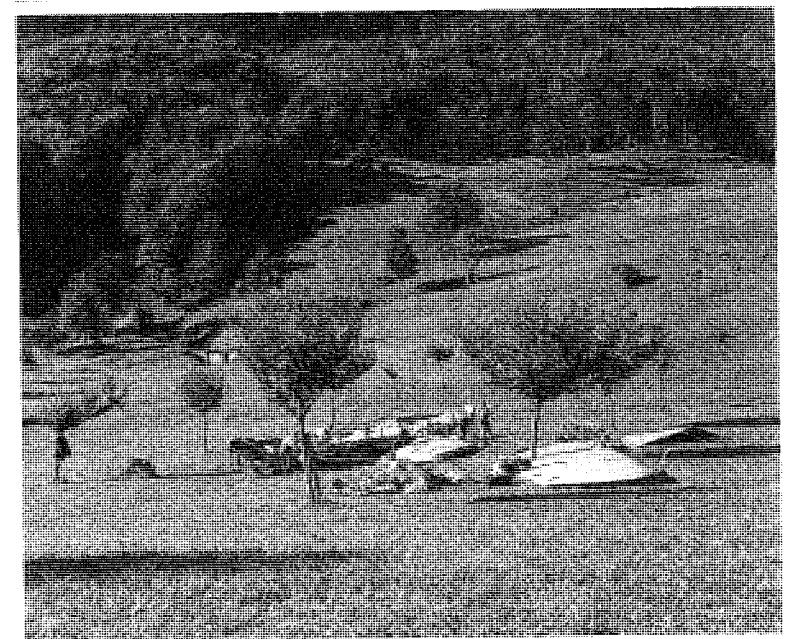
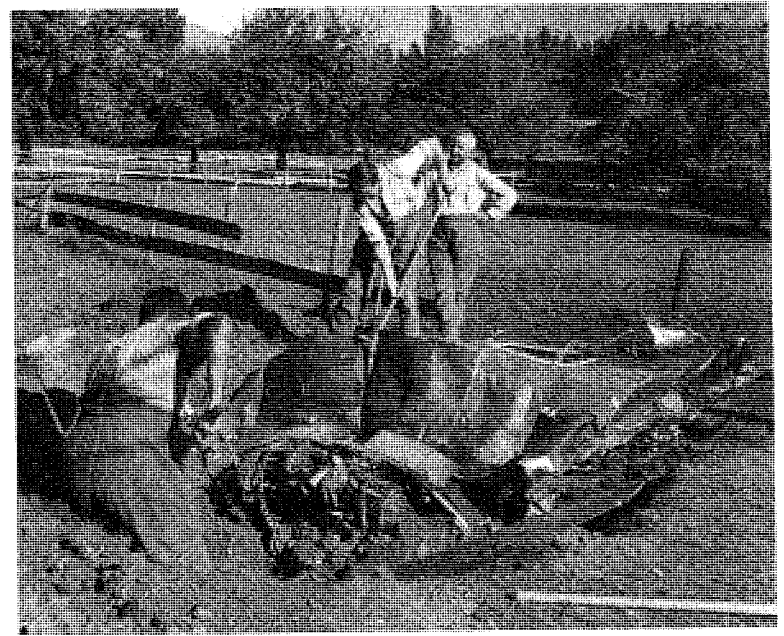
Am 1. Oktober 1943 holten die Schweizer Flab-Truppen erneut Alliierte vom Himmel. Im Bericht des Kommandanten der Flieger- und Flabtruppen heisst es: »Die Flab. beschoss am 1.10. ein amerikanisches Flugzeug, welches darauf in der Gegend von Alvanu abstürzte. Ein weiteres amerikanisches Flugzeug stürzte in der Gegend von Ragaz ab. Von den total 21 Besatzungsmitgliedern dieser zwei Flugzeuge konnten sich 8 durch Fallschirmabsprung retten, die andern wurden beim Aufprall auf den Boden getötet. Dieser Flab-Einsatz erfolgte durch die Flab. Abt. 39 der Festung Sargans, welche ihre Kriegsstellungen bezogen hatte.« Die amtlichen Stellen meldeten damals am selben Tag, dass diese »Flugzeugabstürze nach vorangegangenen Luftkämpfen zwischen amerikanischen ›Fliegenden Festungen‹ und deutschen Jägern« erfolgt seien. Die US-Bombergruppe, welcher die zwei Maschinen angehörten, war von den deutschen Jagdflugzeugen bis auf schweizerisches Gebiet verfolgt und beschossen worden. Was die Deutschen allem Anschein nach allein nicht ganz schafften, führten die Schweizer in einer gespenstischen Arbeitsteilung zu Ende. Die Flab sei »in Aktion« getreten, »schoss mit Sicherheit durch Volltreffer eine ›Fliegende Festung‹ ab.« Die »graue[n] Sprengwölklein« der Flab-Geschütze seien »am Himmel deutlich zu erkennen gewesen«. Ein Augenzeuge berichtete damals: »Etwa 12 Uhr 33 näherten sich von Sargans her klar sichtbar in einer Höhe von schätzungsweise nur 2000 Meter fünfzehn ›Fliegende Festungen‹ in geordneter Formation. Ein Flugzeug zog gut sichtbar Rauchfahnen nach sich. Als die Flugzeuge Bad Ragaz überflogen, eröffnete die Flab das Feuer. Plötzlich sah ich in einem andern Flugzeug links aussen einen Feuerstrahl, gleich darauf loderte am Tageshimmel ein mächtiges Feuer auf. Das Flugzeug nahm brennend Kurs in die Tiefe; es zerbarst.«

Die amerikanischen Maschinen gehörten einer Formation an, die zum ersten Mal von einer neu eingerichteten Luftwaffenbasis in Nordafrika aus Ziele im deutschen Reichsgebiet angeflogen hatten. Hauptmann Gottfried F. Ruegg, dessen Batterie die Amerikaner unter Beschuss nahm, verfolgte den Absturz der einen Ma-

schine mit eigenen Augen: »Ein Volltreffer einer schweizerischen 7,5-cm-Flab-Granate riss das Schwanzstück mit Höhen- und Seitensteuer weg. Der Bomber stürzte, kopflastig geworden, brennend ab. Während des Absturzes explodierte der Rumpf. Flügel und Motoren stürzten in wildem Wirbel durch die Luft.« Die Trümmer gingen etwa drei Kilometer südlich von Ragaz in einem Wald nieder. Einer, der dies überlebte, war der Hilfs-Bordingenieur Marion Dale Pratt. Er hatte das rechtsseitige MG der viermotorigen B-17 bedient. 1916 in Kansas geboren, wurde er im Mai 1942 als 26jähriger ins Militär aufgeboten und trat der amerikanischen Luftwaffe bei. 25mal war er vor jenem Tag bereits über feindlichem Gebiet im Einsatz gewesen, meistens gegen das italienische Festland und Sizilien. Diesmal waren die Messerschmitt-Werke in Augsburg das Ziel gewesen: »Am 1. Oktober 1943 wurden wir für den kommenden Einsatz um 04.30 geweckt. Nach einem herrlichen Frühstück mit Eiern, Speck, Brot, Konfitüre und Grapefruits wurden wir noch bei Dunkelheit auf das Wüsten-Flugfeld (Oudna-Bizerta) gefahren, wo bereits 62 Bomber, mit Bomben vollgeladen, aufgetankt, startklar standen. Die Befehlsausgabe begann wie vorgesehen um 06.00. Zuerst erhielten die Piloten die Zuteilung ihrer Bomber für diesen Tag, und man sagte ihnen, wo sie geparkt waren. (...) Es starteten jedoch wegen Defekten nur: 15 Bomber B-17 (Fortress) um 08.00, 21 Bomber B-24 (Liberator) um 08.20. Wir wurden bis zum Nordrand der Insel Korsika durch Jäger P-38 (Lightning) eskortiert. Bald nachdem sie uns verlassen hatten, überflogen wir die italienische Küste im Norden von Florenz. Nun gerieten wir in schwaches Flab-Feuer, und einige Jäger griffen uns an. Nach kurzem erfolglosem Schusswechsel verliessen sie uns. Nun flogen wir in 5700m Höhe mit Sauerstoff-Masken, vom Feind unbehelligt, über die Alpen, unter uns ein endloses Nebelmeer.« Infolge sehr ungünstiger Wetterlage hatte sich der Bomber-Verband, über Deutschland fliegend, schliesslich gezwungen gesehen, noch vor Erreichung des Zieles wieder umzukehren. »Plötzlich klarte sich der Himmel auf, und um 12.10 griffen uns 20 Messerschmitt 109, aus der Sonne kommend, dicht hintereinander fliegend, von vorne an und, nach einer grossen Volte, nochmals, leicht überhöht, von hinten. Eine



Trümmer der bei Ragaz abgeschossenen amerikanischen B-17.



Einer der Flugzeugmotoren grub sich tief in den Boden hinein.

Messerschmitt flog so nahe an meinem offenen MG-Stand vorbei, dass ich das Gesicht des Angreifers sehen konnte. Danach überquerten wir, ohne es zu wissen, die Schweizer Grenze und erhielten über dem Festungsgebiet von Sargans schweizerisches Flab-Feuer. Hunderte von Geschossen und Splitter sausten vom Heck zum Bug durch unseren Rumpf. Dieser Angriff tötete die Besatzung im Cockpit. Dem Bombenschützen gelang es noch, sterbend den Bombenschacht zu öffnen und die Bomben abzuwerfen [übliches Vorgehen zur Vermeidung einer Explosion an Bord]. Den Funker, der am MG im Funkraum stand, traf ein Streifschuss am Bein. Er sank in die Knie, so dass dann die Geschossgarbe über seinen Kopf hinwegging und ihn verschonte. Ich wurde an die Decke des Rumpf-Mittelteils gedrückt und war nun sicher, dass alles vorbei sei. Plötzlich wurde etwas vom Flugzeug weggerissen, wo MG-Schütze King und ich lagen, und wir fielen wieder auf den Boden zurück. Alles drehte sich wie im Traum, Ausrüstungsgegenstände, Patronen-Gurten und -Hülsen. Alles flog um uns herum. Ich lag auf dem Rücken am Boden und erwartete, dass der Bomber in wenigen Sekunden auf dem Erdboden aufschlagen werde. Während dieses torkelnden Sturzfluges kroch ich längs der Bordwände zur Fensteröffnung des MG-Standes und stiess mich bewusst ins Leere hinaus. Der MG-Schütze des Funkturms wurde durch die Explosion eines Sauerstoffbehälters durch den offenen Bombenschacht ins Freie geschleudert. Auch der Kugel-MG-Schütze wollte im Fallschirm abspringen, konnte sich aber nicht rechtzeitig aus seiner engen Lage befreien. Im freien Fall griff ich nach der Reissleine, zog sie, aber nichts geschah. Der Fallschirm öffnete sich nicht. Da ich einen Brustfallschirm trug, begann ich, den Sack zu durchwühlen. Nach einigen Momenten, die mir wie Jahrhunderte erschienen, fand ich einen Seidenstreifen und zog daran. Zu meinem Glück kam dahinter der ganze Fallschirm mit all seinen Leinen und öffnete sich schlagartig. Ich wurde mit einer schrecklichen Kraft aufwärtsgezogen und spürte Schmerzen in allen Gliedern. Für eine oder zwei Sekunden hielt ich die Augen geschlossen und wunderte mich, dass ich noch am Leben war. Ich dankte Gott dafür. Unter mir sah ich ein schönes, breites Tal mit einem grossen Fluss und über mir noch zwei Fallschirme. Nach einem

harten Aufschlag auf dem Erdboden begann ich sofort, den Fallschirm einzurollen, da ich Flugzeuge hörte und glaubte, wir würden von ihnen beschossen. Wir drei Geretteten waren nur ca. 140 Meter voneinander zur Erde gekommen und glaubten zuerst, in Deutschland zu sein.« Sie wurden von Schweizer Soldaten aufgegriffen. In der Nacht fiel es ihnen schwer, Schlaf zu finden. »Wir bekamen Schlaftabletten und dann nochmals welche.«

Die zweite Maschine, die der Rauchfahne nach zu schliessen offenbar schon angeschlagen war, bevor die Schweizer Flab zu schießen begann, stürzte kurz danach bei Alvaneu ab. Es wird sich nie mehr aufklären lassen, ob bei dieser B-17 die deutschen oder schliesslich die schweizerischen Treffer den Ausschlag für den Absturz gaben. Wahrscheinlich aber hatten die Schweizer noch einen zusätzlichen Motor durchlöchert. William J. Cantwell erklärte bei der Vernehmung: »Schon bei den ersten Angriffen der deutschen Me-Jäger wurde der Motor Nr. 1 getroffen, wodurch er vollkommen ausfiel. Bald war auch noch der zweite Motor auf der linken Seite so stark beschädigt, dass der Propeller auf Segelstellung gebracht werden musste. Der Anschluss an die Formation ging immer mehr verloren. Nur durch starkes Hinunterstechen, wodurch aber Höhe verloren ging, konnte der Schutz der Formation noch etwas ausgenützt werden. Als dann aber der Motor Nr. 3 Feuer fing, war die Sache klar, dass es nur noch eine Rettung gab. Der Befehl zum Absprung wurde (...) durch die Bordverständigung gegeben.« Von der elfköpfigen Besatzung überlebten nur fünf.

Die Beerdigung fand am 5. Oktober 1943 in Ragaz statt. Vierzehn mit amerikanischen Sternenbannern umhüllte Zinksärge reiheten sich aneinander. Neben den sieben Toten von Ragaz und den sechs von Alvaneu wurde auch Joseph F. Maloney beigesetzt. Seine Leiche befand sich an Bord jener B-17, die einen Monat zuvor am 6. September 1943 nach einem Angriff auf Stuttgart in den Bodensee gestürzt und am 30. September aus ca. 70 Meter Tiefe geborgen worden war.

1993, fünfzig Jahre danach, führt mich der mittlerweile 91jährige Gottfried F. Ruegg durch den Garten, wo eine alte, rostige 20mm

Oerlikon-Flabkanone steht, die, wie er mir sagt, einmal in ein Museum kommen soll, in die Garage seines Hauses. Auf dem Heckruder des abgeschossenen amerikanischen Bombers von Ragaz hatte eine kniende Diana mit wehendem blondem Haar geprangt, in der Hand den gespannten Bogen. Nun hängt die göttliche Jägerin im Halbdunkel an der Wand, selbst zur Jagdbeute geworden, doch den geschärften Pfeil noch immer zum Schuss bereit. Ruegg hatte sie sich damals aus dem Wrack schneiden lassen. An der gleichen Wand sind andere Ausstellungsstücke zu sehen: eine Sauerstoffmaske der abgestürzten Crew, der Öltank eines Motors, eine Landeklappe und ein grosses, auf beiden Seiten bedrucktes seidenes Taschentuch, das ihm Joseph R. Carroll, einer der drei mit dem Fallschirm abgesprungenen Flieger, vermacht hatte, und auf welchem farbig in feinsten Schrift eine Strassenkarte für Belgien, Frankreich, Deutschland und die Schweiz abgebildet war. Zweimal zögert er und fragt mich: Ob es denn mein Ziel sei, »festzustellen, dass sie ungerecht abgeschossen worden sind? Wollen Sie erreichen, dass mancher Schweizer denkt, wir hätten nicht auf die Alliierten schiessen sollen?« In den achtziger Jahren schrieb Ruegg für eine Militärzeitschrift mehrere Erinnerungsartikel. Die Sache hatte ihn anscheinend selbst nicht ruhig gelassen. Er zeigt mir ganze Ordner mit Dokumenten und Briefen, die er von amerikanischen Piloten erhielt: »Sie haben nie irgendwie bittere Worte gehabt, dass sie abgeschossen worden sind.«

In der Korrespondenz stosse ich auf eine Glückwunschkarte – »Bravo et sincères félicitations« – eines Dienstkollegen vom 10.11.43, mit welchem Ruegg vor seiner Verlegung ins Festungsbereich Sargans bei Apples (Kanton Waadt) »Nacht für Nacht«, wie er sagt, auf britische Lancasters gefeuert hatte. Ich frage ihn, ob es bei ihm denn tatsächlich ein Gefühl von Stolz gegeben habe an jenem 1. Oktober 1943, oder ob nicht eher Trauer überwog. »Trauer? Nein, nein«, antwortet er, spricht dann aber doch davon, dass er an der Beerdigung war und versinkt in Schweigen. Darauf sagt Gertrud Ruegg-Stoeklin, seine Frau, die sich zu uns gesetzt hat: »Ich habe es furchtbar gefunden, weil es *Alliierte* gewesen sind. Ich muss es Ihnen ehrlich sagen. Und wenn es Deutsche gewesen wären, hätte es mir gar nicht viel gemacht – es ist traurig,

dass ich das sage. Denn Mensch ist Mensch. Ich meine, es ist überall eine Familientrauer.« Ruegg, der alte Flab-Offizier mit Jahrgang 1902, hört regungslos zu, dann sagt er, er möchte »eine Erklärung abgeben«: »Die erste Batterie, die ich hatte, war eine mit Creusot-Geschützen, und zwar stand die auf der Schlosshalde in Bern. Jedesmal, wenn ein Alarm war, hat es geheissen: »So, jetzt sollte man aber auch schiessen, wenn man schon Alarm hat.« Wir haben in Bern oft geschossen, und zwar nannte man dies das »Diplomatenfeuer«. Denn in Bern gab es einen Haufen Diplomaten. Die merkten immer, wenn die Schweiz überflogen wird und fragten dann: »Ja, haben wir eine Flab? Schiesst sie oder schiesst sie nicht?« Und da haben wir Weisungen bekommen von höherer Stelle, man soll, wenn irgendwie möglich, das Feuer eröffnen, damit die Diplomaten, auch die Ausländer, es sehen.« Später, in Apples/VD – »das ist halbwegs auf dem Weg zwischen London und Mailand« – hatten sie englische Vickers-Geschütze: »Wir haben enorm viel Munition verschossen. Aber die Diplomaten waren zufrieden, und auch das Ausland hat das zur Kenntnis genommen, dass es in der Schweiz eine Flab gibt.« Die Flab-Stellung bei



Beerdigung der Opfer von Ragaz und Alvaneu.

Ragaz befand sich laut Ruegg »auf offenem Feld«: »Man hat natürlich um jedes Geschütz einen Wall gemacht, damit, wenn das Geschütz unter Artilleriebeschuss kommt, der Kanonier geschützt ist vor Splittern. Bei der Flab haben wir meistens Geschosse, die detonieren, die man also auf die bestimmte Zeit »tempieren« muss [Zeitzünder], so dass das Geschoss, wenn es oben ist, springt. Wenn es das Flugzeug trifft, dann reisst es ein dermassen grosses Loch, dass das Flugzeug ganz sicher abstürzt.« Auf mein wiederholtes Fragen gibt er zu, dass es damals unter den Soldaten welche gab, die sich absprachen, um *nicht* zu treffen: »Ja, das hat man eine Zeitlang gesagt, man soll nicht genau zielen, damit man keine Alliierten trifft.« Schliesslich erzählt er mir die Geschichte des legendären Oberst Oscar Frey, der damals im Sinn der absoluten Neutralität den unbedingten Widerstandswillen hochhielt und der Armeeorganisation »Heer und Haus« vorstand: »In dieser Eigenschaft ist Oberst Frey dann zur Truppe gekommen und hat sehr gute Vorträge gehalten: »Nicht wahr, das nächste Mal, wenn die Flugzeuge wieder über die Schweiz kommen, zielt ihr richtig, damit ihr sie trefft!« hat er uns gesagt. Das sei eben sehr wichtig für die Schweiz, dass sie ihre Neutralität glaubhaft mache.«

IN BLAU GETAUCHT

»Heer und Haus« arbeitete damals, wie aus einem als »vertraulich und geheim« eingestuftem Bericht vom 5.10.1942 hervorgeht, »mit dem Sicherheitsdienst der Armee, der Bundesanwaltschaft und dem Nachrichtendienst der kantonalen Polizeikommandos« zusammen. Ziel war »propagandistische Aufklärung« der Bevölkerung. Der Armee war nämlich spätestens nach der panikartigen Massenflucht im Mai 1940, welche die deutsche Wehrmacht vor dem Angriff auf Frankreich mit ihrem Täuschungsmanöver ausgelöst hatte – allein in Basel flohen zwischen dem 14. und 15. Mai 1940 zwanzig- bis dreissigtausend Personen – eines klargeworden: die Zensur, mit der die »Abteilung Presse und Funkspruch« die Öffentlichkeit in zentralen Fragen wie der militärischen Strate-

gie, Aussenpolitik, Gestaltung der Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland und so weiter bevormundete, hinterliess ein riesiges Vakuum. Sie erwies sich als unzulängliches Instrument des Zugriffs auf die helvetische Seele. Es bedurfte eines zusätzlichen Mittels, nämlich der gezielten Meinungsbildung, um »das patriotische Ideal zu verstärken [und] den Verteidigungswillen zu fördern«, wie die Weisung für »Heer und Haus« vom 26.9.1939 formuliert. »Das Schweigen unserer Behörden, mangelnde Aufklärung, das Wissen darum, dass unsere Presse nicht mehr offen schreiben dürfe«, unterstrich Oberst Oscar Frey am 5.12.41 in einem Bericht, »führte dazu, dass viele den Behörden und ihrer Presse nicht mehr glaubten und im Vertrauen schwankend wurden. (...) [M]an nahm an, die wahre Situation werde verschwiegen. Gerade diese Verhältnisse schufen den günstigen Boden für Nervosität, Unsicherheit und Gerüchtewellen.«

»Heer und Haus« verstand sich als Kampforganisation gegen die sogenannten defaitistischen Gerüchte. Ein ganzes Netz von Verbindungsleuten überzog die Schweiz. Die Organisation operierte zunächst hauptsächlich in der Truppe, dann wurde 1941 auch die Zivilbevölkerung miteinbezogen. Zwischen Juli 1941 und Mai 1945 führte »Heer und Haus« im geschlossenen Kreis 628 Kurse und 2523 Einzelveranstaltungen durch, oft ohne dabei selbst gegen aussen in Erscheinung zu treten.

Die Grundidee schien bestechend einfach: »Die Erfahrungen in Russland haben gezeigt, dass eine Richtigstellung der Gerüchte durch Rundfunk und Presse nicht die geeignete Methode ist, um diese zum Schweigen zu bringen. Sie finden dadurch im Gegenteil eine noch weitere Verbreitung. Es ist daher in der Schweiz Aufgabe der Sektion Heer und Haus, durch ihre Vertrauensleute unaufrichtige Gerüchte zu bekämpfen und klarzustellen.« Dies schrieb »Heer und Haus« (i.A. Aufklärungsdienst, Bodmer) am 24.5.44 Erwin Triebold in Mumpf/AG, einem durch Kurse bereits eingeweihten Mann aus der Bevölkerung. »Ich ersuche sie deshalb«, hiess es in dem Brief weiter, »der Sektion neu auftauchende Gerüchte möglichst rasch zu melden, besonders wertvoll wäre es, wenn Sie jeweils die Namen der Verbreiter solcher Gerüchte melden könnten. Ich zähle auf Ihre weitere aktive Mitarbeit.«

Wenn »Untergrabung des Wehrwillens« vorlag, erfolgte Meldung an den Sicherheitsdienst. Dieser leitete eine militärgerichtliche Untersuchung »wegen Gerüchteverbreitung« ein. »Wenn dadurch meistens auch nur die harmlosen Schwätzer erfasst werden konnten«, schrieb Dr. August R. Lindt, der den Aufklärungsdienst der Sektion »Heer und Haus« von 1941 an unter sich hatte, in seinem Schlussbericht, »erteilte doch schon die Tatsache der militärgeschichtlichen Einvernahme eine heilsame Lehre. Die Gerüchteverbreiter erkannten zum ersten Mal, wie gefährlich Gerüchte sein können. Als abschreckendes Beispiel erfolgte in einzelnen Fällen auch die Veröffentlichung des Urteils.«

So teilte etwa die Eidg. Zentralstelle für Kriegswirtschaft am 5.11.43 mit, »dass Frau Berta Boxberger, Kappeli, Buchs (SG) von der 5. strafrechtlichen Kommission des E.F.D. auf Grund von Art. 1, Abs. 1, Ziff. 1 lit. c. und Ab. 2 des Bundesratsbeschlusses vom 15. Nov. 1940 über die Verfolgung von Gerüchtemacherei und Verletzung der Geheimhaltungspflicht auf kriegswirtschaftlichem Gebiete, zu einer Busse von 25 Franken zuzüglich der Kosten im Betrage von 9.30 verurteilt worden ist. Frau Boxberger hat sich, durch die gegenüber mehreren Personen gemachte Aussage: »Man könnte schon noch besser kochen, wenn nicht ganze Wagenladungen Butter nach Deutschland spedit werden«, der Verbreitung von unwahren Behauptungen schuldig gemacht, die geeignet waren, die Bevölkerung mit Bezug auf die Kosten der Lebenshaltung und die reguläre Marktversorgung zu beunruhigen.«

»Heer und Haus« brachte Berge von Akten hervor. »Sollten wir alle Anklagen, Beanstandungen etc. entgegennehmen und verfolgen müssen, so würde eine Art Gestapo-Methode entstehen, die bekanntlich durchaus abzulehnen ist«, schrieb der Aufklärungsdienst am 10.10.44 einer seiner Tausenden von Vertrauenspersonen. Das bekannte »Heer und Haus«-Plakat »Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat« - »H & H«-Mitglieder erhielten es in Visitenkartenformat, um es etwa in Zügen allzu gesprächsfreudigen Soldaten diskret unter die Nase zu halten - illustrierte die damalige Grundhaltung dennoch sehr präzis. Das musste vermutlich

auch jene Baslerin erfahren, über welche sich der Arbeitskollege Ernst-Jakob Degen am 28.1.44 bei »Heer und Haus« beschwerte: »Am Montag Abend zwischen 19.30h und 20.00h flog ein Flugzeug von Osten kommend über Basel [:] dasselbe war durch die Bordlichter hell erleuchtet. Am andern Morgen wurde in der Ciba durch eine Frau folgendes verbreitet: Es sei ein schweizerisches Flugzeug [gewesen] und dass dieses die englischen Bomber zur besseren Orientierung über den Schweizer Boden zu geleiten [hatte]. Erst musste ich ob diesem Geschwätz lachen, konnte aber leider feststellen, dass es doch einige [gab], die darauf hereinfielen und es weitersagten. Ich versuchte dagegen zu wirken, doch bleibt immer noch ein leiser Zweifel bei ihnen bestehen.« Die »Heer und Haus«-Antwort kam postwendend: »(...) ein schweizerisches Flugzeug sei letzten Montag aufgestiegen zur besseren Orientierung der englischen Bomber über der Schweiz. Selbstverständlich trifft dies in keiner Weise zu. Diese Angelegenheit darf nicht zu leicht genommen werden, denn das Gerücht bezweckt nichts anderes, als unsere absolute Neutralität zu diskreditieren. Ich wäre Ihnen deshalb dankbar, wenn Sie mir die Gerüchteverbreiterin bekannt geben könnten, damit ihr der Standpunkt klar gemacht werden kann.«

Die Briefe an die Sektion »Heer und Haus« geben den Geist der Zeit ungefiltert wieder. Frau Meister in Bern, die im Frauenhilfsdienst FHD eingeteilt war, schrieb am 8. Oktober 1943: »Eine Bekannte meiner Cousine hörte im Zuge, wie ein ihr unbekannter Soldat sagte, dass bei einer der letzten Überfliegungen von Schweizergebiet blaue Lichtsignale der Flugzeuge vom Schweizerboden aus durch Blinklichter beantwortet worden seien. Die Heerespolizei sei der Sache auf der Spur.«

Die Vorschrift, wegen den nächtlichen Überfliegungen allabendlich die Fenster mit schwarzen Tüchern zu verhängen, erregte in der Bevölkerung vielfach Unwillen. Seldwyla war plötzlich überall und die Kleingeisterei nahm Formen der Besessenheit an. »Verdunkeln! Dein Fenster sieht man 20 Kilometer weit!« wurde in grossen Inseraten befohlen. In Basel zeigte die Luftschutzpolizei »jede Nacht durchschnittlich 350 Personen« wegen ungenügenden Verdunkelungsmassnahmen an, wie die Historikerin Bettina Hunger kürzlich errechnete. Im November 1939 war in Neuchâtel der

Friedensaktivist, Weltreisende und Begründer des Freiwilligen Internationalen Zivildienstes, Pierre Ceresole, bei einer Verdunkelungsübung verhaftet und zu einer Busse von 100 Franken verurteilt worden, weil er in jener Nacht aus Protest mit Kerzen in der Hand vor einer Kirche gestanden hatte. Da er sich auch weigerte, die Busse zu bezahlen, ging er für acht Tage ins Gefängnis. Bei einer ähnlichen Übung am 27. September 1938 hatte er in Gland/VD Fenster und Läden geöffnet, »im Lichterschein von zwei Kerzen«, und war ebenfalls schon im Gefängnis gelandet, genauso wie im Jahr zuvor, im November 1937, als er die Verdunkelung zum ersten Mal verweigert hatte. Als 61jähriger unterzog er sich auch am 26. April 1940, bei der letzten jener »Übungen« nicht dieser Pflicht, weil er sich nicht »direkt oder indirekt, zum Komplizen dessen machen lassen« wollte, was er »als Verbrechen« ansah: den Krieg.

Paul Spengler aus Rothrist berichtete am 22. August 1943: »Über die Verdunkelung wird viel geschumpfen; über die laxe Handhabung in den Ortschaften, in einem Teil des Landes, und über die strenge Praxis in den Städten der Ost- und Nordschweiz. Wieso die Autos weisses Licht verwenden dürfen, während die Velos mit der miserablen, blauen Beleuchtung im Winter auf schlechten Strassen halsbrecherische Fahren [zur] Arbeitsstätte unternehmen müssen. Während die Radfahrer diese ungenügende Beleuchtung haben, ist im Bahnwagen die volle Beleuchtung. Warum diese unterschiedliche Behandlung? Die Bahn ist gefährdeter, und weithin sichtbarer als ein Velo.« Die Antwort von »Heer und Haus« – in zwei aufeinanderfolgenden Briefen – erinnert an den Streit um des Kirchturms Schatten: »Die Art der Verdunkelungseinrichtung wurde auf die Geschwindigkeitsmöglichkeit des Fahrzeuges abgestellt«, bemerkte der Aufklärungsdienst (i.A. Pozzi) am 28. August 1943. Doch diese Auskunft schien die letzte Klarheit noch vermissen zu lassen und kam dem Bearbeiter offenbar selbst kläglich vor, daher mochte er wohl aus eigenem Antrieb den Entschluss gefasst haben, der Sache gänzlich auf den Grund zu gehen. Seine genauen Recherchen brachten folgendes an den Tag: »Ein Unterschied in der zugelassenen Beleuchtung bei Eisenbahnen und Velos besteht ohne Zweifel. Unzutreffend ist indes-

sen, dass die Bahnen volle Beleuchtung haben. Auch sie müssen ihre Beleuchtung auf das erforderliche Mass reduzieren. Dass dieses nicht das gleiche sein kann, wie bei den Velos, ergibt sich aus der grossen Gefährdung ihres Betriebes, die mit der Verdunkelung noch zunimmt. (...) Dass für die Fahrräder schwache, nicht blendende blaue Beleuchtung vorgeschrieben wurde, ist auch noch auf technische Gründe zurückzuführen. Die Herstellung einer Vorrichtung zwecks einwandfreier Abschirmung des weissen Lichtes, wie bei den Motorfahrzeugen, ist nämlich mit Schwierigkeiten verbunden (infolge der Schwenkbarkeit der Velolampe, der leichten Beweglichkeit des Fahrrades überhaupt könnte der austretende Lichtstrom trotz Abschirmung nach oben gerichtet werden; Materialmangel) und verhältnismässig kostspielig (Fr. 3.50 bis 4.-), so dass deren Anschaffung nach vier Jahren Verdunkelung den Velofahrern kaum mehr zugemutet werden kann« (7.9.1943).

Am 26. März 1943 war die Verdunkelung von 22 Uhr um eine Stunde auf 21 Uhr vorverlegt worden. Das Eidgenössische Militärdepartement teilte damals unter anderem mit: »Mit Taschenlampen ist in zunehmendem Masse Missbrauch getrieben worden. Vor allem ist die Unsitte aufgekommen, sie plötzlich einzuschalten, Entgegenkommende zu blenden und nach allen Richtungen, auch nach oben, herumzufunken. Diese Missstände müssen abgestellt werden. Taschen- und andere Handlampen sind daher im Freien nur noch zulässig, wenn ihr Licht blau und schwach ist. Überall da, wo blaues Licht vorgeschrieben ist, muss diese Farbe wirklich Verwendung finden. Farbtönungen, wie ein Hellblau, das weiss wirkt, oder Blaugrün, das mit Grün verwechselt werden kann, sind verboten. An die Behörden und die ganze Bevölkerung ergeht die Aufforderung, die Vorschriften strikte zu befolgen. Die Organe des Luftschutzes und der Polizei sind angewiesen, für die Beachtung der Vorschriften zu sorgen. Es wird daran erinnert, dass die Zuwiderhandlungen mit Bussen bestraft werden und dass im Wiederholungsfalle Gefängnis ausgesprochen werden kann.«

Die Überfliegungen und die Luftangriffe auf Deutschland gaben überhaupt viel zu reden. Während die Behörden verhindern woll-

ten, dass den alliierten Bomberpiloten auch nur mit einem Schimmer Licht ›geholfen‹ würde, setzte die Bevölkerung in diese doch grosses Vertrauen: Aus Zofingen berichtete Martin Eich am 26. Dezember 1942: »Man hofft auf schwere alliierte Luftbombardemente und ein wahrscheinliches Kriegsende im nächsten Sommer.« Und der Basler Ernst Epting meldete am 4.1.44 gar, »dass die Neutralität im Volke nur noch auf dem Papier existiert« und seit »den Erfolgen der alliierten Armeen (...) im Geschäft (...) dauernd Wetten abgeschlossen [würden] auf ein bevorstehendes Kriegsende«. Die Sympathien, welche die Alliierten genossen, veranlassten ›Heer und Haus‹ dazu, bei der Truppe wie bei der Zivilbevölkerung bis zum Umfallen für die Meinung zu kämpfen, die Verteidigung der Neutralität erfordere es, auf die *Alliierten* zu schießen. Zahlreiche Zeugnisse weisen darauf hin, dass es den Schweizerinnen und Schweizern ausgesprochen schwer fiel, manchmal nur schon daran zu glauben, dass die Schüsse blutig ernst gemeint waren. ›Heer und Haus‹ sah sich schliesslich sogar veranlasst, die Nr. 25 (März 1943) ihrer ›Wehrbriefe‹ – mehrere Seiten umfassende Grundsatztexte für die Gesinnungsarbeit – dem Thema »Überfliegung/Fliegerabwehr« zu widmen. Major Ziegler (Generaladjutantur, Sektion ›Heer und Haus‹) begründete diesen Schritt so: »Es hat sich gezeigt, dass weite Teile unserer Bevölkerung die richtige Auffassung über die strikte Neutralität vermissen lassen, wenn von Überfliegungen durch englische Flieger die Rede ist, wobei ich nur an die verschiedenen Witze, die darüber kursieren, erinnere. Andererseits kommen recht ungerechte Auffassungen über unsere Fliegerabwehr-Truppen auf, indem teils angenommen wird, sie seien quantitativ ungenügend, leisten nichts und, was vielleicht am gefährlichsten ist, *wollen* gegen die englischen Überfliegungen nichts vornehmen.«

Die Witze, die ›Heer und Haus‹ für so beunruhigend hielt, waren gewissermassen der Bevölkerung, die sich in den ›Engländern‹ oder ›Amerikanern‹ wiedererkannte und sich nicht vorstellen konnte, *gegen* diese natürlichen Verbündeten zu handeln, aus der Seele gesprochen. Sie stammten alle aus der Zeit vor den ersten Abschüssen alliierter Maschinen und waren spontane Bekundungen für eine Politik, die Unterscheidungen zugelassen hätte.

Der ehemalige Langenthaler Pfarrer Hans Künzi, den ich auf einen Rat hin in Gümmligen/BE aufsuche und der mir beim Abschied sagt, es sei »vielleicht etwas doktrinär gewesen, die Verteidigung der Neutralität durch den Abschuss alliierter Flugzeuge derart auf die Spitze zu treiben«, erinnert sich an den bekanntesten Witz, den sich die Leute damals über die Flab-Kanoniere erzählten: »Kommt ein englischer Bomber über eine Geschützstellung; da funken die Schweizer Flabschützen rauf: ›Ihr seid über der Schweiz!‹ – Sagen die: ›We know, we know.‹ – Wieder die Schweizer: ›Wir müssen auf Euch schießen!‹ – Die Engländer: ›We know, we know.‹ Die Schweizer schießen. Danach lange nichts, dann wieder die Engländer: ›You shoot too low!‹ – Darauf die von der Flab: ›We know, we know.‹« Damals verfügten selbstverständlich nicht einmal die Fliegertruppen über die Möglichkeit mit den alliierten Bombern in Funkkontakt zu treten, ganz zu schweigen von den Flabsoldaten. Dr. August R. Lindt, der Leiter des Aufklärungsdienstes von ›Heer und Haus‹, schrieb 1945 in seinem Schlussbericht: »Das Scherzwort ›gegen die Deutschen schießen und *zielen* wir, gegen die Alliierten schießen wir nur‹, ging von Mund zu Mund. Solche Äusserungen waren umso gefährlicher, als in deutschen Kreisen der Eindruck entstehen konnte, auf den schweizerischen Neutralitätswillen sei im Falle eines alliierten Angriffs kein Verlass.«

Dr. A. R. Lindt erklärte Bundesrat Philipp Etter am 3.11.43 in einer Unterredung, es sei »immer noch häufig, dass Schweizer nicht verstehen, warum alliierte Flugzeuge beschossen und amerikanische fliegende Festungen mit ihren Besatzungen interniert werden«. Die ersten Abschussmeldungen stiessen denn auch zunächst auf Unglauben. Im Juli 1943, nach den Schüssen auf die britischen Lancasters, die bei Bouveret und Sion abstürzten, berichtete ein Vertrauensmann (Carl E. Eder, Weinfelden): »Ich habe noch keinen Menschen getroffen, der davon überzeugt ist, dass die beiden englischen Flugzeuge abgeschossen wurden. Die amtliche Mitteilung soll entweder dem Ausland Eindruck machen oder dem Schweizervolk zeigen, dass die Flab wirklich existiert. Das sind die zwei Meinungen im Volk. Ich persönlich sehe nicht ein, warum die Flugzeuge nicht abgeschossen worden sein sollen. Was die

Stimmung im Volk und in der Armee betrifft, so gibt es viele (ich schätze sie gegen 50%), die auf allfällig einmarschierende Engländer (als Angreifer!) nicht oder nur pro forma schiessen würden.«

Auf Unglauben stiess auch Oblt. Walter Frey von der Füs. Kp. II/71. Am 17.10.44 wandte er sich an »Heer und Haus«: »Ich erlaube mir, Ihnen folgendes Gerücht mitzuteilen: Anlässlich eines Vortrages in Magglingen über unsere Fliegerabwehr soll ein Oberst der Flab-Truppen folgende Aufklärung über das Verhalten unserer Flab-Truppen bei Überfliegungen alliierter Flugzeuge gemacht haben: Laut einem durch Vermittlung eines alliierten Luftattachés getroffenen Abkommen soll unsere Fliegerabwehr alliierte Flugzeuge nicht sofort direkt beschiessen, sondern zuerst die Schüsse einige hundert Meter vor die Flugzeuge legen, um diese zu warnen, dass sie über Schweizerboden seien. Erst wenn die Flugzeuge dann nicht abdrehten oder [keine] Landungssignale gäben, würde der direkte Beschuss aufgenommen. Da mir ein solches einseitiges Abkommen nicht verständlich ist, ersuche ich Sie um Aufklärung darüber.« Die Antwort von »Heer und Haus« (i.A. Aufklärungsdienst, Joss) fiel ganz unzweideutig aus: »Die Behauptung, unsere Flab habe den Befehl, alliierte Flugzeuge nicht sofort direkt zu beschiessen, sondern zuerst die Schüsse einige 100 Meter vor die Flugzeuge zu legen, ist ein reines Gerücht. Da die Mär unsere Neutralität untergräbt, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die Angelegenheit abklären und uns darüber Bericht erstatten könnten.« Das »Herunterholen« der amerikanischen fliegenden Festungen am 1. Oktober 1943 ersetzte die Zweifel durch Betroffenheit, gerade etwa »im Bündner- und St. Gallerland«. »Heer und Haus«-Korrespondent E. Bischoff schrieb am 27.10.43: »Man hörte Stimmen, die sich darüber offen empörten. Wenn unbedingt geschossen werden muss, so brauche man doch nicht unbedingt zu treffen. Die fliegenden Festungen kommen doch als Befreier und damit zur Abkürzung des Krieges. Wir sollten sie willkommen heissen und nicht herunterschiessen. So ungefähr tönte es da und dort.« Sicher, es gab auch anderslautende Meinungen und Prahlereien. Die FHD-Dienstleistende Hilde Indlekofer aus Dietikon rapportierte am 26. Oktober 1943: »Ein Arzt erzählte, bei der Überfliegung der fremden Flugzeuge bei Ragaz wäre es

unserer Flab ein Leichtes gewesen, alle Flugzeuge herunter zu holen, wenn sie nur gewollt hätten, doch hätten sie es extra nicht getan. Dass nun doch einige abgeschossen wurden, wäre nur deshalb gewesen, um ein wenig dergleichen zu tun [zu tun als ob]. – Dieses Gerücht kam von Wädenswil (Krankenhaus).« In der Tat waren die Abschüsse vom Sommer und Herbst 1943 erst der Anfang...

Was Oberst Oscar Frey betraf, so liess er keine Gelegenheit aus, seinen Zuhörern und Zuhörerinnen die eiserne Regel einzuhämmern: »Waffengewalt gegen *jeden*, der unsere Landesgrenze nicht respektiert. Und es darf und wird auch kein Zweifel darüber bestehen, dass *Armee und Volk* diesen Auftrag mit gleicher Entschlossenheit und Härte ausführen werden, gleichgültig, gegen wen er sich gegebenen Falles richtet. Das hat nichts zu tun weder mit Sympathie oder Antipathie des einzelnen Schweizers für oder gegen diesen oder jenen in der Welt draussen und auch nichts mit unserer Weltanschauung und derjenigen anderer.« Einer, der es offenbar einfach nicht über sein Herz brachte, sich dieser mehrwertigen Logik zu verschreiben, war Füs. E. Schwarb, HD. Bew. Kp. I BS, Jahrgang 1894, aus Basel. Am 16.10.44 schrieb er an die Sektion »Heer und Haus«: »Wir sind uns alle darüber einig, dass der Krieg in seiner bisherigen Form beendet ist, dank dem herzhaften und wagemutigen Eingreifen der Engländer und Amerikaner. Auch wir Schweizer haben ein Interesse daran, dass es endlich soweit ist und wir auch wieder frei atmen können. Wir sind ihnen Dank schuldig, diesen Menschen von Übersee, die zu Tausenden ihr Leben für uns opferten. Ist es da nicht purer Irrsinn, wenn wir sie als Befreier begrüssen, um sie bei der ersten Grenzverletzung mit ihren Flugzeugen zu bedrohen und in gemeiner Weise abzuschliessen? Seien wir doch froh, dass sie uns mit ihren Bomben verschonen. Diese Auffassung ist auch diejenige vieler meiner Kameraden, so dass ich Sie dringend bitten möchte, an zuständiger Stelle für Abhilfe zu sorgen.« Der Aufklärungsdienst von »Heer und Haus« (i.A. Pozzi) versuchte diese Auffassung mit allem Nachdruck »zu widerlegen«: »Es ist unserer Ansicht nach falsch zu

glauben, die Alliierten hätten für uns gekämpft. Dies entspricht einem Slogan der alliierten Propaganda und es besteht eine grosse Gefahr für uns, wenn wir einfach blind daran glauben. Sie wissen, dass unser Land sich zu bewaffneter Neutralität verpflichtet hat, d.h. dass sie sich gegen jeden Angreifer mit der Waffengewalt zu wehren hat, will die Schweiz ihr Wort halten. Dies gilt aber auch für die Grenzverletzungen durch die alliierten Flugzeuge. Es ist bekannt, dass im Generalstab beider Kriegsparteien ständig die Frage erwogen wird, wie der unbedingte Neutralitätswillen der Schweiz einzuschätzen sei. Für uns gibt es nur einen Weg: die absolute Neutralität. General und Bundesrat haben diese Frage schon verschiedentlich in aller Deutlichkeit beantwortet: »Wer uns angreift, ist unser Feind.« (20. Oktober 1944)

»EKEKHAFTES GEFÜHL«

Schweiz, Insel der Seligen. Einer, der damals absichtlich daneben schoss, war Peter Hirsch, der unter dem Namen Surava zu den legendären Journalistenpersönlichkeiten jener Zeit gehörte. Er hatte die Auflage der damals in Bern erscheinenden Wochenzeitung »Die Nation« zwischen 1940 und 1944 von 8'000 auf 115'000 Exemplare steigern können. »Wer schweigt, macht sich mitschuldig«, wandelte Surava den »Heer und Haus«-Sinnspruch ab und kämpfte für eine Zeitung, »die sich nicht anpasst«. Den allwöchentlichen Abnützungskrieg mit der Zensur nahm er bewusst in Kauf. An einer Sitzung der »Abteilung Presse und Funkspruch« – welche am 1. Februar 1942 der Zuständigkeit des Justiz- und Polizeidepartements unterstellt worden war, aber eine militärische Einrichtung blieb – erklärte Bundesrat von Steiger am 17.11.42, »dass man ihm mehrmals gesagt habe, die »Nation« sei das Organ, das der Pressekontrolle am meisten Sorgen bereite«. Die »Neue Bündner Zeitung« schrieb am 15. Januar 1944: »Es wird keine Gelegenheit verpasst, um diesem Blatt das Leben sauer zu machen, und die Verwarnungen, Vorzensuren, Beschlagnahmungen und Verbote, die schon über die »Nation« verhängt worden sind, bilden ein

dickes Dossier, das man später einmal als ein für unsere Demokratie beschämendes Zeitdokument kaum für möglich halten wird.«

Die Nr. 44 der »Nation« vom 18.11.43 zum Beispiel war wegen angeblicher »Häufung krasser Greuelmärchen« beschlagnahmt worden, weil Surava eben unter dem Titel »Schweigen heisst mitschuldig werden« Informationen der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe über deutsche Massenhinrichtungen in Polen veröffentlicht hatte: »Gemäss Kompendium Note 2b ist die Wiedergabe von Greuelmeldungen verboten.« Zeugnisse über die nationalsozialistische Vernichtungspolitik galten nicht nur der deutschen diplomatischen Vertretung in Bern als »Verleumdung gegenüber Deutschland«, und mit dem Hinweis auf die »Pflicht (...)«, die im Interesse des Landes aufgestellte Vorschrift durch strafte Selbstzensur einzuhalten«, unterdrückte die schweizerische Zensur lange die Veröffentlichung dessen, »was«, wie Walter Laqueur schrieb, »niemand wissen wollte«. Als »Die Nation« am 19. Mai 1943 »ein Bild von polnischen Gefangenen in einem Konzentrationslager im östlichen Polen« abdrucken wollte, verhinderte die »Abteilung Presse und Funkspruch« dies, »da es sich hierbei um reine polnische Propaganda handelt und seine Wiedergabe in der schweizerischen Presse in jeder Hinsicht unerwünscht ist«. Einen Monat zuvor, am 13.4.43, war der »Nation« bereits verboten worden, einen Artikel mit dem Titel »Die Ausrottung der Juden« zu veröffentlichen. Die Zensoren waren der »Ansicht«, dass der »genannte Artikel sehr wenig Wahrscheinliches an sich hat, auch nicht in denjenigen Teilen, welche als von der polnischen Exilregierung mitgeteilt zu sein scheinen. Die polnische Regierung spricht in eigener Sache, ist also befangen (...). Teilweise enthält der Artikel geradezu Greuelmärchen« (Abt. Presse und Funkspruch, i.V. Hptm. Gallati).

Die Schweizer Fröntler schienen jedoch genau zu wissen, was in den Lagern los war. Sie schickten der Redaktion bereits 1942 eine Karte mit dem Konterfei des Führers und den Worten: »Wir Fröntler brauchen uns gar nicht anzustrengen, von den Schweizer *Demokröten* schwarze Listen aufzustellen; die Gestapo kennt bereits jeden von euch! Eure Pritschen in »Dachau« sind schon vorgewärmt. Heil Hitler!« (»Die Nation«, 11.6.42)

Es war die ›Nation‹, die schliesslich als einziges deutschsprachiges Blatt am 6.12.1944 einen langen Bildbericht von Edgar Snow abdruckte, der als einer der ersten Journalisten das eben befreite Vernichtungslager Maidanek sah: »Und weil gerade dann, wenn die Wahrheit scheusslich ist, der menschliche Verstand sich sträubt, sie in ihrer ganzen Grausigkeit zur Kenntnis zu nehmen, ist es Aufgabe des Reporters, sich auf den Weg zu machen und sie über alle Schwierigkeiten hinweg zu suchen.«

Als ich Peter Hirsch alias Surava in Oberrieden/ZH besuche, treffe ich auf einen Menschen, der nicht vergessen hat und nicht vergessen konnte. In seinem Buch »Er nannte sich Peter Surava« hatte er bezüglich einer eigenen Vor-Ort-Reportage über Oradour und über die Massengräber in Lyon (›Die Nation‹, 4.10.44) beschrieben, »welche Veränderungen in einem Menschen vor sich gehen, der gelernt hat, nicht wegzusehen, sondern dem, was Menschen sich antun können, ins Gesicht zu blicken«. An den Nahkampf mit der Zensur, dem er sich damals ausgesetzt sah, erinnert er sich selbst noch in den Einzelheiten. Die wesentlichen Überlegungen stellte er jedoch schon damals an, als das offene Wort noch gefährlich war: »Können wir bestehen, wenn (...) uns die Welt fragt: Wo seid ihr damals gestanden, als wir überfallen wurden und unsere Städte in Trümmer lagen? Habt ihr damals eure Stimme erhoben, oder habt ihr geschwiegen? (...) Was aber habt ihr mit denen getan, die in grösster Not, den Tod im Rücken, an die Tür eures Hauses klopfen?« Der Artikel »Über allem die Menschlichkeit« vom 30.12.43, aus welchem diese Zeilen stammen, hatte Surava und der ›Nation‹ übrigens eine der dreizehn Verwarnungen eingetragen, welche – neben vierundzwanzig Beanstandungen, fünf Beschlagnahmungen, einem zeitweiligen Erscheinungsverbot von zwei Wochen und verordneter Vorzensur für drei Monate – allein für die Zeitspanne zwischen dem 1.1.1942 und dem 31.1.1944 von der Zensurbehörde gegen sie verfügt worden waren.

Die Zensoren »beschäftigt« und es ihnen »nicht leicht gemacht zu haben« bezeichnet der heute 81jährige Peter Hirsch/Surava doch als das mindeste. Aber er lächelt trotzdem und gerät zuweilen doch in Fahrt, als ich ihm einige Fundstücke aus den nun einsehbaren Zensurakten im Bundesarchiv zeige. Die Armee, der

Bundesrat und die Zensur hielten damals unbeirrbar an der Idee eines gleichmässigen Abstandes zu den Alliierten und zu den Achsenmächten fest. Der offiziellen Sprachregelung nach waren das die »Kriegsführenden« – eines Krieges, der uns, da neutral, sozusagen nichts anging. »Eine einlässliche Prüfung der Wochenzeitung ›Die Nation‹ in den Nummern der ersten vier Monate dieses Jahres hat zur Feststellung einer auffallenden Einseitigkeit in der ausserpolitischen Stoffwahl geführt. Durch die einseitige Verteilung von Licht und Schatten auf die beiden Kriegsführenden (...) verstösst die Zeitung sicher gegen die heute gebotene ausserpolitische Zurückhaltung«, rügte etwa Oberst Plancherel, einer der ranghöchsten Zensoren, in einer »persönlichen Verwarnung« vom 27. April 1942, merkte dann aber doch an: »Andererseits ist der Redaktion ihre unzweifelhafte politische Integrität zugute zu halten und die Tatsache, dass ihre ausserpolitische Stoffauslese unter dem Gesichtspunkte der Erhaltung der inneren Widerstandskraft unseres Volkes (...) erfolgt.«

»Wir mussten uns immer rechtfertigen«, meint Surava beim Wiederhören der alten Vorwürfe der Unausgewogenheit und des Werbens »für die Sache der Alliierten«. H. D. Trösch, der als zeitweiliger Pressechef Kommando Territorial-Kreis 3 Ende 1942, Anfang 1943 während 3 Monaten Vorzensur ausübte, ordnete auch bei Artikeln, mit welchen die ›Abteilung Presse und Funkpruch‹ sich bereits einverstanden erklärt hatte, »eine massive Streichung« an, wenn er empfand, einer entspreche »in keiner Weise der viel gepredigten Zurückhaltung gegenüber Deutschland-Italien«: »Diese Einseitigkeit kommt darin zum Ausdruck, dass ›Die Nation‹ einerseits Artikel veröffentlicht, die für die alliierte Mächtegruppe positiv gewertet werden müssen. (...) [Es] fehlen auch unter der Herrschaft der Vorzensur Artikel, die zur Herstellung eines gewissen Gleichgewichts (im Sinne einer paritätischen Gleichbehandlung beider Kriegsparteien) geeignet wären. Sofern ›Die Nation‹ überhaupt Artikel über die Staaten der Achsenmächte bringt, so laufen diese direkt oder indirekt immer auf eine kritische Betrachtung hinaus.« – »Das ist vollkommen wahr«, murmelt Surava, als ich ihm die Stelle vorlese, das hätten diese Zensurleute immerhin »richtig erkannt.«

Die Verschwommenheit, die der Zensor anvisierte, verweigerte er. Er sagte die Dinge lieber direkt und genau. Erst als nachgemustertes Sdt. Flab. Det. 205 beim Hantieren an den 20mm und 34mm Fliegerabwehr-Geschützen wurde ihm Treffsicherheit zum Problem. Die 34mm kam auch nachts zum Einsatz, gegen die Engländer. »Die Bomber sind ja da durchgeflogen, wenn sie nach Mailand sind. Wir haben nichts gesehen, wir haben sie nur gehört.« Auf Alliierte zu schießen – »das war ein ekelhaftes Gefühl, ist wirklich schwergefallen. Wir haben mit der 34mm grosse Höhen erreicht. Wenn der Befehl kam, mussten wir den umsetzen und konnten ihn durch eine winzige Drehung total verfälschen. Wir wussten natürlich überhaupt nicht, wohin wir schossen. Wir dachten nur: »Wenn das stimmt, was der sagt ...« Wir haben eher dazu tendiert, das ein wenig zu verschlechtern als zu korrigieren. Es ist auch geredet worden über das. Im Grunde genommen haben die Bomber da oben ja alle unsere Sympathien gehabt. Das war natürlich gewaltig. Dem Lärm nach konnten wir ungefähr abschätzen, wie viele das waren. Das müssen enorme Geschwader gewesen sein. Die sind ja vorher gemeldet worden. Dann sind wir hinausgerannt, an die Geschütze – die mussten ständig zugedeckt sein wegen dem Wetter –, und haben einfach geschossen. Eine offene Verweigerung wäre *Dienstverweigerung* gewesen. So weit hat glaube ich niemand gedacht. Wir wollten ja die Armee und den Widerstandswillen als Soldaten sicher nicht beeinträchtigen. In der Kampfbereitschaft sahen wir einen absoluten Sinn, selbst wenn wir wussten, dass das nicht viel hergibt und schwierig wäre. Ich wäre absolut bereit gewesen zu kämpfen, wenn ein Angriff durch Deutschland erfolgt wäre. Und wenn es noch so hoffnungslos gewesen wäre, hätte ich mir gesagt: »Wenn ich diesen S... naher in die Hände falle, ist es sowieso nicht gut, also kommt es nicht mehr darauf an. Dann lieber als Soldat umkommen.« Wir sind einmal verladen worden, aus der Kaserne Bern, im Mai 1940, als es so eine kritische Nacht gab. Wir wurden auf Camions in Richtung Schaffhausen gefahren – mit eigentlich penibler Ausrüstung: ein Gewehr, ein Bajonett und ein wenig Munition, nicht einmal viel. Der Hauptmann hat sich vor dem Einladen in den Wagen von jedem mit Handschlag verabschiedet und hat gesagt:

»So, Männer, jetzt kommen wir halt dran.« Wir haben dann in einem Wald herumgesessen, wo das genau war, konnte ich gar nicht feststellen, es war dunkel. Das ist dann sang- und klanglos abgeblasen worden. Am Morgen sind wir wieder in der Kaserne Bern gelandet. Reines Kanonenfutter! Wir hatten nicht einmal ein Maschinengewehr.«

Aber wenn sie mit der 34mm-Kanone in den Nachthimmel hinaufschiessen mussten, bekam die Landesverteidigung eine Schiefelage: »Da stimmte es nicht mehr, überhaupt nicht. Wir wollten ja auf gar keinen Fall alliierte Flugzeuge abschiessen, ich persönlich jedenfalls nicht. Wir waren natürlich schon irgendwie vorsichtig und haben das so scherzhaft, ironisch gemacht: »Hebsch halt ä chli denäbed.« Einfach so. Aber es war uns ernst. Wir waren ja immer Gruppen, die miteinander ein Geschütz bedient haben, möglichst die gleichen. Ich musste da nicht sagen: »Hört, ihr seid doch einverstanden, dass wir da ...« Allgemein wollte man das einfach so. Über das hat man wirklich gesprochen. Es hat einen echt beschäftigt. Wir waren mehr oder weniger alles Leute gewesen, die politisch interessiert waren – wer war damals nicht politisch interessiert, es wäre ein grässlicher Ignorant gewesen. Mit den Offizieren nicht, oder *sie* wollten auch nicht. Man ist einfach in die nächste Beiz hineingehockt. Da hat man dann drauflosgeredet und gessst, und es gibt ja immer ein paar Kameraden, die zusammenhalten, so Gruppen von drei, vier, von denen man weiss: »Ja, der denkt ungefähr gleich.«

»Der Ton war weit weg, sehr tief, dumpf, unverkennbar, viele und grosse Maschinen, so ein... mmmh..., ein unheimlicher Ton, aber ich muss sagen, ich habe das innerlich gern gehört, ich dachte: »Es läuft etwas, es geht etwas.« Ich hatte so einen Ekel, so einen absoluten Hass gegen das ganze Nazi-Zeug, diesen Ungeist, diese Verbrecher. Man hat natürlich schon auch an die Bevölkerung in Mailand gedacht: »Oh, ihr armen Kerle, ihr kommt böse dran.« Von der Kleinen Scheidegg aus sah man, wie der Himmel sich rot verfärbte. Ich mochte die Italiener und ich wusste, dass in Italien eine antifaschistische Bewegung lebte und arbeitete. Mir haben die Italiener grauenhaft leid getan. Ich hatte nicht dieselben Gefühle, als Freiburg i.Br. bombardiert worden ist, obwohl ich

nachher dort war und sagen musste: »Es ist grauenhaft.« Ich habe die Stadt gleich nach dem Krieg gesehen. Sie haben die Hakenkreuzfahnen so heruntergeholt und auf einen Haufen geworfen, die Waffen abgegeben. Sehr schnell waren wir dort. Um den Dom herum: Ich vergesse das nie, eine zerstörte Stadt ist etwas ganz Fürchterliches. Es riecht buchstäblich nach Leichen. Es waren ja noch viele Leute unter den Trümmern begraben. Ich fragte mich später schon, ob diese Art Bombardements unbedingt nötig waren. Aber solche Überlegungen hat man sich damals nicht gemacht. Man ist einfach gefühlsmässig in eine furchtbare Schizophrenie hineingekommen. Einerseits haben einem diese Leute furchtbar leid getan, denn es war ja eine Zivilbevölkerung, mehr oder weniger. Andererseits hat man gewusst – wenn man dann wieder die Bilder und Aufmärsche gesehen hat, wie Hitler bejubelt worden ist –, dass Hitler ohne diese Zustimmung des Volkes, man ist ja immer wieder erschrocken, so sicherlich nicht durchgekommen wäre. Man ist eben von den Gefühlen hin- und hergerissen worden: »Die armen Kerle, müssen auf eine dreckige Weise sterben.« Die meisten Schweizer haben ja an sich ein relativ gutes Verhältnis zur »italianità«. Es hat einem schon eher weh getan, dass die Städte so dran gekommen sind. Aber ich habe natürlich auch gejubelt, als der Mussolini gestürzt worden ist.«

II NICHT FÜR DIE ALLIIERTEN

ZUKUNFTSKRIEG

Es war ein Italiener, der 1930 verstorbene Artillerieoffizier Giulio Douhet, der als erster prophezeihte, dass die neuentstandene Flugwaffe den Krieg unwiderruflich zu einem dreidimensionalen Geschehen mache und es eine Unterscheidung zwischen Front und Hinterland nie mehr geben werde. In seinem Buch »Luftherrschaft« aus dem Jahre 1921, das 1935 in Berlin auch auf deutsch herauskam, schrieb Douhet: »Der Zukunftskrieg wird die Entscheidung in der Luft sehen. (...) Solange der Mensch unerbittlich an die Erde gefesselt war, (...) musste man erst die feindlichen Verteidigungslinien durchbrechen (...). Der Raumkrieg macht diesen Zustand hinfällig. Die Luftwaffe ist von der Erde unabhängig, der Krieg kann seine Wirkung nunmehr fast unbeschränkt über das gesamte feindliche Gebiet hinaustragen. Es gibt keine begrenzte Kampfzone mehr (...). Nirgends in den miteinander in Kampf befindlichen Gebieten gibt es Räume, wo das nationale und wirtschaftliche Leben in Sicherheit seinen ungestörten Gang gehen kann.«

»Die Einteilung der Kriegsmittel in menschliche und unmenschliche«, meinte Douhet weiter, »hat bereits im [Ersten] Weltkrieg ihre Bedeutung verloren. Der Krieg wird stets unmenschlich sein (...). *Es ist eine gegenwärtige, reale Tatsache, dass das Flugzeug (...) in der Lage ist, an irgendeinem Punkt des feindlichen Gebietes Verwüstungen von einer Tragweite anzurichten, die alle bisher gekannten Verwüstungen übertreffen.* (...) Es mag grausam (...) erscheinen, aber es ist so.«

Douhet, der sich nach dem Ersten Weltkrieg als General im Ruhestand ganz der schriftstellerischen Tätigkeit widmete, ging davon aus, dass »jeder Krieg (...) naturgemäss mit einem Besiegten

und einem Sieger enden« müsse: »Die Zerschmetterung der Widerstandskräfte des Feindes ist Endziel der kriegerischen Aktionen. Dieses Ziel erreicht man leichter, schneller, wirtschaftlicher, kurzum mit geringeren Opfern, wenn man dort angreift, wo die feindlichen Widerstandskräfte am schwächsten und verwundbarsten sind. Je schwerer die entscheidenden Schläge die Gesamtheit einer Nation treffen können, desto seltener werden Kriege, desto ›menschlicher‹ werden sie sein, weil die Verluste im Rahmen der Gesamtheit verringert werden.« Douhet gab sich der ebenso zynischen wie trügerischen Hoffnung hin, in der Luft werde eine »Entscheidung viel schneller fallen, als im Rahmen überholter Kriegsformen«. Die Luftstreitkräfte hielt er deshalb für »die ideale Angriffswaffe«, weil es gegen sie »keinen Schutzpanzer« gebe. »[D]iese neue Waffe vermag schnell und unvermutet schon mit dem ersten Schlag den Todesstoss bis ins Herz des Gegners zu führen.« Allerdings nur, wenn »die Luftflotte (...) in Massen eingesetzt« und die »Luftherrschaft« erobert werde und wenn zwecks »Überrumpelung (...) alle diplomatischen Formalitäten unberücksichtigt blieben: Aus dem »Prinzip heraus, dem Feind so schnell wie möglich den denkbar grössten Schaden zuzufügen«, ergab sich für Douhet auch »ohne weiteres die Notwendigkeit, den Luftkrieg mit dem Überfall des Gegners einzuleiten.«

Noch vor den Nationalsozialisten mit ihrem ›Blitzkrieg‹ verlegten sich die Italiener selbst auf diese Form des Überraschungskrieges. Vittorio Mussolini, der Sohn des italienischen ›Duce‹ Benito Mussolini, machte 1935/36 den Abessinienfeldzug als Fliegeroffizier mit. In seinem Buch »Bomber über Abessinien« schildert er seine Eindrücke von den Bombardementen wie folgt: »Genau wie gestern setzte eine wilde Flucht von Menschen und Tieren ein. Unsere Sprengbomben platzten gerade mitten in sie hinein. Sie wussten anscheinend nicht mehr wohin. Ein Trost für sie, dass wir unser Pensum für den Tag erledigt hatten... Wir begeben uns wieder auf unsere verzweifelte Jagd nach Abessiniern. Aber es sind nur Grüppchen, hier eins, da eins, ganz wenige... Es war eine Jagd auf den einzelnen Mann, und jede Maschine musste auf eigene Rechnung alle Winkel durchstöbern, um den Gegner aufzuspüren... Wir fanden aber wieder einmal gar nichts, sondern mussten

bis zur Schlacht in Schire warten, wo die stolzen Schoaner zwischen Feuersäulen und platzenden Bomben hindurch die Furten des Tacazze zu gewinnen suchten, in welchem dann viele von ihnen ihr Bad für die Ewigkeit nahmen... Die Flieger gaben einander in diesen Tagen Tips wie bei einem Jagdausflug. Statt dass man sagte: ein schöner Schwarm Ringeltauben bei Castell Proziano gesichtet, hiess es hier: ich rate Dir, nach Samre zu fliegen, Du sollst sehen, alles ist voll von Abessiniern!... Über alle diese Gruppen prasselte unaufhörlich ein Regen von Bomben und Granaten herunter. Anfänglich versuchten sie noch, sich zur Wehr zu setzen. Schliesslich aber nahmen sie ihr Schicksal widerstandslos hin und gaben sich nicht einmal mehr Mühe, sich zu verstecken... Man brauchte nicht einmal tief zu gehen, jede Granate fiel in dichte Haufen, Tod und Verderben säend... Unsere Arbeit war ausserordentlich aufregend und ergab tragisch-schöne Wirkungen... Innerhalb von zwei Tagen stand das ganze Addi Abo in Flammen und brannte noch viele Tage, denn das Feuer frass sich langsam, aber unaufhaltsam fort... Mehrere tausend Abessinier lagern in der Umgebung der Stadt, weit auseinandergezogen und gut getarnt. Ich lasse hier einen Brocken und da einen Brocken fallen, damit niemand zu kurz kommt; und in zwanzig Minuten ist mein Vorrat an Bomben erschöpft.« Der Abdruck dieser Zitate in der Wochenzeitung ›Die Nation‹ vom 17. Juni 1943, in der Rubrik »Zum Nachdenken«, wurde von den schweizerischen Zensurbehörden als »mangelnde Zurückhaltung in Aussenpolitik« und als »Verstoss gegen das Pressenotrecht« taxiert.

An seinem Schreibtisch und mehr noch nachts in seinem Bett beauschte sich auch Joseph Goebbels, der deutsche ›Reichsminister für Propaganda und Volksaufklärung‹, an den neuen Möglichkeiten der Kriegsführung. Als wegen anhaltend schlechten Wetters der geplante Angriff auf Frankreich verschoben wurde und Hitler eine dreistündige Rede hielt, notierte Goebbels anderntags in sein Tagebuch: »Wenn, dann gleich hart. Wie lange das dauert, weiss niemand. Aber wir müssen es diesmal schaffen. [Der Führer] schildert unsere militärische und politische Überlegenheit (...).

Wir sind nachher alle wieder vollkommen aufgeladen. Der Führer ist ein Genie. Er wird das erste germanische Volksreich schaffen. Wir debattieren noch bis nachts 1 Uhr. (...) Vor Plänen und Phantasien kann ich stundenlang nicht einschlafen« (3. März 1940). Als der Angriff dann begann und Belgien, Holland und Luxemburg überfallen wurden, schrieb Goebbels: »Die Überlegenheit unserer Luftwaffe ist in die Augen springend. (...) Fast unvorstellbare Erfolge (...) Rotterdam ist in unserer Hand (...). Abends spät ruft der Führer an: er ist ganz beseligt« (15. Mai 1940). »Feind vielfach auf der Flucht. Ist dem entnervenden Einsatz unserer Stukas [Sturzkampfbomber] und Tanks nicht gewachsen. (...) Dramatische Völkerschicksale spielen sich dort ab. Es ist ein grosses Glück, daran mitgestalten zu dürfen« (18. Mai 1940). »Die zurückfliehenden Feindtruppen vermischen sich mit Zivilisten. Darauf kann unsere angreifende Luftwaffe nur wenig Rücksicht nehmen« (23. Mai 1940). »Paris von einem wahren Schock befallen. Wir schüren die Panik« (29. Mai 1940). »Pariser Flugplätze bombardiert (...). Vorerst masslose Bestürzung. (...) Ich bin ganz nervös vor lauter Schlaflosigkeit« (4. Juni 1940). Nach der Besetzung der französischen Hauptstadt durch deutsche Truppen am 14. Juni 1940 wurde Goebbels schliesslich »ganz feierlich zumute bei diesen geschichtlichen Siegen:« »Wir könnten jetzt die ganze Welt erobern. (...) Die Welt wird neu verteilt, und wer sich nicht heranhält, kommt dabei zu kurz« (16. Juni 1940).

Hermann Göring, der als Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe eine Schlüsselrolle bei der Vorbereitung und Durchführung der deutschen Angriffskriege spielte, machte seinen Luftwaffenoffizieren schon am 20. Mai 1936, in der »Ansprache an 1000 Fliegerleutnants am Tage ihrer Vereidigung«, klar, was er von ihnen erwartete: »Mir schwebt vor, eine Luftwaffe zu besitzen, die, wenn einmal die Stunde schlagen sollte, wie ein Chor der Rache über den Gegner hereinbricht. Der Gegner muss das Gefühl haben, schon verloren zu sein, bevor er überhaupt mit euch gefochten hat.«

In seiner »Weisung Nr. 16« hatte Hitler am 17. Juli 1940 angeordnet, es seien Planungsvorbereitungen für eine Invasion Grossbritanniens zu treffen. Am 19. Juli 1940 ernannte er Göring

zum »Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches« und am 31. desselben Monats befahl er in »Weisung Nr. 17« den verschärften Luftkrieg gegen das Inselreich: die Royal Air Force sollte niedergelämpft und die britische Flugzeugindustrie vernichtet werden. London sollte ausdrücklich kein Angriffsziel sein. Die strategischen Bombardemente auf die englischen Flugpisten führten bei den Briten zu schweren Verlusten, und es besteht heute die Meinung, dass es den Deutschen hätte gelingen können, allmählich die Luftherrschaft zu erringen und somit die Voraussetzungen für eine Landung zu schaffen. Allein am »Adlertag« (13. August 1940) wurden von Deutschland aus 1500 Einsätze gegen England geflogen. Aber als die deutschen Bomber infolge Navigationsfehler ihre Bombenlast am 24. August 1940 über Ostlondon auskippten, statt über Öltankanlagen themseabwärts, und die Royal Air Force danach Vergeltungsangriffe auf Berlin zu fliegen begann, änderte Hitler in einer Rede vom 4. September 1940 die bisher verfolgte, für die Royal Air Force so vernichtende Strategie und kündigte die Zerstörung Londons an: »Wenn sie [die Engländer] erklären, sie werden unsere Städte in grossem Ausmass angreifen – wir werden ihre Städte ausradieren.« Ein paar Tage später notierte Goebbels (11.9.1940): »Die Berichte aus London sind grauenvoll. Ein Inferno von unvorstellbaren Ausmassen. Die Stadt gleicht einer Hölle. Man kann schon leichte Anzeichen einer sinkenden Moral feststellen. (...) Frage: ist London auf diese Weise in die Knie zu zwingen. Ich möchte annehmen ja. Aber wir müssen abwarten, und angreifen, angreifen!« In einem Lied aus dem deutschen Film »Feuertaufer« hörte sich dieser Aufruf dann so an: Kamerad! Kamerad! Die Losung ist bekannt:/ Ran an den Feind! Ran an den Feind! Bomben auf Engelland!/ Hört ihr die Motoren singen: ran an den Feind! Hört ihr's in den Ohren klingen: ran an den Feind!/ Bomben! Bomben! Bomben auf Engelland!« (Text: Wilhelm Stoepler) Die planlosen Bombenangriffe auf englische Städte kosteten in der Folge zwar Tausende von Opfern in der Zivilbevölkerung, gab aber der kurz vor der Erschöpfung stehenden Royal Air Force Gelegenheit, sich neu zu formieren und am 15. September 1940 in der »Luftschlacht um England« das Blatt zu wenden. Daraufhin eröffnete Hitler Göring an eben diesem 15. September 1940, er

wolle nun Russland angreifen, was dieser ihm erfolglos auszureden versuchte, da er zuerst mit England abzurechnen und die bis in alle Einzelheiten geplante Eroberung Gibraltars durchzuführen gedachte. Anfang Oktober 1940 sah sich Göring aber auch der aufgelaufenen Verluste wegen gezwungen, die immer schwieriger werdenden Tageseinsätze gegen England abubrechen. Die Invasionsvorbereitungen wurden ebenfalls eingestellt. Obwohl er damals gerade wieder mit der Durchführung des Vierjahresplans beauftragt worden war, unterliess es Göring in der Folge, die Schlüsse aus der Niederlage seiner Luftwaffe gegen England zu ziehen und verzog sich erst einmal für sechs Wochen in die Ferien. Von Mitte November 1940 an ging der tablettensüchtige Reichsmarschall jeder weiteren Konfrontation mit Hitler aus dem Weg, vervollständigte seine zusammengeraubte Kunstsammlung und schluckte täglich seine Dosis Paracodein, das ihn in eine milde Euphorie versetzte. Hjalmar Schacht, ehemaliger Reichsbankpräsident und von 1937-1944 einer von Hitlers Ministern, charakterisierte am Nürnberger Prozess Göring als »das egozentrischste Wesen, was man sich denken kann. (...) Seine Habsucht kannte keine Grenzen. Seine Vorliebe für Edelsteine, Gold, Geschmeide etc. war unvorstellbar. (...) Nur so lange ihm jemand nützlich war, zeigte er äusserliche Freundschaft (...). Er hat von all den wirtschaftlichen Dingen, die Hitler ihm vom Herbst 1936 an anvertraute, nicht den leisesten Schimmer gehabt, obwohl er einen ungeheuren Beamtenapparat hierfür aufbaute und seine Macht als Wirtschaftsherrscher nach allen Regeln der Kunst missbrauchte. In seinem persönlichen Auftreten war Göring so theatralisch, dass man ihn nur mit Nero vergleichen konnte. Eine Dame, die bei seiner zweiten Frau zum Tee war, berichtete, dass er zu diesem Tee in einer Art römischen Toga erschien mit [von] Edelsteinen besetzten Sandalen, die Finger mit zahllosen Edelsteinringen besetzt und auch sonst mit Schmuck behangen, sein Gesicht geschminkt und seine Lippen mit Rouge behandelt.«

Der sich verschärfende Bombenkrieg der Engländer und die unerwarteten Probleme an der Ostfront deckten die Schwächen der strategischen Planung Görings immer deutlicher auf. Zwei seiner wichtigsten Mitarbeiter trieb er mit cholerischen Schuldzu-

weisungen in den Selbstmord, Generalflugzeugmeister Udet im November 1941 und den Chef des Generalstabs der Luftwaffe, Hans Jeschonnek im Jahre 1943, dem er, von einer Besprechung mit Hitler kommend, laut einem Tagebucheintrag von Goebbels, wütend vorwarf, »dass wenn wir den Krieg verlören, er mit seiner kurzsichtigen Flugzeugproduktionspolitik daran schuld sei. Jeschonnek hat dann noch die Abendlage abgehalten, ist in sein Zimmer gegangen und hat sich eine Kugel durch den Kopf geschossen.« Noch in einem Artikel für seine jede Woche erscheinende Zeitung »Das Reich« vom 16. Juni 1942 hatte Goebbels über den »blindwütigen und zerstörerischen Terror« der Royal Air Force geschrieben: »Wir haben niemals bezweifelt, dass man uns durch diese Art Kriegsführung einigen und auch schweren Schaden zufügen kann. (...) Aber man irrt in London, wenn man glaubt, man könne durch Terror die deutsche Moral brechen. (...) Wir haben bisher im Verlaufe von etwas über zweieinhalb Jahren Krieg bis zum Stichtag des 1. Juni 1942 7340 Todesopfer des feindlichen Bomberkrieges zu beklagen. Niemand wird die Roheit des Herzens aufbringen, diese Zahlen irgendwie zu beschönigen oder zu bagatellisieren. (...) Aber man bekommt erst ein richtiges Verhältnis zur Höhe dieser Zahl, wenn man ihr gegenüberstellt, dass im Verlauf der letzten zweieinhalb Friedensjahre in Deutschland 15'039 Menschen dem modernen Verkehr zum Opfer fielen. (...) Im übrigen werden die Schläge, die die Engländer uns versetzten, prompt und genau zurückgegeben.«

Goebbels' Tagebücher, die er vom 29. März 1941 an sicherheits halber in den Tresoren der Reichsbank lagern liess – »Gegen Feuer und Bombenangriffe«, schrieb er: »Da liegen sie sicher.« – beweisen jedoch, dass der Luftkrieg der Briten, dem sich vom Sommer 1942 an auch die Amerikaner anschlossen, nicht nur in der nationalsozialistischen Führungsetage, sondern auch in der Stimmung der deutschen Bevölkerung, über welche Goebbels wie kein zweiter informiert war, immer tiefere Spuren hinterliess. Die Royal Air Force, die noch im Juli 1940 »materielle Zerstörung« zum »Hauptziel« der Bombenangriffe erklärt hatte, war im Frühjahr 1942 mit den Angriffen auf Lübeck (28./29. März) sowie Rostock und die dortigen Heinkel- Flugzeugwerke (23.-29. April) zu

Flächenbombardementen mit Brandbomben, die bewusst auch die Wohngebiete nicht verschonten, übergegangen. Im Unterschied zu den Amerikanern, deren Bomber von Langstreckenjägern begleitet wurden und am Tag Präzisionsangriffe gegen die deutsche Rüstungsindustrie und die Transportverbindungen fliegen konnten, vermochten die Briten nur nachts in grosser Höhe und bei geringer Zielgenauigkeit zu operieren. Vom Januar 1943 an hatte Goebbels den Vorsitz des neugegründeten »Bombenaus-schusses« (Interministerieller Luftkriegsschäden-Ausschuss) inne. Nach einem Angriff auf Essen liess er sich berichten, »welche Verheerungen der Luftkrieg nicht nur an unseren Häusern und Fabrikanlagen, sondern auch an der Moral des deutschen Volkes anrichtet«: »Es erwachsen uns hier Probleme von ungeheurer Weite« (6. April 1943). Am 22. Mai 1943 notierte er: »Sowohl die Reichspropagandaämter als auch die anderen Stimmungsmessenden Instanzen sprechen übereinstimmend von einem Stimmungseinbruch, der augenblicklich in Deutschland stattfindet.« Am 5. Juni 1943 sprechen die Berichte der Reichspropagandaämter »nicht nur von einem Stimmungs-, sondern auch von einem Haltungseinbruch, der nun grosse Teile des deutschen Volkes umfasse«. In Städten, »die letzthin Luftangriffe haben über sich ergehen lassen müssen, mache sich vor allem in den Nächten ein ziemlich weitgehender Kriegsdefaitismus in den Bunkern bemerkbar. (...) Die Siegeszuversicht sei allgemein ins Schwinden gekommen.« Nach dem Luftangriff auf Hamburg (24.-30.7.1943), der 20'000 Menschenleben forderte, kündigte Goebbels die Teilevakuierung der Berliner Bevölkerung an (6.8.1943). Die Luftschlacht um Berlin, die im November 1943 begann, zwang auch den Propagandaminister selbst in den Bunker: »Wir leben ja mitten im Krieg, und mancher Frontabschnitt möchte sicherlich, was die enormen Belastungen anlangt, nicht mit uns tauschen. Ein wahrer Höllenlärm geht über uns herab. Dauernd prasseln Minen und Sprengbomben auf das Regierungsviertel hernieder (...). Mir brummt der Kopf vor Schmerzen und Müdigkeit« (24. November 1943). Am 21. Dezember 1943 war Goebbels von Hitler die Leitung der neugeschaffenen Reichsinspektion der zivilen Luftkriegsmassnahmen übertragen worden: »Wir haben bisher in Berlin 10'000 Tote und Ver-

misste durch den Luftkrieg zu verzeichnen«, hielt er am 10. Februar 1944 fest. »Die Zahl wirkt natürlich auf den ersten Blick erschreckend, aber wenn man sich vorstellt, dass diese Zahl von Beginn des Krieges ab gerechnet werden muss, so ist sie doch nicht so enorm, wie es scheinen möchte« (10. Februar 1944). Doch nach und nach unterhöhlten die alliierten Siege und ihr Luftkrieg selbst Goebbels' eigene Moral: »Der Krieg wird einem langsam über (...), wird einem (...) allmählich zur seelischen Belastung und zur Qual (...), und ich glaube, bei Millionen anderen Menschen wird nichts anderes der Fall sein« (28. März 1944). Da holte ihn und sehr viele andere dieser Luftkrieg ein, »der«, wie Theodor W. Adorno einmal schrieb, »doch diesen ganz gut gefiel, solange es gegen die andern ging«. »Der Mosquito-Angriff dieses Abends wird für mich besonders verhängnisvoll, weil er unser Ministerium trifft. Der ganze schöne Bau an der Wilhelmstrasse (...) völlig vernichtet (...). Das Herz tut einem weh (...). Es ist jetzt auf den Tag genau 12 Jahre, nämlich am 13. März [1933], dass ich in dieses Ministerium als Minister Einzug gehalten habe. Ein denkbar schlechtes Omen für die kommenden zwölf Jahre« (14. März 1945). »Auch die Moral der Bevölkerung ist natürlich auf das stärkste abgesunken, wenn sie nicht gar den Nullpunkt erreicht hat« (22. März 1945).

Luftwaffenchef Görings Stellung im nationalsozialistischen Führungskreis zerbröckelte in der Masse, wie die deutschen Städte zerfielen. Zuerst wurde er nur »etwas belächelt«, etwa als er am 30. Januar 1943, wie Goebbels berichtet, seine auf den Mittag angesetzte gross inszenierte Rede im Luftfahrtministerium zum 10. Jahrestag der Machtergreifung »um eine Stunde wegen ein paar englischer »Mosquito«-Flugzeuge verschoben hat. Die englische Presse wirft ihm nun vor, dass er einmal erklärt habe, er wolle Meier heissen, wenn je ein englisches Flugzeug über Berlin erscheine« (1. Februar 1943). Das »völlige Versagen der Luftwaffe« und mehr noch der von einigen gehegte Verdacht, dass Göring »sich über die Tragweite des Luftkrieges gar nicht im klaren sei«, liessen die Kritik aber immer lauter werden. Am 9. März 1943 registrierte Goebbels, dass »das Prestige Görings beim Führer kolossal gelitten« hat. »Der Führer hat eine Granatenwut.« Nach dem

Angriff der alliierten Bomber auf Nürnberg liess Hitler gleich noch um Mitternacht die Verantwortlichen der Luftwaffe aus dem Bett holen: »Göring weiss also jetzt, was die Uhr geschlagen hat. Es gibt bei dieser mitternächtlichen Unterredung einen ausgewachsenen Krach« (9. März 1943). Auch Goebbels selbst zeigte sich zunehmend »erschüttert darüber, wie inaktiv Göring der ganzen Entwicklung zuschaut. Er muss unbedingt aus seiner Lethargie gerissen werden« (6. April 1943). Göring habe »die technische Entwicklung der deutschen Luftwaffe vollkommen auf den Hund (...) kommen lassen«, hiess es, »[e]r sei auf den Lorbeeren, die sie in den Jahren 1939 und 1940 errungen habe, eingeschlafen (...) Die Versäumnisse, die er sich habe zuschulden kommen lassen, seien tatsächlich geschichtlichen Formats« (9. April 1943).

In einer auch über Rundfunk verbreiteten Rede in München vom 8. November 1943 zum 20. Jahrestag des gescheiterten Hitlerputschs in München von 1923 versuchte Hitler die gesunkene Moral mit Hasstiraden zu heben: »Die Meinung unserer Gegner, dass sie durch ihren Luftterror die Intensität des deutschen Kriegswillens vermindern können, beruht auf einem Trugschluss. Derjenige nämlich, der einmal seine Sachen eingebüsst hat, kann nur einen Wunsch haben: dass der Krieg niemals verloren geht, denn nur der siegreiche Krieg kann ihm einst wieder zu seinen Sachen verhelfen. So sind Hunderttausende von Ausgebombten die Avantgarde der Rache (...). Es mag dieser Krieg dauern, so lange er will, niemals wird Deutschland kapitulieren. Niemals werden wir den Fehler des Jahres 1918 wiederholen, nämlich eine Viertelstunde vor zwölf die Waffen niederzulegen. Darauf kann man sich verlassen: Derjenige, der die Waffen als allerletzter niederlegt, das wird Deutschland sein, und zwar fünf Minuten nach zwölf.«

1944 ging die Luftwaffenproduktion, Görings einstige Domäne, gänzlich in die Hände Albert Speers über, der seit 1942 »Reichsminister für Bewaffnung und Munition« war. Goebbels schrieb: »Verheimlichen lässt die Krise unserer Luftwaffe (...) sich (...) nicht mehr« (6./12. Juni 1944). In Berlin kursierte damals der Witz: »Sagt Goebbels zu Göring, Hitler habe sich erhängt. Sagte ich doch«, meint da Göring, »ich war immer davon überzeugt, wir würden diesen Krieg in der Luft gewinnen.«

Göring musste von da an, Goebbels zufolge, »eine Art von Dekorationsfigur spielen«: »Es ist entsetzlich, welche Winkelzüge man machen muss (...). Man möchte manchmal glauben, dass Göring der Kronprinz wäre, von dem jedermann weiss, dass er nichts taugt, den man aber (...) nicht absetzen kann« (23. September 1944). Hitler halte den »Luftkrieg (...) für furchtbar und unerträglich« und könne »es nicht verstehen, dass Göring bei der jetzigen Härte des Krieges immer noch seinen alten luxuriösen Lebensstil pflegt, dass er sich in pompösen Uniformen kleidet. (...) Der ganze Lebensstil, den Göring augenblicklich pflegt, ist dem Führer widerwärtig und ekelhaft geworden. (...) Er pflegt jetzt mit der Luftwaffe und mit Göring nur noch auf dem Befehlsweg zu verkehren. Er gibt Göring klare Anordnungen und ersucht um Vollzugsmeldungen.« Hitler, so Goebbels weiter, lasse aber »keinen Zweifel darüber, dass er an Göring mit einer richtigen Nibelungentreue hängt, dass er nicht daran denkt, ihn irgendwann einmal fallen zu lassen« (2. Dezember 1944). Goebbels, der derweil den »totalen Krieg« predigte und sich fürchterlich darüber ärgerte, dass »der erste Offizier des Reiches [Göring] in dieser Situation des Krieges in einer silbergrauen Uniform herumläuft«, sah in Göring selbst das »kardinalste Problem unserer Kriegsführung« und wäre nach eigener Aussage schon längst anders mit ihm verfahren: »Wenn einer wie Göring völlig aus der Reihe tanzt, dann muss er zur Raison gerufen werden. Ordenbehängte Narren und eitle, parfümierte Gecken gehören nicht an die Kriegsführung. Entweder ändern sie sich, oder sie müssen eliminiert werden« (28. Februar 1945). Nicht zuletzt auf Goebbels' Betreiben wurde Göring zuletzt doch noch aller seiner Ämter enthoben und bei einem Besuch auf dem Obersalzberg bei Hitler mit seiner ganzen Familie verhaftet. In seinem Testament schloss ihn Hitler zusammen mit Himmler, der geheime Kontakte mit den Alliierten zu knüpfen begonnen hatte, »für alle Zeiten« aus der Partei aus. Nur das Kriegsende rettete Göring vor der Erschiessung durch die SS. Im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt, nahm er sich in der Nacht vor der für den 15. Oktober 1946 vorgesehenen Hinrichtung das Leben. Einem Gerichtspsychologen hatte er noch versichert: »In 50 oder 60 Jahren werden in ganz Deutschland Stand-

bilder Hermann Görings zu sehen sein. Vielleicht kleine Standbilder, aber eines in jedem Haus.«

Adorno schrieb in »Minima moralia«, die Fehler der deutschen Kriegsführung hätten »ihren sozial genauen Sinn« gehabt, »der sich (...) bis zur Katastrophe entfaltete«. Als Beauftragter für den Vierjahresplan war Göring nicht nur für die Raubkriege direkt verantwortlich – »Ich beabsichtige, zu plündern und dies gründlich zu tun«, hatte er am 6. August 1942 an einer Sitzung mit Reichskommissaren und Vertretern militärischer Befehlsstellen betont, aus den besetzten Gebieten sei »das Letztmögliche herauszupumpen« –, sondern auch für den Einsatz von Zwangsarbeitern, Deportierten, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen in der Kriegsindustrie. In das Sklavenarbeitsprogramm war er von Anfang an eingeschaltet. Ausführungen Görings vom 7. November 1941 zufolge waren damals von ungefähr 5 Millionen Kriegsgefangenen 2 Millionen in der Rüstungsindustrie eingesetzt. In einem Fernschreiben an Reichsführer SS Heinrich Himmler vom 14. Februar 1944 hatte Göring um weitere Kontingente von Konzentrationslagerhäftlingen nachgesucht: »Gleichzeitig bitte ich Sie, mir für die Luftwaffenrüstung noch eine möglichst grosse Anzahl KZ-Sträflinge zur Verfügung zu stellen, da die bisherige Erfahrung diese Arbeitskräfte als sehr brauchbar herausgestellt hat. Die Luftkriegslage macht die Verlegung der Industrie unter die Erde erforderlich. Gerade hierbei lassen sich KZ-Sträflinge arbeitsmässig und lagermässig besonders gut zusammenfassen. Diese Ausbaumassnahmen sind notwendig, um die in der Entwicklung abgeschlossenen modernsten Flugzeuge fabrikatorisch sicherzustellen. Der Führer hat (...) auf diese Flugzeuge entscheidenden Wert gelegt.« Himmler antwortete Göring am 9. März 1944 mit einem Bericht über den Stand des Einsatzes von Häftlingen in der Luftfahrtindustrie und einer geheimen Aufstellung vom 21. Februar 1944, in welcher für die Lager Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Herzogenbosch, Natzweiler, Neuengamme, Ravensbrück, Sachsenhausen etc. die Anzahl der für die Luftfahrtindustrie eingesetzten und darüber hinaus vorgesehenen Häftlinge samt Verwen-

dungszweck und verantwortlichem Arbeitgeber (z.B. in Dachau BMW, Dornier, Messerschmitt etc.) verzeichnet waren: »Hochverehrter Reichsmarschall! (...) Aus dieser Übersicht geht hervor, dass zur Zeit rund 36'000 Häftlinge für Zwecke der Luftwaffe eingesetzt sind. Die Erhöhung auf insgesamt 90'000 Häftlinge ist vorgesehen. (...) Die Aufgabe meines Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes ist jedoch allein mit der Abstellung der Häftlinge an die Luftfahrtindustrie nicht erfüllt, da SS-Obergruppenführer Pohl und seine Mitarbeiter durch laufende Kontrolle und Überwachung der Kommandos für das erforderliche Arbeitstempo sorgen und somit etwas Einfluss auf die Produktionsergebnisse nehmen. (...) Wir haben auch seit längerer Zeit unsere eigenen Steinbruchbetriebe auf Fertigungen für die Luftwaffe umgestellt. So arbeiten zum Beispiel in Flossenbürg bei Weiden die früher im Steinbruch eingesetzten Häftlinge jetzt im Jägerprogramm für die Messerschmitt AG., Regensburg, die in der Bereitstellung unserer Steinmetzhallen und der Arbeitskräfte nach dem seinerzeitigen Angriff auf Regensburg eine günstige Gelegenheit zur sofortigen Teilverlagerung ihrer Fertigung sah. Insgesamt werden dort durch Erweiterung 4000 Häftlinge arbeiten. Wir produzieren jetzt mit 2000 Mann je Monat 900 Satz Nasenkasten und Kühlerverkleidungen sowie 120'000 Einzelteile verschiedener Art für den Jäger Me 109. In Oranienburg haben wir bei den Heinkel-Werken für den Bau der He 177 jetzt schon 6000 Häftlinge eingesetzt. (...) Wir haben auch weibliche Häftlinge in der Luftfahrtindustrie eingesetzt. Es arbeiten zum Beispiel jetzt bei den Mechanischen Werkstätten in Neubrandenburg 2500 Frauen an der Herstellung von Bombenabwurfgeräten und Rudermaschinen. Das Unternehmen hat den gesamten Serienbetrieb auf Häftlinge umgestellt. (...) Die Verlegung von Produktionsstätten der Luftfahrtindustrie unter die Erde erfordert einen *weiteren* Einsatz von ca. 100'000 Häftlingen. Die Planungen für diesen Einsatz auf Grund Ihres Schreibens (...) sind bereits in vollem Gange. (...) Heil Hitler!« Über Flossenbürg hielt ein Untersuchungsbericht, der am Nürnberger Prozess vorgebracht wurde, fest: »Während der 12 Monate vor der Befreiung waren Flossenbürg und seine von dort kontrollierten Zweiglager für den Tod von 14'739 männlichen und 1300 weiblichen Insassen

verantwortlich. Diese Zahlen stellen die Anzahl der Todesfälle fest, soweit dieselben aus den vorhandenen Lageraufzeichnungen zu ersehen waren; dieselben sind jedoch in keiner Weise vollständig, da sich viele geheime Massenhinrichtungen und Todesfälle ereignet haben (...) Das Konzentrationslager Flossenbürg kann am besten als eine Fabrik des Todes bezeichnet werden. Obwohl der Einsatz von Massensklavenarbeit eines der Hauptziele dieses Lagers war, bestand ein anderer seiner Hauptzwecke in der Vernichtung von Menschenleben durch bestimmte Methoden der Gefangenenbehandlung. Hunger und Hungerrationen, Sadismus, die Art und Weise der Unterbringung, unzulängliche Kleidung, medizinische Vernachlässigung, Krankheit, Prügel, Hängen, Erfrieren, Aufhängen an den Händen beweist, dass es sich hier nicht um die Folge vereinzelter Ausschreitungen von einzelnen Gefangenenwärttern handelt, sondern dass sie die Folge vorsätzlich von oben gegebener Richtlinien waren. Die Verbrechen, die in diesen Konzentrationslagern begangen wurden, waren von einem so ungeheuren Ausmass, dass die Greuelthaten einzelner dagegen zur Bedeutungslosigkeit verblasen.« In Kahla in Thüringen hatte Göring ein grosses unterirdisches Werk für den Bau des Düsenjägers Me 262 herrichten lassen. Es war auf eine Kapazität von 1000 Jägern pro Monat ausgebaut und war beinahe betriebsbereit, als die amerikanischen Truppen einmarschierten. Weitere ausgedehnte unterirdische Fabriken gab es in der Nähe von Nordhausen zur Fabrikation der »Vergeltungswaffen« V1 und V2. Dahin waren nach Luftangriffen auch die Junkers Flugzeugmaschinen-Werke in Magdeburg verlegt worden. Ein amerikanischer Bericht schildert die Arbeitsverhältnisse dort wie folgt: »Im Mittelwerk war die Ventilation schlecht (...). Der Metallstaub lag zollhoch auf dem Boden (...). Es war auch unbehaglich kalt, oder das Kalksteindach fiel ein (...). Das Wasser am Ort war ungeniessbar und musste von auswärts hergeschafft werden. Die sanitären Anlagen waren unqualifizierbar. Die [Arbeiter] mussten durch lange Tunnel nach aussen am Fusse des Hügels zu Latrinen gehen. (...) Speer fasste die Gesamtlage der Produktion infolge der Verzettlung der unterirdischen Fabrikanlagen an verschiedenen Orten in folgende Worte zusammen: »Man kann einen Luftkrieg nicht mit Zement und Tunneln gewinnen.«

Primo Levi, der 1944 aus Italien nach Auschwitz deportiert wurde und dort die Fliegerangriffe der Amerikaner auf die benachbarten Buna-Werke miterlebte, in denen synthetischer Gummi hätte produziert werden sollen, schreibt in seinem autobiographischen Bericht »Ist das ein Mensch?«: »[I]m August beginnen die Bombardierungen (...). Nach jedem Luftangriff sind neue Schäden zu reparieren; die empfindlichen, erst vor wenigen Tagen betriebsfertig gemachten Maschinen müssen demontiert und fortgeschafft werden (...). Wir schwitzen in Staub und glühenden Trümmern, beben wie Tiere, auf die Erde gepresst unter dem Wüten der Flugzeuge; abends kehren wir dann, zerbrochen von der Mühe und ausgedörrt vom Durst, ins Lager zurück. (...) In Buna reagieren die deutschen Zivilisten mit der Wut des sichern Menschen, der aus langem Herrschertraum erwacht ist, nun seinen Untergang vor Augen sieht und nicht fassen kann (...). Kein Deutscher kann jetzt vergessen, dass wir auf der anderen Seite stehen: auf der Seite der furchtbaren Säleute dort oben, die, jeder Absperrung zum Trotz, den deutschen Himmel als Herren durchfurchen, die das stählerne Leben ihrer Werke zerbrechen, die Tag um Tag die Vernichtung bis in ihre Häuser tragen, in die nie zuvor geschändeten Häuser des deutschen Volkes. (...) Wir dürfen nicht in die Bunker. Wenn die Erde zu beben anfängt, schleppen wir uns, hinkend und benommen, durch die ätzenden Rauchschwaden der Nebelwerfer bis auf das ausgedehnte, unbebaute, verschmutzte, unfruchtbare Land, das sich noch im Buna-Gürtel befindet; dort liegen wir dann unbeweglich, zuhauf übereinander wie Tote, immerhin noch empfänglich für das augenblickliche Wonnegefühl der ruhenden Glieder. Mit ausdruckslosen Augen sehen wir, wie rings um uns Rauch- und Feuersäulen emporsteigen; in den kurzen Zwischenpausen, in denen man das leise, unheilvolle Dröhnen vernimmt, das jedem Europäer bekannt ist, suchen wir auf der hundertmal zertrampelten Erde nach verkümmertem Löwenzahn und kärglicher Kamille, kauen sie langsam und schweigend.«

Robert Antelme, der aus Frankreich ins KZ Buchenwald verschleppt und da im Aussenlager Gandersheim in eine abgelegene Fabrik für Flugzeuggestelle kam, bemerkte in seinem Buch »Die Gattung Mensch«, dass sie sich »weniger verlassen« fühlten, wenn

sie nachts die Bomber hoch über sich hinwegfliegen hörten: »Sie wissen nicht, dass sie über uns hinwegfliegen. Für sie gibt es in der Nacht über Deutschland Bahnhöfe, Fabriken und irgendwo in diesem Netz empfindlicher Punkte auch Lager wie das unsrige. Sie werfen ihre Bomben ab, nicht weit von uns, es rollt, verbreitet Schrecken. (...) Sie sind da, das Geräusch dauert fort, wir richten uns auf, horchen; sie schaffen es, sind unangreifbar. Die SS zittert. Wir empfinden keine Angst, und wenn doch, freuen wir uns gleichzeitig darüber. Sie (...) sind für eine Stunde nach Deutschland gekommen, sie werden nie wissen, wer wir sind, aber wir buchen das Bombardement für uns. (...) Des Nachts, welche Freude, sie zu hören. Ruhig, lange. Als bildeten sie ein Dach für uns. Und dann denken wir: vor einer Stunde waren sie noch zu Hause, in einer Stunde werden sie wieder zu Hause sein. (...) Das rechnet man sich mehrmals während der Nacht vor. Man hält sich an alles, was eine Entfernung zunichte macht, an alles, was sie überwindbar macht, was dafür spricht, dass man nicht wirklich auf einem anderen Planeten lebt (...). Wenn Sie bei Tage über uns hinwegfliegen und die SS da ist, ergibt sich zwischen ihr und uns ein neuer Unterschied. Sie blicken auf in den Himmel, dann beobachten sie uns. (...) Alarm war eine gute Zeit, eine Zeit, die uns gehörte. Es war nicht mehr der ganze Tag gegen uns.«

Abgestürzte oder notgelandete alliierte Flieger, die den Deutschen in die Hände fielen, wurden häufig misshandelt und gelyncht. Himmler verbot der Polizei mit Befehl vom 10. August 1943, sich in die Lynchjustiz einzumischen oder sie zu verhindern. Abgesprungene Fallschirmjäger mit Sabotageauftrag waren einem Befehl Hitlers vom 18. November 1942 zufolge »bis auf den letzten Mann niederzumachen«. In der Kriegsgefangenschaft wurden die Flieger vielfach erschossen, nicht nur, wenn sie zu entfliehen versuchten. Seit Frühling 1944 wurden sie mit und ohne vorgängiges Urteil wegen Teilnahme an »Terroraktionen« - Luftangriffe auf Städte, Tiefflugaktionen - hingerichtet. Der aus Roubaix in Nordfrankreich stammende Maurice Lampe, der 1941 verhaftet und 1944 in das wegen seinem Steinbruch gefürchtete KZ Mauthausen kam und dort im Messerschmitt-Kommando arbeitete, berichtete am 25. Januar 1946 vor dem Internationalen Militär-

gerichtshof in Nürnberg: »Im Laufe des Monats September, ich glaube, es war am 6. September 1944, kam in Mauthausen ein kleiner Transport an: 47 englische, amerikanische und holländische Offiziere; Flieger, die mit Fallschirmen abgesprungen waren. Sie waren gefangengenommen worden, nachdem sie versucht hatten, nach Hause zurückzukehren. Dafür hatte sie ein deutsches Gericht zum Tode verurteilt. (...) [D]ie siebenundvierzig Offiziere wurden barfuss zum Steinbruch geführt. Ihre Ermordung ist für alle Insassen von Mauthausen eine wahrhaft höllische Vision geblieben. (...) Am Fusse der Treppe [die vielen Stufen, die aus dem Steinbruch hinausführten] wurden den Unglückseligen Steine auf die Schultern geladen; Steine, die sie bis oben zu schleppen hatten. Der erste Gang geschah mit Steinen von 25 bis 30 Kilogramm. Unter Schlägen wurde der erste Gang beendet. Hinunter mussten sie im Laufschrift. Beim zweiten Gang waren die Steine schwerer und je mehr die Last die Unglückseligen drückte, desto mehr gab es Fusstritte und Peitschenhiebe, sogar mit Steinen wurden sie beworfen. (...) Am Abend, als ich vom Kommando zurückkam, dem ich damals zugeteilt war, war der zum Lager führende Weg voller Blut. Ich wäre beinahe auf einen Unterkiefer getreten; 21 Leichen lagen am Weg, 21 waren am ersten Tag gestorben, die 26 übrigen starben am folgenden Morgen.«

›GEWISSERMASSEN CHLOROFORMIERT‹

Wer nach wie vor davon ausgeht, dass der Zweite Weltkrieg kein schicksalhafter Verhängnis war, sondern eine Katastrophe, die hätte verhindert werden müssen, wird nicht darum herumkommen, sich nach dem Anteil der Schweiz am allgemeinen Versagen zu fragen. Gegenüber der Schweiz wie gegenüber anderen Neutralen verfolgte die deutsche Aussenpolitik vor dem Krieg als oberstes Ziel, diese Staaten aus dem politischen System des Völkerbundes, sprich Versailler Vertrages, herauszulösen, in der Hoffnung, sie würden im Konfliktfalle jeder anti-deutschen Koalition fernbleiben. Denn der Völkerbund, dem Deutschland 1933 und Italien

1937 den Rücken kehrten, hatte sich in Artikel 16 seiner Satzung ein Instrument der Friedenssicherung geschaffen, das Zähne hatte und jeder aggressiven Expansionspolitik einen Riegel schob: »Schreitet ein Bundesmitglied (...) zum Kriege, so wird es ohne weiteres so angesehen, als hätte es eine Kriegshandlung gegen alle anderen Bundesmitglieder begangen. Diese verpflichten sich, unverzüglich alle Handels- und Finanzbeziehungen zu ihm abzubrechen (...).« Der Rat des Völkerbundes, dem ein ständiges Sekretariat beigegeben war und der über jede Frage beriet, die »in den Tätigkeitsbereich des Bundes fällt oder die den Weltfrieden berührt« (Art. 4), war auch »verpflichtet«, in so einem Fall »den verschiedenen beteiligten Regierungen vorzuschlagen, mit welchen Land-, See- und Luftstreitkräften jedes Bundesmitglied für seinen Teil zu der bewaffneten Macht beizutragen hat, die den Bundesverpflichtungen Achtung zu verschaffen bestimmt ist« (Art. 16). Die »Bundesmitglieder« hatten gemäss Völkerbundstatuten »den Streitkräften eines jeden Bundesmitglieds, das an einem gemeinsamen Vorgehen zur Wahrung der Bundesverpflichtungen teilnimmt, den Durchzug durch ihr Gebiet zu ermöglichen.«

Das Deutsche Reich, das vehement zum Krieg rüstete, setzte alles daran, den automatischen Sanktionsmechanismus des Völkerbundes zu blockieren. Da die Schweiz Gastland des Völkerbundes war und Genf sein Sitz, konnte die Schweizer Aussenpolitik ihm nicht gleichgültig sein. Bei seinem Versuch, die Schweiz zu neutralisieren und in sein eigenes Interessensystem einzuspannen, ging das Deutsche Reich sehr geschickt zu Werke. Die Einheit der Völkerbundstaaten zu schwächen, zählte zu den wichtigsten politischen Vorbereitungshandlungen für den geplanten deutschen Eroberungskrieg. Unser Land, das unter den neutralen Staaten Europas bei der Ausformulierung der neuen Neutralitätsdoktrin eine Vorreiterrolle spielte, erwies sich dabei aus Naivität, Unwissenheit und mangelnder innerer Grösse als leichtgläubiger und willfähriger Erfüllungsgehilfe solcher deutschen Pläne. Der historische Skandal dabei ist, dass die Schweiz – vor dem Hintergrund eines mythisch überhöhten Geschichtsbildes – so tat, als sei die Rückwendung auf sich selbst im Zeichen der »absoluten Neutralität« ihr ureigenster Entschluss. Dabei war, was als positive Wende,

als »Rückkehr« zu alten eidgenössischen Gepflogenheiten hingestellt wurde, doch nur ein von den Nationalsozialisten herbeigewünschter Akt der europäischen Entsolidarisierung.

Damals gewöhnten sich Schweizer Politiker an, nicht mehr von der Schweiz zu reden, sondern, die Schweiz und ihre für vital befundenen Interessen meinend, von der »ewigen, unverbrüchlichen und uneingeschränkten Neutralität«. Wie ein mythischer Schild wurde diese Chiffre hochgehalten, mit feierlicher Miene. »Neutralität« wurde, um mit Hannah Arendt zu reden, zum »Suprasinn«, zum Schlüssel der Geschichte mit Anspruch auf absolute und totale Geltung, zu einem logischen System, in dem nun »jegliches zwangsläufig folgt«, mit einer »um alle Realitätserfahrung unbekümmerten Konsequenz«. Eine neutrale Haltung eingenommen hatte die Schweiz eigentlich erst in den kriegerischen Konflikten der jüngsten Vergangenheit. Die Eidgenossen fernerer Zeiten pflegten der Soldgeldzahlungen wegen in den europäischen Schlachten nicht selten auf beiden Seiten zu kämpfen. Betrieben wurde also dazumal nicht scheue Zurückhaltung und *Neutralität* – neutrum: keiner von beiden –, sondern, so genommen, zügellose politische *Promiskuität*. Wenn die eidgenössischen Länder- und Städteorte, welche wegen den in den Burgunderkriegen errungenen Erfolgen von den Grossmächten für Söldnerlieferungen von allen Seiten umworben und bestochen wurden, seit der *verkauften* Schlacht von Marignano gar *keine gemeinsame Aussenpolitik mehr hatten* und seit der Reformation mit dem darauffolgenden Bürgerkriegsklima, welches die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Blöcke spaltete, *eine solche auch nicht mehr haben wollten*, hatte das nichts mit hehren Prinzipien zu tun, sondern war einfach die nüchterne Konsequenz aus einem staatspolitischen Debakel. »Die Schweiz« als werdende Nation gab es innen- und aussenpolitisch gar nicht mehr, sie wurde als eigentlicher Staat, als selbständiger Machtfaktor, auch erst im 19. Jahrhundert wieder gegründet und betrieb da ein paar Jahrzehnte lang auch ganz gern und gar nicht uninteressant europäische Politik.

Der Mann, der sie dann als aussenpolitisch souveräner Staat wieder zum Verschwinden bringen wollte – mit der 1937/38 vollzogenen sogenannten Rückkehr zur »integralen Neutralität« –

war Bundesrat Giuseppe Motta. Er war der Mathematiker einer Nulllösung der schweizerischen Aussenpolitik, der Selbstausschaltung aus dem Kreis der souveränen Staaten. Er erhob die Beschwichtigungspolitik gegenüber den deutschen Nationalsozialisten und italienischen Faschisten gewissermassen zur Kunstform. Als er im Februar 1940 verstarb und seinem geistigen Erben Marcel Pilet-Golaz Platz machte, hatte er im Bundesrat achtundzwanzig Jahre lang redegewaltig die Geschicke des Landes bestimmt, davon die letzten zwanzig Jahre als schweizerischer Aussenminister. 1934 war er im Völkerbund in Genf mit einer flammenden Rede gegen die Aufnahme der Sowjetunion aufgestanden. Als oberster Diplomat hatte er die Schweiz 1920 nicht nur in den Völkerbund hineingeführt, sondern – zur unverhohlenen Befriedigung Deutschlands und Italiens – 1937/38 im wesentlichsten Punkte, der Sanktionenfrage, auch wieder *hinaus*. Die schweizerische Neutralität, das war er selbst, und keine Worthülse jonglierte er virtuoser als diese.

Von 1933 an lastete die deutsche Diplomatie zentnerschwer auf der schweizerischen Brust, und wer es wie Motta verstand, diesen Alptraum zu beschwören, der machte es gewissermassen allen recht. Den einen dadurch, dass er ihnen zu tiefem Schlaf verhalf, den andern, indem er ihnen die lästigen Warner und Schreier vom Halse schaffte.

Die vielbeschworene Besinnung auf unsere Neutralität war nicht die Frucht eines meditativen Gedankens, sie kam unter heftigem Druck Deutschlands zustande. Sie war ein Feigenblatt, der Tarnanstrich für die spezielle Vasallität, in welche die Schweiz gegenüber Deutschland gefallen war. Hitler bekräftigte in seiner Rede vom 30. Januar 1939: »Niemand kann es mehr schätzen, an seiner Reichsgrenze wahrhaft befreundete neutrale Staaten zu wissen, als Deutschland.« In der von langer Hand vorbereiteten Kriegspolitik kam der Schweiz eine genau umrissene Funktion zu – diese Rolle hat die Schweiz gespielt, mustergültig neutral, und gänzlich überzeugt von der Teilbarkeit des Friedens. Die Schweiz versuchte sogar, noch neutraler als die übrigen Neutralen zu sein, und weigerte sich, Ende August 1939 den Friedensaufruf der Osloer Staatengruppe zu unterzeichnen. Sie schloss sich in einem

engen nationalen Horizont ein, liess das Ideal eines Systems der kollektiven Sicherheit vollkommen fallen und gab jede Suche nach übergeordneten Leitlinien einer europäischen Friedenspolitik auf.

Dieser Kurswechsel der schweizerischen Aussenpolitik erfolgte stufenweise. Mussolini und Hitler buchstabierten der Schweiz immer deutlicher vor, dass »Neutralität« mit Sanktionen, wie sie der Völkerbund vorsah, nicht vereinbar sei. Der grosse Testfall war 1935/36 der kriegerische Überfall Italiens auf das seit 1923 dem Völkerbund angehörende Abessinien, das heutige Äthiopien. In der Sanktionsdebatte leistete sich Motta im Ständerat am 8. Januar 1936 die abschätzigste Bemerkung, damals wäre Abessinien wegen den nach wie vor bestehenden Formen der Sklaverei in dem Lande besser gar nicht in den Völkerbund aufgenommen worden – als ob das dem italienischen Faschismus das Recht gegeben hätte, ganz Abessinien als Kolonie zu versklaven. Die Schweiz war vom Völkerbund auf ihren Wunsch hin schon am 13. Februar 1920 von der Verpflichtung zu militärischen Sanktionen entbunden worden. Solche waren allerdings nach dem Verzicht des Völkerbunds auf dieses Mittel 1931/32 gegen Japan, als dieses die Mandschurei besetzte, auch nicht zu erwarten. Doch hatte der Bundesrat schon im Vorfeld der Debatte durchblicken lassen, dass er sich auch nicht vollumfänglich an den *wirtschaftlichen* Sanktionen gegen Italien beteilige. In einer Erklärung vor der Völkerbundsversammlung vom 10. Oktober 1935 meinte Motta, dass seinem Verständnis nach »unsere allgemeine Pflicht zur Ergreifung von wirtschaftlichen und finanziellen Sanktionen (...) nicht absolut ist. Wir erachten, nicht an Sanktionen gebunden zu sein, welche durch ihre Natur und ihre Wirkungen unsere Neutralität einer reellen Gefahr aussetzen würden.« Sicherlich, der Bundesrat erliess in der Folge ein Waffenausfuhrverbot für Italien, verhängte diese Massnahme zur Konsternation des Völkerbundes zugleich aber auch über das angegriffene Abessinien. Zwar stellte die Schweiz zunächst auch die Gewährung von Krediten an Italien ein, aber am vorgeschriebenen Handelsboykott wollte sie nicht teilnehmen, versprach lediglich, das Handelsvolumen auf dem bestehenden Niveau einzufrieren. Der deutsche Gesandte in Bern,

Ernst von Weizsäcker, schrieb denn auch am 31. Januar 1936 sichtlich befriedigt nach Berlin, Motta beweise »eine entschiedenere Rücksichtnahme auf deutsche Gesichtspunkte. Überhaupt liess die ganze Parlamentsdebatte etwas mehr als in den letzten Monaten schweizerisches Verständnis erkennen für das Gewicht des Faktors Deutschland bei künftigen Konflikten.« Schon ein paar Tage nach der Ständeratsdebatte vom 8. Januar 1936 über die Sanktionen hatte der deutsche Gesandte auch bei Motta vorgesprochen und ihm eingeschärft, dass sich die Schweiz in einem etwaigen europäischen Konflikt, in welchem Nicht-Völkerbundsmitglieder wie Deutschland (Austritt: 1933) einbezogen wären, strikt nach den Prinzipien der Neutralität zu verhalten hätte. Sanktionsverpflichtungen der Schweiz im Rahmen des Völkerbunds würden von ihnen nicht anerkannt. Nach dem Austritt Italiens aus dem Völkerbund im Jahre 1937 urteilte der deutsche Gesandte von Weizsäcker, dass dieser »weiter erheblich an Ansehen verloren hat. Die Universalitätsidee dürfte nunmehr endgültig zu Grabe getragen sein. Zugleich haben die Neutralitätsbestrebungen der »zwischen den Fronten« stehenden Völkerbundsmitglieder (...) eine kräftige Förderung erfahren (...). Diese Bestrebungen dürften sich zwar vorerst nicht in einem Verlassen des Genfer Bundes, wohl aber in einem noch entschiedeneren Abrücken von Artikel 16 und dem kollektiven Sicherheitssystem auswirken. Von deutscher Seite wird man diese Entwicklung nur begrüßen können. (...) Dabei wird freilich der Eindruck zu vermeiden sein, dass wir in irgendeiner Form auf die freie Entscheidung der einzelnen Staaten einen Druck auszuüben gedächten« (24. Dezember 1937). Die italienische Regierung hatte der Schweiz ebenfalls nie vorenthalten, dass sie ihre »Zweifel« habe, ob die Beteiligung an wirtschaftlichen Sanktionen sich mit der Neutralität vertrage.

Die Beziehungen des nationalsozialistischen Deutschland zu den neutralen Staaten hatten etwas von der kühlen Leidenschaft für manövrierbare Spielsteine. Was Deutschland bereits mehrere Züge im voraus in fertiger Gestalt vor Augen stand, beliebte es dabei allerdings den auf seinem Spielbrett herumgeschobenen Neutralen angelegentlichst zu verhüllen. Die da auf eine neue Linie geschoben und, wo es sich als nötig erwies, noch zurechtge-

formt wurden, liessen sich, solange ihnen nur gut zugesprochen wurde, freilich auch nicht ungerne Sand in die Augen streuen, denn dies vertrieb schlechte Vorahnungen und liess auf das Hereinbrechen besserer Zeiten hoffen. Die Meinung der Nationalsozialisten, dass, wie Goebbels es noch am 8. Mai 1943 wiederholte, »das Kleinstaatengerümpel, das heute noch in Europa vorhanden ist, so schnell wie möglich liquidiert werden muss«, war jedoch kein wirkliches Geheimnis, ebenso wenig wie die zweifelhafte politische Moral der neuen Herren in Berlin damals eines war, die der Propagandaminister an derselben Stelle seines Tagesbuches so zusammenfasste: »Wer Europa besitzt, der wird damit die Führung der Welt an sich reißen. In diesem Zusammenhang können wir natürlich Fragen von Recht und Unrecht überhaupt nicht zur Diskussion akzeptieren.«

Aber für die kleinen und mittleren Staaten hätten die Alternativen zum Stillsitzen und Kopfeinziehen spätestens von 1935 an etwas Beweglichkeit erfordert, sehr viel sogar, hektisches Politisieren möglicherweise, mit Schutzabsprachen und Verteidigungsbündnissen, solidarischer Bereitschaft zu frühen Sanktionen und klaren Signalen. Doch der Anreiz dazu schien gering, die Grossen selbst, Frankreich und Grossbritannien, die Eckpfeiler des noch demokratischen Europas, zeigten nicht zuallerletzt auch aufgrund der eigenen inneren Widersprüche als Kolonialreiche und Hüter der Freiheit, wenig Lust zu vorausschauendem Handeln und reagierten bloss, eher hilflos und kläglich. Neville Chamberlain, der britische Premier, welcher Hitler am 29. September 1938 mit dem Abkommen von München zu jenem Erfolg verhalf, der, wie nach dem Krieg bekannt wurde, alle damaligen von seiten konservativer deutscher Heereskreise vorbereiteten Staatsstreichpläne gegen den »Gefreiten aus Österreich« zunichte machte, hatte Hitler schon am 22. Februar 1938 das politische Feld geräumt, als er erklärte, »dass der Völkerbund in seiner heutigen Form die kollektive Sicherheit nicht gewährleisten kann« und »die kleinen Nationen« nicht glauben dürften, »dass der Völkerbund sie vor Angriffen schütze«.

In seiner Ansprache an die Oberbefehlshaber vom 22. August 1939 über seine Absicht, Krieg zu führen, meinte Hitler: »Die Gegner haben nicht mit meiner grossen Entschlusskraft gerech-

net. Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.« In seiner Rede vom 23. November 1939 vor denselben Oberbefehlshabern über seine Kriegsziele, sagte er es noch deutlicher: »Mein Entschluss ist unabänderlich. Ich werde Frankreich und England angreifen zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt. Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos. Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben. Wir werden die Verletzung der Neutralität nicht so idiotisch begründen wie 1914.«

Die Schweiz hatte das Glück, auf der Liste der nationalsozialistischen Kriegsziele nicht sehr weit oben zu stehen, das ist auch gerade alles. Nicht gleich von »der Wucht der Tatsachen« (Goebbels, 2.10.1938) hinweggefegt zu werden, hatte die kleine Alpenrepublik nicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte der Tatsache zu verdanken, im Windschatten der Weltereignisse zu liegen, eigentlich gar nicht so wichtig zu sein, ein Gebilde, an das Goebbels gedacht haben mag, als er am 2. April 1944 in seiner Zeitung »Das Reich«, noch immer vollmundig, verkündete: »Aber Deutschland ist heute Europa. Ausserhalb seines unmittelbaren Einflussbereiches gibt es nur noch kleine Partikel unseres Kontinents, die noch über eigene Machtmittel verfügen.« Umgekehrt indessen liess die offizielle Schweiz über Reichspropagandaminister Goebbels nichts kommen. Als die Wochenzeitung »Die Nation« im Juli und August 1943 eine vierteilige, panoramaartig aufgemachte Serie mit dem Titel »Wie Dr. Goebbels arbeitet« brachte, erhielt sie von der Zensurstelle eine »Verwarnung«: »Die propagandistischen Methoden Dr. Goebbels' werden«, so hielt die Beschwerdekommision fest, »mit einer Schärfe gezeichnet, die unter den heutigen Kriegsumständen gegenüber dem Minister eines Staates, mit dem die Schweiz korrekte Beziehungen unterhält, als unangebracht erscheinen. Typisch für den Tenor der ganzen Aufsatzfolge sind etwa die Bemerkungen, die deutsche Öffentlichkeit sei »gewissermassen chloroformiert« und dank Dr. Goebbels sei »die gewaltigste Parteiorganisation aller Zeiten fast ungestört gegen den Willen der Mehrheit des Volkes« aufgezogen worden.«

Eine durch Solidaritätsabsprachen geeinte Staatengemeinschaft hätte dem deutschen Expansionsstreben von Anfang an Grenzen gesetzt. Doch dazu kam es nicht. Deutschlands Neutralisierungsstrategie, die darauf abzielte, die kleinen und mittleren Staaten zu vereinzeln, damit diese im Kriegsfall mehr oder weniger wehrlos auf sich selbst gestellt wären, hatte in der Schweiz, aber auch etwa in Belgien und Holland, einen durchschlagenden Erfolg. Die jeweiligen deutschen Zusagen, diese Neutralität zu respektieren, wurden gern gehört, und nicht nur die Schweiz flüchtete sich in die Hoffnung, es treffe schon nicht sie, sondern höchstens einen andern. Die Schweizer Regierung verfiel in eine atavistische Haltung: So wie die Eidgenossen einst im Mittelalter sich bei jedem neuen deutschen Kaiser die alten Freiheiten hatten bestätigen lassen, so liess Bern auch immer wieder in Berlin anfragen, ob die Nationalsozialisten auch wirklich die schweizerische Unabhängigkeit zu respektieren vorhätten – eine Lieber-Wolf-friss-uns-nicht-Politik, die dessen Appetit nur ins Grenzenlose weiterwachsen lassen konnte. Am 22. Februar 1938 berichtete der neue deutsche Gesandte Otto Carl Köcher von einem Treffen mit Hans Frölicher, dem Schweizerischen Gesandten in Berlin: »Mit Bezug auf den Abschnitt der Führer-Rede vom 20. dieses Monats, in dem der Führer seine Befriedigung über das Streben nach wirklicher Neutralität seitens einer Reihe europäischer Staaten ausdrückte, entnahm ich aus den Äusserungen Frölichers, dass Bundesrat Motta ausserordentlich befriedigt über diese Anerkennung seiner Politik sei und der Bundesrat in dem Passus eine Gewähr sehe, dass ein im Grund ungetrübt Einvernehmen zwischen der Schweiz und Deutschland bestehe.«

Kaum drei Wochen später rückte die Wehrmacht in Österreich ein und vollzog am 13. März 1938 den »Anschluss«. In seiner Erklärung »über die Ereignisse in Österreich« gab sich der damalige Schweizer Bundespräsident Baumann am 21. März 1938 im Nationalrat unbeirrt vertrauensvoll: »Die Veränderung, die die politische Karte Europas dieser Tage erfahren hat, kann keine Schwächung der politischen Lage der Schweiz zur Folge haben. (...) Feierliche Zusicherungen sind uns in dieser Hinsicht von allen Seiten gegeben worden. (...) Keiner unserer drei Nachbarstaaten kann



Mussolini, Hitler.

den Untergang der Schweiz wünschen oder anstreben. (...) Es ist eine jahrhundertalte Mission der Schweiz in Europa, im Interesse aller die Alpenpässe zu hüten. (...) Die Schweiz hält sich von fremden Händeln fern. Jeder Angriff auf die Unversehrtheit ihres Gebietes würde ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gegen das Völkerrecht darstellen.« Starke Worte fand die Schweiz nur im Gedanken an den eigenen Untergang. Dem Schicksal der anderen Staaten fühlte sie sich nicht mehr verbunden. Am 29. April 1938 kündigte der Bundesrat in einer Erklärung die Absicht an, »ange-

sichts ihrer immerwährenden Neutralität« künftig in keiner Weise mehr an den Sanktionen des Völkerbunds teilzunehmen. In seiner Rede vom 11. Mai 1938 vor dem Völkerbund liess Motta die Weltöffentlichkeit wissen, »dass die Unterscheidung von militärischen und wirtschaftlichen Sanktionen immer problematischer geworden« und die Schweiz »gezwungen« sei, »sich auf die säkulare Position der integralen Neutralität zurückzuziehen«; die Schweiz »kann sich nicht mehr mit einer differentiellen Neutralität, die sie allen Gefahren aussetzen würde, abfinden.« Eine Politik, die *Unterschiede* machte – zwischen Aggressoren und Opfern, paktbrüchigen und pakttreuen Staaten – und von elementaren Verbindlichkeiten ausging, sollte es nicht mehr geben. Der sowjetische Völkerbundsvertreter Litwinoff bezeichnete dies sogleich als »Verletzung der Völkerbundsstatuten«, was der schweizerische Schritt zweifellos auch war, doch der Völkerbundsrat nahm diesen Sinneswandel in einer Resolution einfach zur Kenntnis, zweifellos um sich und seinem Gastland Schweiz weiteren Ärger zu ersparen. Als der neue Schweizer Gesandte in Berlin, Hans Frö-



Links: Bundesrat Giuseppe Motta (1871-1940) im Jahre 1938 Chef des Politischen Departements; sein Nachfolger im Amt wurde 1940 Pilet-Golaz. Rechts: Bundesrat Marcel Pilet-Golaz (1889-1958) im Jahre 1938, noch als Vorsteher des Post- und Eisenbahn-Departements.

licher, am 9. Juni 1938 Hitler das Beglaubigungsschreiben übergab, bemerkte dieser, »Deutschland sei hochofrenet über die Lösung, die in der Neutralitätsfrage gefunden wurde. Artikel 16 des Völkerbunds Paktes sei doch nicht ganz ohne Gefahr für die Schweiz gewesen. Wer Friedensbrecher sei, könne man, wie die Weltgeschichte der jüngsten Zeit lehre, nie eindeutig feststellen und dieses Urteil in einem europäischen Konflikt sei auch einem Gremium in Genf nicht möglich. (...) Deutschland gehöre zu [den] an der Neutralität der Schweiz interessierten Staaten und vielleicht noch mehr als andere.« Das schweizerische Nachgeben ermunterte die deutsche Diplomatie natürlich nachgerade dazu, die Forderungen immer weiter hinaufzuschrauben. Das Gastrecht, das der Völkerbund auch im Falle eines Krieges in Genf geniessen sollte, war Staatssekretär von Weizsäcker ein Dorn im Auge, und gegenüber dem italienischen Gesandten Magistrati erwähnte er, es »wäre zu prüfen, wie dieses Gastrecht gegebenenfalls mit wahrer Neutralität der Schweiz vereinbar sei« (14. Mai 1938).

Die Schweiz wollte damals sich selbst und der ganzen Welt weismachen, sie fände mit der integralen Neutralität zu ihrer »wahren« Souveränität zurück, dabei wurde ihr diese Zwangsjacke vom Deutschen Reich umgeschnürt. Punkt für Punkt schrieb die deutsche Politik unserem Land vor, was noch zulässig war und was nicht. Als Grossbritannien und Frankreich im März 1939 bei Besprechungen über einen allfälligen Schutz der Schweiz, Belgiens und Hollands nachdachten und die Presse darüber berichtete, wurde die Schweiz von Deutschland immer wieder von neuem dazu gedrängt, sich von möglichen Hilfszusagen zu distanzieren. Noch im Juli 1939 schrieb Frölicher aus Berlin, das Auswärtige Amt sei mit der Antwort »der Schweizerischen Regierung in Sachen Hilfsversprechen nicht zufrieden« und sei der Meinung, »dass unser Verhalten nicht einer richtigen Neutralitätspolitik entspreche«. Berlin gab sich erst zufrieden, als Bundesrat Motta noch einen weiteren Schritt von den Völkerbundsstaaten weg tat: »Unsere Neutralität muss uneingeschränkt bleiben. Wir haben uns zu ihrer Verteidigung an niemand gebunden. Die Verhandlungen, die in Bezug auf uns zwischen fremden Regierungen statthaben mochten, erfolgten ausserhalb von uns und sie werden unsere Haltung

nicht beeinflussen. Wir gründen unser Vertrauen in erster Linie auf unsere Waffen. (...) Unser Vertrauen gründet sich auf feierliche Versprechungen, die uns abgegeben worden sind. Sollten wir eines Tages gezwungen sein, die Hilfe jener anzufordern, die uns gegenüber Beistandspflicht haben, so ist es klar, dass es an uns wäre, die zu begehren. Wir werden nie eine automatische Beistandsleistung zulassen« (13. August 1939).

Als der Zweite Weltkrieg schliesslich am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen begann, diktierte Nazideutschland dem Völkerbund vermittels der zu einer Marionette gewordenen Schweizer Regierung sogar die Traktandenliste. Staatssekretär von Weizsäcker telegraphierte dem deutschen Gesandten in Bern im Vorfeld der für Anfang Dezember 1939 geplanten Zusammenkunft von Völkerbundrat und -versammlung: »Trotz scheinbarer Absicht, rein administrative Fragen zu behandeln, müssen wir doch befürchten, dass Tagung während Kriegszeit zu politischen Kundgebungen führen wird, die in ihrer Tendenz gegen Deutschland gerichtet sind, wie beispielsweise mögliches Auftreten einer tschechischen bzw. polnischen Delegation. England und Frankreich werden auch sicherlich Gelegenheit benutzen, um öffentlich oder nicht öffentlich Propaganda gegen Deutschland zu machen. Ich bitte Sie daher, Schweizerische Regierung in nachdrücklicher Form darauf aufmerksam zu machen, dass wir, anknüpfend an ihre wiederholten Erklärungen über ihre Neutralität, glaubten, ihr unsere Auffassung über mögliche bedenkliche Rückwirkung der Genfer Tagung auf deutsch/schweizerische Beziehungen mitteilen zu müssen. Wir erwarten, dass Schweizerische Regierung gegen irgend eine Beeinträchtigung ihrer Neutralität auf jede Weise Vorsorge treffen würde« (10. November 1939). Die Schweiz war beliebig erpressbar geworden und drohte dem Völkerbund unverblümt mit Konsequenzen – der Bundesrat hätte dem Völkerbund das Gastrecht entziehen können – für den Fall, dass er das täte, was eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre: die Weltgemeinschaft zu mobilisieren, um den Aggressor Deutschland zu stoppen. Der deutsche Gesandte in Bern, Otto Carl Köcher, telegraphierte am 7. Dezember 1939 an das Auswärtige Amt zurück: »Da infolge [der] Erkrankung Mottas von Politischem Departement keinerlei be-

friedigende Auskunft zu erhalten war über etwaige Schritte Bundesrats bei Völkerbund, um [eine] deutschfeindliche Propaganda Westmächte bei bevorstehender Ratstagung und Versammlung Völkerbundes zu verhindern, habe ich Altbundesrat Schulthess auf [die] Gefahr, die für Schweiz durch derartige Propaganda entstehen würde, (...) persönlich und vertraulich hingewiesen. [Die] daraufhin abgehaltene Besprechung Schulthess mit Motta ergab, dass dieser im Auftrage Bundesrates bereits an Generalsekretär Avenol geschrieben [hat], [die] Schweiz verlange, dass [die] Verhandlungen lediglich auf russisch-finnischen Konflikt beschränkt blieben. Avenol habe zustimmend geantwortet, worauf Motta entgegnete, dass sich [die] Schweiz Handlungsfreiheit vorbehalte, falls [diese] Zusage nicht eingehalten würde und es trotzdem zur Behandlung von polnischen, tschechischen oder anderen Fragen käme, die propagandistisch gegen Deutschland ausgeschlachtet werden sollten. Bitte von publizistischer Behandlung vorstehender Meldung abzusehen«. Frölicher, der schweizerische Gesandte in Berlin, bewies in der Folge, dass die faktische Anpassung Stufe um Stufe beliebig weitergehen konnte. Am 19. Mai 1940, als nach dem deutschen Überfall auf die neutralen Beneluxstaaten und Frankreich (10. Mai 1940) auch in der Schweiz die Panik um sich griff, schrieb er nach Bern: »Angesichts [der] Kriegslage empfehle [ich] zu prüfen, ob nicht im Falle [eines] deutschen Einmarsches [die] Neutralität mit [den] Alpen im Rücken unter Verzicht auf [ein] Bündnis mit [den] Westmächten aus eigener Kraft verteidigt werden sollte. Diese Haltung würde im Falle deutschen Endsieges unsere Aussichten verbessern.« Nachdem am 10. Juni Italien auf der Seite Deutschlands in den Krieg eintrat, schrieb Frölicher am 11. Juni 1940 aus Berlin: »Die grosse Wahrscheinlichkeit, dass Deutschland für lange die entscheidende Kontinentalmacht sein wird und Italien die Mittelmeer Macht, muss in unserer Aussenpolitik berücksichtigt werden. (...) Je rascher es möglich ist, wieder freundschaftliche und vertrauensvolle Beziehungen mit Deutschland herzustellen, desto mehr Aussicht besteht für unsere Sicherheit in dem neuen Europa. Meines Erachtens sollte die Umstellung auf dem Gebiete der Aussenpolitik damit begonnen werden, dass die Schweiz aus dem Völkerbund austritt. Die Verlegung des

Sitzes wird sich während der Dauer von zwei Jahren, bis zu welchem Zeitpunkt der Austritt wirksam wird, von selbst klären. Der Bundesrat kann heute den Austritt auf Grund der allgemeinen Vollmachten beschliessen. Die Geste hat nur einen Wert, wenn sie rasch erfolgt und wenn störende Diskussionen im Parlament und Volk vermieden werden. Sicherlich würde die Massnahme hier richtig verstanden werden und zur Entspannung der deutsch-schweizerischen Beziehungen wesentlich beitragen. Der Entschluss müsste vorher vertraulich in Berlin und Rom zur Kenntnis gebracht werden, damit die Massnahme im richtigen Sinne bei den Achsenmächten gewürdigt wird.«

Blenden wir nochmals kurz zurück. Am Schluss der grossen Neutralitätsdebatte vom 29. September 1938, am selben Tag mithin, als in München Chamberlain und Daladier mit Hitler und Mussolini konferierten, erklärte Bundesrat Motta im Ständerat: »Wenn wir heute, in dieser tristen Stunde der Weltgeschichte, die Seele ruhig und das Herz versichert haben, dann glaube ich, ohne Übertreibung sagen zu können, dass wir dies der Tatsache verdanken, dass unsere Neutralität uneingeschränkt anerkannt ist, dass sie wieder geworden ist, was sie immer gewesen ist, und dass niemand, ohne ein fürchterliches Verbrechen zu begehen, daran denken könnte, an unsere Grenzen zu rühren.«

Es war damals Nationalrat Giovanni-Battista Rusca, der langjährige Stadtpräsident von Locarno, der es als einer der wenigen gewagt hatte, Motta tags zuvor im Nationalratssaal entgegenzutreten: »Gerade in dieser Situation, die den politischen Tendenzen einen universellen Charakter verleiht, welchem wir uns auf vergebliche Weise ständig zu entziehen versuchen, müssen wir uns einer tiefen Gewissensforschung unterziehen und uns fragen, ob wir die Neutralität als einfaches, egoistisches Nichtbeteiligtsein an den Weltereignissen verstehen und praktizieren wollen, oder ob wir uns auch die volle Freiheit vorbehalten und auf das Echo unseres zivilen Gewissens hören wollen, das, inmitten der Gewaltakte, Schrecken und Morde, die wir miterleben, noch die Verständigung auf der Grundlage der Gerechtigkeit sucht. Es genügt nicht im-

mer, auszurufen: ›Wir wollen uns nicht mit dem beschäftigen, was sich ausserhalb unserer Grenzen abspielt.‹ Das wäre zu bequem. Es kann der Augenblick kommen, wo wir klar und deutlich unsere Meinung sagen müssen. (...) Die Möglichkeit, dass diese Regimes und ihre Methoden weiter ausgreifen, beunruhigt uns; mehr noch: ängstigt uns zutiefst. Denn wenn sie triumphieren sollten – machen wir uns darüber keine Illusionen –, wird es keinen Respekt mehr vor den Nationen geben. Alle, Grosse und Kleine, müssten das Gesetz des Siegers über sich ergehen lassen. (...) Wiegen wir uns nicht in der gefährlichen Illusion gewisser Zauberworte, dass der sicherste Weg, um in Frieden zu leben, darin bestünde, immer der Freund von jedem und allen bleiben zu wollen: derer, die Aggressionen begehen, ebenso wie derer, die sie erleiden müssen – der Henker wie ihrer Opfer. Wir können gewiss nicht die Polizisten dieses durch Leidenschaft und Gewalt entfesselten Europa sein. Aber eine durch systematische Neutralität veranlasste Haltung, die uns dazu verpflichten würde, selbst den Schrei der Empörung in unserer Seele zu ersticken, angesichts der Gewalt, der Ungerechtigkeit und des Verbrechens, und uns als ein Volk erscheinen liesse, dem das Schicksal der anderen mehr oder weniger gleichgültig ist, könnte uns die Überraschung vorbehalten, dass auch wir uns eines Tages diesen Gewalttätigkeiten ausge-

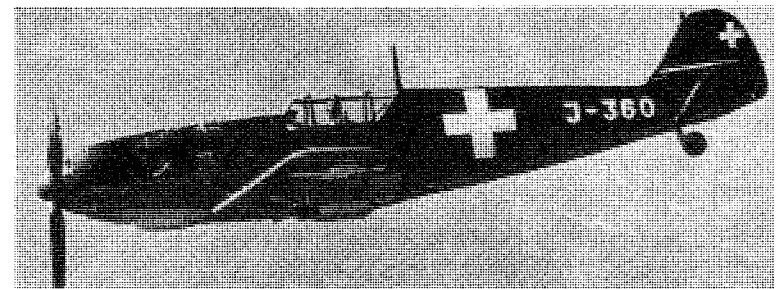


Nationalrat Giovanni-Battista Rusca, Anwalt und seit 1920 Stadtpräsident von Locarno; er gehörte der Radikal-demokratischen Fraktion an.

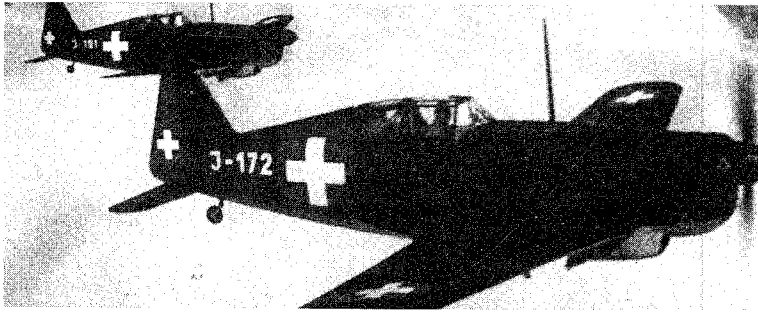
setzt sähen, ohne dann diese Prinzipien der internationalen Solidarität anrufen zu können, die wir, im Unglück der anderen, ignoriert hätten, in der Hoffnung oder Illusion, hinter dem Bollwerk der integralen, unbedingten Neutralität jeder Gefahr enthoben zu sein.«

UNTERGANG DER NEUTRALEN

Als die Royal Air Force nach dem deutschen Überfall auf Polen (1.9.1939) die ersten Luftsätze gegen das Deutsche Reich zu fliegen begann, verharrten die kleinen Völkerbundstaaten eingeschüchert in ihrer Neutralität. Verstört verlangten die Belgier, Holländer und Luxemburger von den Engländern, ihr Territorium nicht zu überfliegen. Dieselbe Forderung stellten sie auch an die Deutschen, die den Luftraum der Benelux-Staaten ebenfalls durchquerten, die Schuld dafür aber den Engländern zuschoben und dadurch über ihren Druck auf die Neutralen nur noch verschärften. Den Presseleuten des neutralen Dänemark war am 7. September 1939 in Berlin erklärt worden, »Deutschland sei daran interessiert, dass die neutrale Front so stark wie möglich werde. Auf der andern Seite [gehe] Deutschland aber [davon aus], dass jeder neutrale Staat auch seine sämtlichen Kräfte einsetze, um seine Neutralität zu verteidigen. Deutschland erwarte, dass die Geschütze der neutralen Staaten die ihr Gebiet überfliegenden Flugzeuge beschossen. Eine Verletzung der Neutralität bzw. eine Pas-

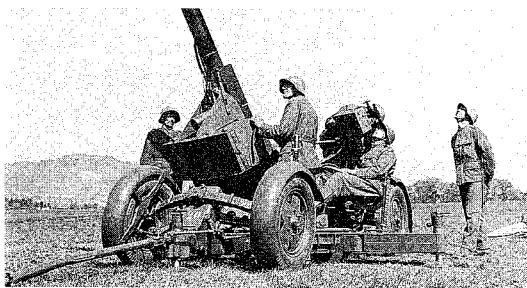


Schweizer Messerschmitt 109 E-3.

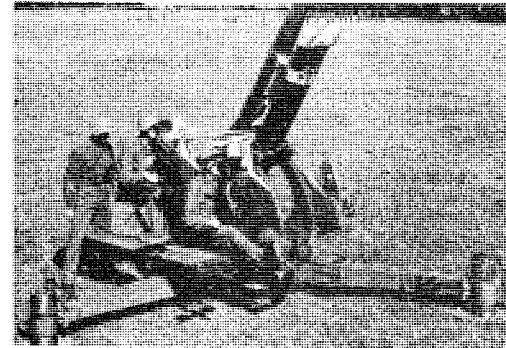


Schweizer Morane-Jagdflugzeuge.

sivität gegenüber Neutralitätsverletzungen könne Deutschland unter keinen Umständen hinnehmen.« Der Berliner Korrespondent der NZZ, der diesen Bericht nach Zürich übermittelte, vermutete, »dass diese Warnung in erster Linie auf Holland gemünzt« war. Bezeichnenderweise schoss dann aber am 15. September 1939 vor der holländischen Küste, wenn auch ausserhalb des niederländischen Hoheitsgebiets und angeblich irrtümlich, zuerst ein deutsches Flugzeug eine holländische Maschine ab – deren Besatzung blieb dank deutscher Hilfeleistung am Leben. Am 21. September 1939 liess Goebbels »die Vertreter der neutralen Auslandspresse« zu sich ins Propagandaministerium laden, um, wie die NZZ berichtete, »den in einigen Ländern verbreiteten Gerüchten über einen bevorstehenden deutschen Überfall auf Holland, Belgien oder Luxemburg ein kategorisches Dementi entgegenzusetzen. Die deutsche Regierung habe nie die Absicht gehabt, einen Angriff gegen einen der drei genannten Staaten zu unternehmen,



34mm Flak Kan 38 W+F.



7,5cm Flak Kan 38.

und sie werde auch in Zukunft die gleiche Politik befolgen.« Ende Oktober 1939 waren aus den USA aber weitere beunruhigende Berichte über einen geplanten Angriff Deutschlands auf Holland bekannt geworden, und die Belgier begannen doch allmählich über ein mögliches »Defensivbündnis zwischen Belgien und Holland« nachzudenken. Doch Holland, das an sein mögliches Untergehen so wenig glauben wollte wie unser Land, winkte ab und liess mit Worten, die den schweizerischen zum Verwechseln ähnlich klangen, verlauten: »Die holländische Auffassung der Neutralität ist zugleich die einer unbedingten und allseitigen Unabhängigkeit.«

Das britische Bomber Kommando, das die Piloten schon zuvor angewiesen hatte, nicht über neutrales Territorium zu fliegen, informierte schliesslich seine Bombergruppen am 11. Oktober 1939 über eine Erklärung der »deutschen Behörden«, wonach diese »sich nicht gebunden betrachteten, die Neutralität eines Landes zu respektieren«, wenn dieses neutrale Land »Überfliegungen des Feindes widerstandslos zulasse« oder wenn »dessen Verteidigungsmaterial für wirkungsvolle Gegenwehr ungenügend« oder das Land »trotz vorhandenem modernem Verteidigungsgerät nicht imstande« sei, »die Überfliegung feindlicher Flugzeuge zu verhindern«. Auf Grund dieser deutschen Drohungen schärfte das Bomber Kommando den Fliegern ein, sei es von »entscheidender Bedeutung [vital importance], jede Neutralitätsverletzung zu vermeiden«. Das britische Luftministerium machte den Royal Air

Force-Piloten auch in einer ganzen Reihe von Schreiben klar, dass sie, wenn sie von neutralen Jägern abgefangen und zur Landung gezwungen würden, kein Recht hätten, sich dagegen zu wehren. Ein früher erlassener Befehl, der gelaftet hatte, »dass Flugzeuge es auf keinen Fall zulassen sollten, sich zur Landung zwingen zu lassen«, wurde abgeändert. Den britischen Piloten jedoch machte der Gedanke zu schaffen, dass sie sich womöglich über neutralem Boden aus Völkerrechtsgründen – das Luftministerium hielt sich an Artikel 42 und 48 des Entwurfs für ein Haager Luftkriegsabkommen – »ohne Gegenwehr totschiessen lassen sollten«: »[E]in neutrales Land kann nicht das gesetzmässige Recht haben, das Feuer mit der Absicht zu eröffnen, die Besatzung eines Flugzeugs zu töten, das unbeabsichtigt und ohne jede Absicht, dem neutralen Land zu schaden, über neutrales Territorium geraten ist.«

Als die Belgier dazu übergingen, in ihren Luftraum eingedrungene Maschinen mit ihren Jagdflugzeugen abzufangen und am 2. März 1940 auf eine über Belgien fliegende deutsche Dornier 17 Warnschüsse abgaben, zeigten die Deutschen, dass sie sich, anders als die Briten, der Diplomatie nur bedienten, wenn sie ihnen zu-statten kam: Sie erwiderten das Feuer und schossen kurzerhand eines der belgischen Jagdflugzeuge ab – dessen Pilot verlor sein Leben. Nach diesem schweren Luftzwischenfall erklärte Belgien, in Zukunft ohne vorhergehende Warnung auf eindringende Flugzeuge zu schießen. Ende März beschlossen auch die Norweger, in Anbetracht der zahlreichen Überfliegungen sofort das Feuer auf Flugzeuge zu eröffnen, die ihre Neutralität verletzten.

Wie belanglos diese sowohl gegen Engländer wie Deutsche gerichtete Massnahme angesichts der aggressiven deutschen Expansionspolitik war, offenbarte sich, als das Deutsche Reich nur einige Tage später am 9. April 1940 Dänemark und die wichtigsten norwegischen Häfen besetzte. Isolierte bewaffnete Neutralität erwies sich als gänzlich kraftlos, und zu vereinten – auch militärische Sanktionsmassnahmen miteinschliessenden – Anstrengungen im Rahmen einer kollektiven Sicherheitspolitik war es zu spät.

Roger Antoine, der heute in Frankreich, ganz nahe an der Schweizer Grenze, lebt, gehörte während des Krieges in Belgien einer Untergrundorganisation an, welche abgestürzte alliierte Fliegerbesatzungen, die überlebt hatten, vor den Deutschen zu retten versuchte. 1980 veröffentlichte er ein Buch über die alliierten Flieger – »Forteresses sur l'Europe«.

Als wir uns in Genf treffen, erklärt er mir: »Eine belgische Neutralität gab es nur bis zum 10. Mai 1940, danach schwenkte Belgien, das unter deutsche Besatzung kam, ins Lager der Alliierten. Wie die belgische Bevölkerung den Einmarsch der Deutschen erlebt hat? In einer sehr grossen Panik. Vom 13. Mai 1940 an gingen die Deutschen auch in der Gegend, wo ich lebte, 40 km südlich von Charleroi, nahe der französischen Grenze, so vor, wie sie bereits vorher in anderen Gegenden vorgegangen waren: Die Luftwaffe schoss mit automatischen Waffen auf alles, was sich bewegte, besonders auf die Zivilbevölkerung, um kolossale Strassenverstopfungen zu schaffen, welche die französische und die englische Armee nicht zu durchbrechen vermochten. Die Verkehrswege waren versperrt von Flüchtlingen, die von den Deutschen unter Beschuss genommen wurden. Es war ihre Taktik, Schrecken zu verbreiten, um administrativ, militärisch und strategisch alles lahmzulegen, die Leute auf die Strassen zu treiben. Die Methode war fürchterlich wirksam. Alles, was sich am Boden rührte, wurde mit Bomben belegt und beschossen.« Seine Generation, sagt er, habe das nicht vergessen können. »Als ich an jenem Montag im Morgendunst stand, sah ich auf einmal eine zweimotorige Maschine heranfliegen. Kugeln pfften um mich herum. Ich besitze noch ein Möbelstück von meiner Mutter mit Einschusslöchern drin. Überall Tote, verendete Pferde, unpassierbare Strassen. Die französische Verstärkung kam nicht zur belgisch-deutschen Front durch.« Er war damals noch keine sechzehn Jahre alt. Seine Eltern hatten im Dorf Boussu-Léz-Walcourt ein Café-Restaurant, »Auberge du coin« hiess es. Auch sie flüchteten zunächst. Als sie nach ein paar Wochen zurückkehrten, fanden sie vielerorts Waffen, die die Franzosen beim Rückzug liegengelassen hatten. »Die können uns eines Tages noch nützlich sein«, hätten sie sich damals gesagt und sie versteckt. Der erste Bomber, eine britische Wellington, stürzte

nur vier Kilometer von ihrem Dorf entfernt ab. Von der Besatzung waren alle tot. Bei der zweiten Maschine fanden sie einen – von zwei – Überlebenden, und organisierten seine Flucht. Das war der Anfang. »Für sowas stellten die Deutschen Leute an die Wand.« Er selbst verbrachte später, als es immer gefährlicher wurde, schon auch einmal eine Nacht in einem Versteck, das sie hinter einer Treppe im Haus vorbereitet hatten. Die letzten Monate vor der Befreiung Belgiens am 3./4. September 1944 schliefen sie zum Schutz vor nächtlichen Verhaftungen nur noch im Freien. Der allererste Widerstandsakt seines Vaters hatte aber einer Flasche Wein oder Cognac gegolten, welche einer von zwei deutschen Soldaten, die einer Landstrasse entlanggingen, in Papier gewickelt unter dem Arm trug. Roger Antoine und sein Vater näherten sich ihnen auf Fahrrädern von hinten. Es ging einen Hügel runter und sie rollten mit ansehnlicher Geschwindigkeit. »Pass auf! Fahr etwas voraus!« sagte sein Vater da zu ihm, und als sie an den Deutschen vorbeiflitzten, gab dieser der Flasche des deutschen Soldaten mit dem Fuss einen kräftigen Stoss, so dass sie am Boden zerbrach – und weg waren sie schon. Hinter sich hörten sie die Deutschen nur noch fluchen!

Er selbst bekam in der Gegend insgesamt etwa zwanzig abgestürzte oder notgelandete alliierte Bomber zu Gesicht, denn in Florennes, in nicht allzu grosser Entfernung, lag ein Flugfeld für deutsche Nachtjäger. Den Verbindungsleuten der Briten oder später des amerikanischen OSS (Office of Strategic Services) hatten sie damals immer umgehend Flugzeugnummern und Zustand der niedergegangenen Maschinen mitgeteilt, zuerst jedoch nach Überlebenden gesucht. Fast zwei Dutzend alliierte Flieger hätten sie mit Zivilkleidern versehen und in ein Fluchthilfenetz einschleusen können, das sie quer durch Frankreich über die Pyrenäen nach Spanien brachte, von wo sie ganz offiziell mit Hilfe der britischen oder amerikanischen Botschaft zu ihren Einheiten zurückgelangen konnten. Einer von Roger Antoines Freunden ging eines Tages mit ihnen mit, schwamm, da ihm der Weg über die Botschaft nicht offenstand, von der spanischen Südküste rund um die Grenzsperrn ins britische Gibraltar und wurde Jagdpilot bei der Royal Air Force.

Eine Fliegerausbildung bei den Alliierten war auch Roger Antoines grosser Wunsch. Als er sich eines Nachts im Auftrag der Amerikaner an eine scharf bewachte B-17 heranrobbte, die am Vortag, dem 30. Dezember 1943, in ihrer Nähe notgelandet war, um ein geheimes Bombenzielgerät herauszuholen, fand er den deutschen Wachsoldaten im hinteren Teil des Bombers schlafend. Leise schlich er sich in die Spitze des Flugzeugs, durchtrennte mit einem Taschenmesser die Drähte und schleppte das Zielgerät, über dessen Erbeutung die Deutschen sich schon gefreut hatten, aus der Maschine, ohne dass die Wache davon das geringste mitbekommen hätte. »Ich habe das ziemlich grosse Ding auf dem Rad meiner Mutter durch den Wald gestossen. Das Fahrrad war nachher hin, aber das Bombenzielgerät war gerettet. Das versetzte die Deutschen in Rage.« Zum Dank versprachen ihm die Amerikaner den Pilotenschein. Gleich nach dem Einmarsch der Alliierten schloss er sich der amerikanischen Armee an und kam ins 39. Regiment der 9. Infanteriedivision – sein Vater ging zur britischen Armee. Am Tag nach seinem zwanzigsten Geburtstag setzten sie bei Remagen über den Rhein. Der erste Kriegseinsatz erfolgte für ihn in einem Wald bei Hürtgen, in Bad Godesberg kam es zum Häuserkampf: »Sich in Wäldern zu schlagen ist immer kompliziert – in den Strassen einer Stadt ist es dies *extrem*.« Als sie in Bayern ankamen, lernte er dann fliegen und wurde Pilot auf Verbindungsflugzeugen. Im einzelnen will er aber nicht über den Krieg reden: »Weil der Krieg zum Kotzen ist. Manche von uns, und das ist auch für mich der Fall, sind durch gewisse Dinge traumatisiert worden. Bei der Infanterie sehen Sie die Dinge von ganz nah, Sie sehen den Gegner. Vom Flugzeug aus sehen Sie nicht, was vor sich geht, Sie sehen nicht, dass da ein Bauch offen liegt, sehen nicht, wie jemand stirbt und solche Sachen. Bei der Infanterie ist das anders.« In seinem Dorf waren mindestens zwei in seinem Alter von den Deutschen verhaftet worden. Einer von ihnen kehrte nach dem Krieg als »wanderndes Skelett«, wie Roger Antoine sagt, aus Dachau zurück, ein anderer war in einem KZ gestorben. Angst vor dem Tode hat er schon auch gehabt, damals, aber, so sagt er: »Im Alter von zwanzig Jahren zählt, was unmittelbar ist, nicht die Vergangenheit, nicht die Zukunft.«

KALKULATIONEN

Am 3. Mai 1940 orientierte das Britische Luftministerium das Bomber Kommando, dass die Schweiz beschlossen habe, Flugzeuge, die ihren Luftraum verletzten, »ohne vorherige Warnung« abzuschliessen. Dieser schweizerische Schiessbefehl stammte vom 31. März 1940. Eine gleichlautende Weisung war bereits einmal gleich zu Beginn des Krieges am 6. September 1939 in Kraft gesetzt, nach wenigen Monaten aber wieder aufgegeben und durch Verordnungen ersetzt worden, die zuerst Warnschüsse mit Leuchtspurmunition, speziellen grünen Leuchtraketen oder auch scharfer Munition vorsahen (27./28.12.1939). Nun sollte gleich wieder scharf geschossen werden. Diese neue »alte« Regelung vom März 1940, mit welcher die Konsequenzen aus dem Abschuss der belgischen Maschine durch die Deutschen gezogen werden sollten, erwies sich allerdings schon nach wenigen Wochen als politischer Beschluss mit unkalkulierbaren Folgewirkungen. Bereits am 10. Mai 1940 feuerten die Schweizer Jäger in zwei unabhängigen Aktionen auf einen deutschen Jagdbomber und einen deutschen Aufklärer: Der erste rettete sich Richtung Frankreich, der zweite nach Österreich, wo er eine Notlandung unternahm – die zweiköpfige Flugbesatzung war schwer verletzt. Am 16. Mai 1940 schossen die Schweizer einen zweimotorigen Heinkel-Bomber ab, der sich in einem Schneesturm wegen ausgefallener Peilanlage verfliegen und beim Auftauchen der Schweizer Abfangjäger das Feuer eröffnet hatte. Die vierköpfige Besatzung überlebte mit viel Glück.

Am 1. Juni 1940 schossen die Schweizer Jäger in zwei aufeinanderfolgenden Aktionen zwei weitere Heinkel-Bomber ab. Von den fünf Mann Besatzung der ersten Maschine, die bei Lignières auf Schweizer Boden stürzte, überlebte niemand. Die zweite Maschine machte eine Notlandung in Frankreich.

Am folgenden Tag, dem 2. Juni 1940, schoss ein Schweizer Abfangjäger wiederum einen Heinkel-Bomber ab, der von seinem Einsatz in Frankreich her stark havariert war und bereits einen Schwerverletzten, der später im Spital verstarb, an Bord hatte. Dem Bomber gelang es noch, auf einer Wiese zu landen. Die Deutschen forderten die Schweizer Jäger daraufhin am 4. Juni

1940 ganz im Sinne einer Abrechnung zu einem von reinen Prestigegegründen diktierten Luftgefecht heraus. Zwei deutsche zweimotorige Messerschmitt Jäger wurden abgeschossen und machten eine Notlandung in Frankreich. Umgekehrt brachten die Deutschen eine Schweizer Maschine zum Absturz. Dabei fand Rudolf Rickenbacher den Tod.

Am 6. Juni 1940 traf eine Schweizer Flabbatterie ein deutsches Kampfflugzeug und zwang dadurch die Besatzung über Frankreich zum Absprung.

Am 8. Juni 1940 kam es im französisch-schweizerischen Grenzgebiet über dem Jura zu einer erneuten regelrechten Luftschlacht, an der sich als dritte Partei – Frankreich war noch nicht ganz erobert – auch französische Maschinen beteiligten. Ein Schweizer Doppeldecker wurde von den Deutschen gleich zum Auftakt gewissermassen zur Vergeltung aus heiterem Himmel abgeschossen. Emilio Gürtler und Rodolfo Meuli verloren dabei das Leben. Eine einmotorige schweizerische Messerschmitt musste notlanden, der Pilot der Maschine erlitt schwere Verletzungen. Eine deutsche Me 110 ging bei Réchésy in Frankreich nieder (zwei Tote), eine weitere stürzte bei Triengen/LU ab (zwei Tote); eine dritte machte in Oberkirch/SO eine Notlandung. In anderen deutschen Maschinen wurden zwei Besatzungsmitglieder tödlich verwundet.

Die Flugzeuge waren am 8. Juni 1940 zeitweise so tief geflogen, dass sie beinahe die Bäume streiften. In der Gegend von Les Breuleux, Jura, reckte an jenem Tag ein fünfzehnjähriges Mädchen im Fenster eines Pferdestalls verwundert den Kopf, als die Maschinen über den Bauernhof brausten. Auf das Läuten der Kirchenglocken hin war sie nicht wie die anderen im Keller verschwunden: »Da habe ich sie gesehen, wie sie an der Tanne vorbeiflogen. Einmal hatte ich das Gefühl, ich hätte sogar den Piloten gesehen und dass er mich am Stallfenster auch gesehen hat. Das waren noch altmodische Flieger, sie hatten noch so Brillen auf. Der Luftkampf hat über den Wipfeln der Tannen stattgefunden, die hinter dem Hause standen, und die sind nur ein paar Meter höhergeflogen. Da habe ich plötzlich gedacht, nein, das ist also schon sehr gefähr-

lich, was du da machst. Aber ich bin ja immer im Stall bei den Pferden gewesen. Nachher haben mich die Bauersleute aus dem Stall geholt und mit mir geschimpft, dass ich so frech sei und zugehaut habe. Dann kamen die vom Militär und haben natürlich alles wissen wollen. Es hat riesige Krater auf den Feldern draussen gehabt.« Das erzählte mir eine Zürcherin, fast beiläufig, die damals als Heranwachsende für ein Jahr im Jura gelebt hatte, um dort französisch zu lernen. Meine Mutter. Ich hatte ihr gesagt, dass ich etwas über Flieger schreibe. Nie hatte sie zuvor auch nur ein Wörtchen darüber berichtet.

Wie auch immer der Ausgang der Luftkämpfe vom Mai/Juni 1940 bewertet werden mag, auf politischer Ebene zog die Schweiz in der Folge ganz eindeutig den kürzeren. Göring war ausser sich. Hitler beabsichtigte, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Drohungen fielen. Das Deutsche Reich könne sich in die Lage versetzt sehen, seine Interessen in anderer Weise wahrzunehmen. Am 20. Juni 1940 verbot der General der Schweizer Armee den Fliegertruppen jeden weiteren Luftkampf, erliess einen Stillhaltebefehl, wie es hiess, »unter Berücksichtigung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse«: »Bis auf weiteres sind Luftkämpfe über dem gesamten Herrschaftsgebiet der Schweiz zu unterlassen. Demzufolge werden keine Flugzeugbesatzungen mehr, weder von der Zentralstelle noch von den Flieger-Regimentern, gegen fremde, das schweizerische Hoheitsgebiet überfliegende Flugzeuge eingesetzt.« Am 26. Juni 1940 wurden ausserdem die nach den Kämpfen internierten deutschen Flieger wieder freigelassen, am 10. September 1940 auch deren Flugzeuge, oder was davon übriggeblieben war, an Deutschland ausgeliefert. Während drei Jahren und vier Monaten wurden die Schweizer Jagdflugzeuge aus politischen Gründen nicht gegen die Deutschen eingesetzt. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1943, als sich über dem Schweizer Himmel die Amerikaner zeigten, hielten die Schweizer Armeeführung und der Bundesrat den Augenblick für gekommen: Vom 25. Oktober 1943 an durfte wieder scharf geschossen werden.

Die Schweiz hegte einen seltsamen Grimm gegen die Alliierten. Vom Sommer 1940 an legte sie bei der Britischen Regierung ein um das andere Mal energischen Protest ein, wenn die Royal Air Force bei ihren nächtlichen Luftangriffen auf Norditalien schweizerisches Territorium überflog. Eine Anfrage des deutschen Gesandten bei Pilet-Golaz, wie etwa jene vom 5. September 1940, was die Regierung gegen die fortgesetzten nächtlichen Überfliegungen zu unternehmen gedenke, löste in Bern gleich in höchstem Masse Ängste aus. Die britische Regierung versuchte von 1940 bis Mitte 1943 beinahe beschwörend, die Schweizer von der Unmöglichkeit zu überzeugen, Überfliegungen schweizerischen Territoriums gänzlich zu vermeiden. Am 6. September 1940 beschloss das britische Aussenministerium, sich über den britischen Botschafter in Washington an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zu wenden, damit diese auf die Schweiz einwirke: »Sie können Mr. Hull [Aussenminister der Roosevelt-Regierung] zu seiner vertraulichen Information mitteilen, dass, so sehr wir dies auch bedauern, dringende militärische Notwendigkeit uns dazu zwingt, mit den Luftangriffen auf Norditalien fortzufahren, selbst wenn das miteinschliesst, über die Schweiz zu fliegen, was auch immer die schweizerische Reaktion sein mag. Es gibt im Raum Mailand gewisse militärische Ziele, deren frühe Zerstörung für unsere Kriegsanstrengungen von allerhöchster Bedeutung ist. Die Distanz nach Mailand ist von einer Grössenordnung, dass die Bomber keinen grossen Spielraum haben, um dorthin und sicher wieder zurück zu gelangen, gemessen auch an der Länge des Flugs über feindlichem Territorium. Unsere Flugzeuge müssen daher bei gewissen Wind- und Wetterverhältnissen unausweichlich die Schweiz überqueren. Wir dachten, es sei klüger, der Schweizer Regierung die nackte Wahrheit zu verschweigen, aber wir haben ihre Proteste immer auf eine Weise beantwortet, dass wenig Zweifel bestehen konnte, dass die Flüge in Wirklichkeit weitergehen würden. (...) Wir hatten gehofft, dass die Regierung und die Bevölkerung der Schweiz ermessen würde, wie schwierig es für uns ist, diese technischen Verletzungen ihrer Neutralität zu vermeiden. Als ein Volk, das sich während Jahrhunderten der Sache der Freiheit und der Demokratie hingegeben hat, wissen sie [die Schwei-



Britische Plakate, die für die Zeichnung von Kriegsanleihen werben.

zer], dass die einzige Hoffnung für ihre weitere Unabhängigkeit in einem Sieg der Alliierten liegt. Es hätte daher erwartet werden können, dass sie nicht zu skrupelhaft auf die Beachtung der technischen Aspekte [technicalities] ihrer Neutralität bestehen, insbesondere mit dem Beispiel der Regierung der Vereinigten Staaten vor Augen. Wir wären sehr dankbar, wenn sich die Regierung der Vereinigten Staaten in der Lage sähe, die Schweizer Regierung an ihre Verpflichtungen als traditioneller demokratischer Staat zu erinnern, so dass sie sich denen gegenüber, welche die Sache der Demokratie verteidigen, etwas wohlwillender zeigt.«

Zwei Wochen später, am 18. September 1940, informierte das Britische Aussenministerium den britischen Gesandten in Bern, der regelmässig zu Bundesrat Pilet-Golaz zitiert wurde, um ihm wegen den Überfliegungen Rede und Antwort zu stehen, über ein Memorandum, das der Schweizer Regierung übermittelt werden sollte. Darin führten die Briten aus: »Wenn die Schweizer Regierung die Versicherungen in der Note vom 7. September 1940 für zu wenig bestimmt hält, scheint sie daraus zu folgen, dass sie an die Royal Air Force die Erwartung stellt, dass diese von Bombenangriffen auf militärische Ziele in Italien Abstand nimmt, es sei denn, diese könnten ohne Überquerung der Schweiz ausgeführt werden. Das kann sie sich unter den gegenwärtigen Umständen gewiss nicht anmassen (...). Wenn dies wirklich die Haltung der Schweizer Regierung ist, dann muss die Regierung Ihrer Majestät

bemerken, dass sie sich in einem Krieg gegen Feinde befindet, die nicht gezögert haben, die neutralen Rechte zu missachten, wenn immer ihnen das zweckdienlich erschien. Deutschland hat ohne einen Funken Rechtfertigung fünf neutrale Länder überfallen und besetzt, weil es fand, dass dies ihm für den weiteren Kriegsverlauf nützen würde. Durch die Invasion der neutralen Benelux-Staaten erreichte es Deutschland, sich in Nordfrankreich festzusetzen, und gerade von Nordfrankreich und den besetzten Beneluxstaaten aus werden die gegenwärtigen wahllosen Luftangriffe auf dieses Land [England] geführt. Es ist klar, dass Deutschland, wenn dies seinen Zielen nützen würde, sich von keinerlei Rücksichten daran hindern lassen würde, in anderen Fällen ähnlich zu verfahren. (...) Kein Land hat durch sein Beispiel mehr für die Sache der Freiheit und der demokratischen Institutionen getan als die Schweizerische Republik. Die Regierung Ihrer Majestät versteht und würdigt die schwierige Lage der Schweizer Regierung und den Druck, dem sie ausgesetzt ist, aber sie ist überzeugt, dass die Schweiz nur durch einen alliierten Sieg wieder ihre ganze Handlungsfähigkeit zurückerlangen und ihre Unabhängigkeit, ihre Institutionen und ihre Neutralität für die Zukunft bewahren kann.«

Der Bundesrat äusserte gegenüber der britischen Regierung stets die Befürchtung, das Deutsche Reich könnte die Royal Air Force-Flüge über die Schweiz zum Anlass nehmen, um unser Land zu besetzen. Die Landesregierung hätte allerdings wissen müssen, dass Hitler den Einmarsch in Belgien am 10. Mai 1940 – als den am ehesten vergleichbaren Fall – zunächst gar nicht und dann nachträglich nicht etwa mit den britischen Überfliegungen, sondern mit aufgefundenen Dokumenten über geheime Militärverhandlungen der neutralen Belgier mit den Franzosen begründete. Solche kompromittierende Dokumente besass Deutschland auch über die Schweiz. Der deutschen Wehrmacht waren bei der Besetzung Frankreichs die sogenannten Akten von La Charité-sur-Loire über die Geheimkontakte Guisans mit eben derselben französischen Armee in die Hände gefallen. Für den Fall eines deutschen Einmarsches in die Schweiz hätten französische Artillerieeinheiten Stellungen in unserem Land beziehen sollen. Gerüchte über den deutschen Aktenfund zirkulierten in Bern schon im Septem-

ber 1940. Als der deutschfreundliche Oberstkorpskommandant Wille vom deutschen Gesandten in Bern am 1. Oktober 1940 über den Inhalt der Papiere informiert wurde, erklärte dieser, »von der Sache (...) schon dreimal« gehört zu haben. Über diese 1939/40 erfolgten schweizerisch-französischen Generalstabsgespräche wurde später auch in Truppenkreisen gemunkelt... Rudolf Knöpfel aus Wettingen schrieb »Heer und Haus« am 14. November 1943: »Von einem Schulkollegen wurde mir in einem allgemeinen Gespräch über Fragen der Landesverteidigung vertraulich mitgeteilt, dass in unseren Verteidigungsstellungen bereits die Batteriestellungen der französischen Artillerie vorhanden gewesen seien, es handelt sich nach seinen Aussagen um die Zeit vor der Besetzung Frankreichs mit genauen Angaben über die betreffenden Kaliber etc. Da mein Freund selber Offizier ist, und in solchen Sachen kein Schwätzer, zudem sein Vater Oberst der Artillerie, muss nach meiner Beurteilung an der ganzen Sache ein wahrer Kern sein.«

Aber der Bundesrat war regelrecht auf den Gedanken fixiert, dass es Grossbritannien sei, welches die Schweiz aufs schwerste bedrohe. Am 25. September 1940 liess Pilet-Golaz, der 1940 turnusgemäss Bundespräsident war, den britischen Gesandten David Kelly zu einer »ernsthaften Unterredung« zu sich rufen. Kelly kabelte im Anschluss an das Gespräch nach London, der Bundespräsident habe das Memorandum erhalten und ihm gesagt, »juristisch« sei die britische Position »nicht stichhaltig, insofern es (...) so etwas wie »technische Neutralität« nicht gebe (...). Er sagte, dass (...) selbst wenn die Deutschen die Überfliegungen nur als einen Vorwand für eine Besetzung verwenden würden, dies die Regierung Ihrer Majestät doch dafür moralisch verantwortlich machte, weil der Ruf der schweizerischen Neutralität ein Grund für das Zögern seitens Deutschlands sei. (...) Der Bundespräsident betonte, wie bei früheren Gelegenheiten, dass der militärische Vorteil unserer Luftangriffe auf Italien in keinem Verhältnis zu dem Unglück stehe, das eine Invasion [der Schweiz durch Deutschland] darstellen würde, besonders was die moralische Verantwortlichkeit der Regierung Ihrer Majestät betrifft, wenn sie den Invasoren einen Vorwand gäbe.« Der britische Gesandte bemühte sich vergeblich, Pilet-Golaz klarzumachen, dass die Deutschen »die Schweiz

nicht ohne ernsthafte Interessen überfallen würden« und »nicht hoffen könnten«, dass der Einmarsch in der Schweiz »Italien in irgendeiner Weise vor einer Weiterführung unserer Luftangriffe schützen würde.«

Der schweizerische Gesandte in London, Walter Thurnheer, versuchte den Briten einzureden, bei ihren Luftangriffen »eine Bombe weniger mitzuführen, damit das Gewicht reduziert und folglich mehr Treibstoffreserven mitgeführt werden könnten« (17. September 1940), um die Schweiz zu umfliegen. Er warf den Briten enttäuscht »Missachtung« der »Rechte« der Schweiz vor und strich hervor, »welch klare, saubere Neutralitätspolitik« die Schweiz doch verfolge. Selbst als nach den ersten militärischen Rückschlägen der Deutschen eine unmittelbare Gefahr für den deutschen Einmarsch nicht mehr bestand, meinte Thurnheer, sichtlich um Dramatisierung bemüht, die Deutschen seien »unberechenbar«, »niemand vermöge vorauszusagen, in welche Richtung der Drachen in seinem Todeskampf ausschlagen werde« (18. Dezember 1942). Thurnheer legte den Briten auch immer wieder Artikel aus Schweizer Zeitungen vor, in denen Klage dagegen erhoben wurde, wie »auf den Rechten eines kleinen Landes herumgetrampelt« werde.

Selbstverständlich war der Druck seitens Italiens und Deutschlands gross. Eine in Rom erscheinende Zeitung warf der Schweiz Ende August 1940 »untätige Neutralität vor«. Eine andere italienische Zeitung meinte zur selben Zeit, dass die englischen Flugzeuge von den Schweizer Alpen »wie von einem Sprungbrett aus sich auf oberitalienische Angriffsziele stürzten«. Die deutsche Presse argwöhne, so hielt Thurnheer den Briten am 5. Oktober 1940 vor, »die Schweiz kenne zwei Neutralitäten, eine gegenüber Deutschland, wie die Abschiessung verschiedener Flugzeuge dargetan – die andere gegenüber England, deren Flieger straflos die Schweiz passieren.« Um den Achsenmächten noch weiter entgegenzukommen, beschloss der Bundesrat, dass die Landessender vom 15. September 1940 an ihr Radioprogramm nach 22 Uhr einzustellen hätten, damit es den englischen Flugzeugen nicht möglich wäre, schweizerische Sendestationen anzupeilen. Der deutsche Aussenminister Ribbentrop hatte die Schweizer Regierung am 4. Septem-

ber 1940 dringend darum ersucht. 1943 hatten die Italiener einen gefangenen britischen Piloten zur Aussage gezwungen, dass die Schweizer Sender tatsächlich eine »ausgezeichnete« Orientierungshilfe böten, und darauf erneut Druck auf die Schweiz gemacht. Jedoch selbst Goebbels hielt dies inzwischen für überholt und schrieb im gleichen Jahr in sein Tagebuch: »Die Engländer und Amerikaner besitzen so vorzügliche technische Instrumente, dass es geradezu lächerlich wirkt, wenn wir abends bei Einflügen die Rundfunksender abschalten, damit die englischen Flugzeuge, wie wir glauben, Berlin oder Leipzig oder Köln nicht finden könnten« (5. Juni 1943).

Nicht viel anders verhielt es sich mit der Verdunkelung, die ab 7. November 1940 jeweils von 22 Uhr an vorgeschrieben war. Obwohl die Schweiz schon am 28. Februar 1936 in der Stadt Thun, am 11. Juni 1937 in Zürich und in den Nächten vom 24./25. November 1937, 27./28. September 1938 sowie 14./15. November 1939 landesweit Verdunkelungsübungen durchgeführt hatte, sprach General Guisan der Verdunkelung jeden militärischen Nutzen für die Schweiz ab. Aus dem Armeehauptquartier verlautete: »Die Frage, ob als Antwort auf die Luftraumverletzungen durch Engländer verdunkelt werden soll, ist heute durchaus politischer und nicht militärischer Natur.« Deutscher Druck war letztlich ausschlaggebend. Die Schweiz gab mit der Verdunkelung den Achsenmächten zu verstehen, dass sie den Alliierten nicht als möglicher »Leuchtturm« dienen wollte. Wie es der Bundesrat später rückblickend formulierte: »Mit dieser Massnahme wurde auch nur der Schein vermieden, dass die Schweiz militärische Aktionen gegen ihre Nachbarn erleichtere.«

Genau dies mussten die Alliierten selbstverständlich als Hilfeleistung für die Achsenmächte werten. Die schweizerische Haltung rief bei der Royal Air Force spätestens nach dem Abschuss der zwei Lancaster-Bomber von Bouveret und Sion in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1943 nur noch offene Entrüstung hervor. Arthur Harris, der Oberkommandierende des Bomber Kommandos, schrieb am 17. Juli 1943 dem Luftministerium, seiner politischen Oberbehörde: »Es gibt keine internationalen Rechtsbestimmungen zu diesem Gegenstand, und wir nehmen daher an, dass ein

Flugzeug, das sich in Not befindet, mindestens dieselben Rechte hat, territoriale Grenzen zu verletzen, wie Schiffe. (...) Die Schweizer nehmen für sich in Anspruch, dass ihre Fliegerabwehrkanonen in der Nacht vom 12./13. Juli, als wir Turin angriffen, zwei unserer Flugzeuge abgeschossen haben. Diese Maschinen waren zweifelsohne wegen dem Wetter und speziell wegen elektrischen Störungen, die ihre Kompassse beeinträchtigen, in Schwierigkeiten – ein Symptom, das in jener Nacht sehr verbreitet war. Wir sollten von den Schweizern für diese Vorfälle Genugtuung fordern und ein für allemal diese Speichelleckerei [toadying] aufgeben.« Ihm, Arthur Harris, war seit langem ein Dorn im Auge, dass die Schweiz auf deutsche Einschüchterungen hin strenge Verdunkelungsvorschriften erlassen hatte, um den britischen Bombern die Orientierung zu erschweren: »Wenn die Schweizer ihr Land verdunkeln, so tun sie dies entweder auf das Diktat unserer Feinde hin oder um diesen zu helfen. In beiden Fällen haben wir und nicht sie Grund zur gerechtfertigten Beschwerde. Absichtlich täuschen und behindern sie unsere Flugzeuge und schiessen sie dann ab. Das ist eine Kriegshandlung und kein Grund für Entschuldigung von uns.« Royal Air Force-Marschall Charles Portal fand es am 21. Juli 1941 ebenfalls »an der Zeit, gegenüber den Schweizern eine härtere Linie einzuschlagen«: »Dadurch, dass sie als nichtkriegführendes Land Verdunkelungsmassnahmen durchführen, verschaffen sie mit Absicht unseren Feinden einen grossen Vorteil, was der Wirkung nach einem Bruch der Neutralität gleichkommt.«

Der britische Geschwaderführer Leonard Cheshire beschrieb in seinem Buch »Bomber Pilot« einen Luftangriff auf Mailand, an welchem er im August 1940, noch vor den schweizerischen Verdunkelungsmassnahmen, als Captain eines Whitley-Bombers teilnahm: »Ich dachte an die Mailänder – arme Tröpfe: wie wenig sie wussten (...). Es war ein makelloser Abend, wir hätten nicht mehr verlangen können. Nach Steuerbord verschwand die Sonne in einer rosa Tönung, nach Backbord kroch die Dämmerung immer näher heran. Unter uns lag die See so ruhig da wie Öl, nirgends ein Zeichen von Gischt. (...) Wolken kommen auf uns zu. (...) Landeinwärts, nachdem wir Paris hinter uns haben, lösen sie sich

wieder auf. (...) Viel funkelnde Lichter unter uns – kaum Verdunkelung, aber das hilft uns nicht viel; es sind zu viele Städte und Dörfer, als dass man sich danach hätte richten können. Wolken fast völlig verschwunden. Wir bemühten uns, Höhe zu gewinnen, um es über die Alpen zu schaffen (...). Die Lichter und die sprühenden Sterne brachten meinen Geist ins Staunen. Zwar waren meine Augen auf die Instrumente gerichtet und im Unterbewusstsein hielt ich durch meine Steuerbewegungen die Kompassnadel da, wo sie hingehörte, aber meine Gedanken waren weit weg. (...) Der Mond stand hoch im Himmel: beinahe an der Spitze seiner Umlaufbahn, und er war fast rund. Vor uns kamen die Voralpen in Sicht. Eine leichte Aufregung ergriff die Mannschaft (...) Ich setzte die Sauerstoffmaske auf und sprach eine Weile mit dem Heckschützen. Wir waren jetzt über der Grenze: über der Schweiz. Welche wunderbare Aussicht! Lichter. Überall Lichter: Hunderte, kleine Gruppen, grosse Haufen, Lichtschneisen und vereinzelt Lichter: alle brannten heiter vor sich hin. Desmond begann zu gestikulieren: sprach gleichzeitig. Howard redete auch. Vor uns am Himmel blitzte eine Serie riesiger Lichter auf (...) wahrscheinlich Flabfeuer der Schweizer – sie sind dazu ermächtigt – doch was für enorme Blitze! Ich kann die Entfernung nicht beurteilen – sieht aus, als wäre es gerade vor uns! Nein, überall um uns herum. (...) Fünfundzwanzig Minuten lang schauten wir hinab auf das mächtige Panorama von Bergen und Seen und Schnee und Eis und beleuchtetem Leben. Immer hinab auch wieder nicht: auf beiden Seiten wuchsen die Bergspitzen zu uns hinauf, überragten uns manchmal. Fetzen von Cumulonimbus; riesige gräuliche Falten, die sich in die Höhe türmten (...). Wir umflogen sie. (...) Wir nahmen Kurs auf unser Ziel, und als die Alpen unter uns wegfielen, gingen wir tiefer runter. Die Sicht war nun erheblich schlechter: Die Wolkenfetzen waren dicker geworden, und dazu machte sich am Boden Dunst bemerkbar. Kein Zeichen von Kanonenfeuer, aber dann und wann ein Aufflackern, meistens weit über uns. (...) Wir suchten nach einer Landmarke im Norden der Stadt. Es konnte nicht mehr weit sein. Stokely liess eine Leuchtkugel fallen, aber wegen dem Dunst half es nichts (...). Dann kam das Fliegerabwehrfeuer (...). Howard fand die Land-

marke. (...) Bombenschacht offen, Bomben geschärft. (...) Das nördliche Ende der Fabrik steht völlig in Flammen (...). Ich bombardiere die südlichen Hallen. (...) Wir alle sahen, wie die Werkhalle im Süden explodierte.«

Tatsächlich waren die Merkpunkte in der Landschaft, in erster Linie die grossen Seen und das Firneis der Berge, zur Orientierung viel entscheidender, als es diese oder jene beleuchtete Stadt je hätte sein können. Die Wahl der Flugroute über die Schweiz hatte nicht nur etwas mit der Distanz zu tun. Zwar waren es nach Mailand und zurück laut Arthur Harris mit der Abkürzung über die Westschweiz nur noch 1260 Flugmeilen statt deren 1340 ausserum über Annecy, aber einem Bericht aus dem Jahr 1941 zufolge war es in erster Linie das geographische Profil der Schweiz, das den Ausschlag gab: »Denn obwohl das Vermeiden des schweizerischen Territoriums nur sehr wenig zur Flugdauer hinzufügt, würde dies heissen, dass die Piloten auch auf sehr markante Anhaltspunkte wie den Genfer See, den Neuenburger See und die südöstlich davon gelegenen Berggipfel verzichten müssten. In Anbetracht dessen finde ich, dass wir mit Recht sagen können, dass es aus taktischen Überlegungen höchst unerwünscht wäre, wenn wir uns bei der Zielsuche in Italien in irgendeiner Weise Grenzen setzen müssten.«

Anders, als es damals in der Schweiz den Eindruck machte, nahm die britische Regierung dennoch jede einzelne Schweizer Beschwerde über Verletzungen ihres Luftraums sehr ernst. Zwischen dem Luftministerium und dem Bomber Kommando, das von ersterem vorgeworfen bekam, es halte sich nicht an die politischen Vorgaben und erwecke den Eindruck, »sich selbst sein eigenes Gesetz zu sein« (4. Mai 1944), einerseits, sowie dem Luftministerium und dem Aussenministerium, andererseits, welches die Schweizer so wenig wie möglich brüskieren wollte, kam es aufgrund der ständigen Schweizer Proteste zu schweren Differenzen. Einem Beschluss des Kriegskabinetts vom 12. September 1940 zufolge stand es dem Bomber Kommando nur dann frei, die Route über die Schweiz zu legen, wenn das Ziel Mailand war, nicht aber im Fall von Turin und Genua und ebensowenig bei Angriffen auf Deutschland. Es gab aber Stimmen, die dem heftig widersprachen

und »keinerlei Grund« sahen, »warum wir die Schwierigkeiten und Gefahren für unsere Bomberpiloten durch Vermeidung der Flüge über Schweizer Gebiet noch erhöhen sollten«. In einem Schreiben des Luftministeriums vom 7. Oktober 1940 wurde das Bomber Kommando denn auch angewiesen, »die Kapitäne der Bomber dahingehend zu instruieren, dass bei Luftangriffen auf Ziele in Italien die Erreichung des Zieles Vorrang habe. Wenn es nötig ist, zu diesem Zweck über die Schweiz zu fliegen, sei entsprechend zu handeln.«

Umgekehrt waren es die Diplomaten des britischen Aussenministeriums leid, ständig Ausreden zu erfinden, um das Verhalten der Bomber-Besatzungen zu rechtfertigen. Lord Halifax, der von 1938–1940 Aussenminister war, schrieb am 12. September 1940 seinem Freund Sir Archibald Sinclair, dem Luftminister (»My dear Archie«): »Bislang hielten wir den Schein aufrecht, dass unsere Flüge über die Schweiz »Navigationsfehlern« oder widrigen Winden und Wettereinflüssen zuzuschreiben seien, und dass unsere Piloten ihr möglichstes täten, um Schweizer Territorium zu vermeiden. Ich denke, wir können diesen Vers nicht länger wiederholen.« Die Absicht hinter den Überfliegungen abzustreiten »würde lediglich bedeuten, unseren eigenen Übergriffen noch Heuchelei hinzuzufügen, und ich denke, die Schweizer nähmen es besser auf, wenn wir offen mit ihnen redeten.« In einer vertraulichen mündlichen Mitteilung gegenüber dem schweizerischen Gesandten in London, Walter Thurnheer, betonte der britische Aussenminister Lord Halifax darauf am 5. Oktober 1940 ganz edelmännisch, »dass jedes Überfliegen« der Schweiz »absolut gegen den Willen des Auswärtigen Amtes geschehe«. Aber »Grossbritannien sei (...) in einen Krieg auf Leben und Tod, wenn man so sagen könne, verwickelt, es könne daher unmöglich sehr wichtige militärische Aktionen, und zu diesen gehörten die Angriffe auf Oberitalien, abstellen, selbst wenn damit [zu seinem] Bedauern (...) eine Grenzverletzung leichtester Art, d.h. eine gefahrlose, für das betreffende Land verbunden sei.«

STRATEGISCHES ZIEL ITALIEN

Nachdem es den Deutschen im Juni 1940 gelungen war, Frankreich in die Kollaboration zu zwingen – Marschall Pétain, der in Vichy eine vom Deutschen Reich abhängige Verwaltungsregierung bildete, hatte den Waffenstillstand am 22. Juni 1940 unterzeichnet – stand Grossbritannien bis zum Kriegseintritt der Amerikaner ganz allein. Auch das faschistische Italien hatte den Briten am 10. Juni 1940 den Krieg erklärt. Deutschland und Italien waren seit 1936 in der »Achse« Berlin-Rom verbunden. Italien hatte 250'000 Mann Truppen in Libyen stationiert, weitere 350'000 in Eritrea und Äthiopien. Im April 1939 hatte Mussolini Albanien überfallen. Am 28. Oktober 1940 sollte der italienische Angriff auf Griechenland beginnen, im April 1941 an der Seite des Deutschen Reichs der Einmarsch in Jugoslawien. Italien war eine unkontrolliert aggressive Militärmacht im Eroberungstaumel.

Als die britischen Bomber in der Nacht vom 11. zum 12. Juni 1940 über die Schweiz und die Alpen fliegend von England aus ihren ersten Angriff auf die Geleiseanlagen und die FIAT-Flugzeugwerke in Turin sowie den Hafen von Genua unternahmen, war in Italien die Bestürzung gross: »Cosi presto arrivano?« Bis zur Verhaftung Mussolinis durch den italienischen König Vittorio Emanuele III drei Jahre danach, am 25. Juli 1943, und der geheimen Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation Italiens am 3. September 1943 durch Marschall Badoglio führten die britischen Luftstreitkräfte im Sommer/Herbst 1940, Herbst 1942 und Juli/August 1943 drei umfassende Serien von Bombenangriffen auf die drei grossen norditalienischen Städte Genua, Turin und Mailand durch.

In Nordafrika war die britische Armee im Dezember 1940 eben dazu übergegangen, von Ägypten aus vorstossend die italienischen Nordafrikatruppen weit zurückzudrängen, als das Deutsche Reich auf den Hilferuf Mussolinis hin im Januar 1941 starke Fliegerkräfte nach Sizilien und Mitte Februar unter Rommel eine erste deutsche Division nach *Libyen* entsandte. Die Alliierten befürchteten, Hitlers Plan könnte darin bestehen, nach dem Angriff auf die Sowjetunion (22.6.1941) in einer Zangenbewegung den

Nahen Osten zu erobern – von Norden her über Stalingrad und die kaukasischen Ölfelder, von Süden her über Ägypten und die Landenge von Suez –, um sich den ganzen Mittelmeerraum zu unterwerfen. Rommels im Mai 1942 begonnene Offensive konnte von der britischen Armee unter Montgomery erst im Juni/Juli 1942 bei El Alamein 100 km südwestlich von Alexandria gestoppt werden. Das Deutsche Reich hatte in jenem Augenblick seine grösste territoriale Ausdehnung. Vom Oktober 1942 an wurden die deutschen Truppen von den Briten zurückgeworfen. Am 7./8. November 1942 kam es zur britisch-amerikanischen Luftlandeoperation in Marokko und Algerien. Von da an standen den Alliierten in Nordafrika grosse Verbände an strategischen Bombern zur Verfügung, mit denen sie die über die italienischen Häfen führenden Nachschublinien Rommels unterbrechen konnten. Der endgültige Zusammenbruch der Afrikastreitkräfte der Achsenmächte fiel auf den 18. Mai 1943. Unter massiver strategischer und taktischer Luftunterstützung landeten die Alliierten schliesslich am 9. Juli 1943 auf Sizilien und am 3. September 1943 an der Südspitze der italienischen Halbinsel.

Der Luftkrieg der Alliierten gegen die norditalienischen Industriezentren und die süditalienischen Hafenstädte kostete vom 10. Juni 1940 bis zum 8. September 1943, dem Tag der Veröffentlichung der italienischen Kapitulationserklärung, nach Angaben des Istituto Centrale di Statistica aus dem Jahre 1957 18'376 Zivilisten und 2576 Militärs das Leben. Als die Deutschen danach Italien besetzten und den Alliierten, die von Süden her Italien befreiten, erbitterte Abwehrschlachten lieferten, fielen den Luftsätzen zwischen dem 9. September 1943 und dem Kriegsende am 25. April 1945 weitere 41'420 Zivilisten und 1982 Militärs zum Opfer. Insgesamt kamen allein im Luftkrieg um Italien 59'796 Zivilisten (32'082 Männer, 27'714 Frauen) und 4558 Militärs ums Leben.

Es war die erklärte Strategie der Alliierten, Italien als den schwächeren Teil der Achse so schnell wie möglich aus dem Krieg zu werfen. Der Reichsführer SS Heinrich Himmler erklärte in seiner berühmten Posener Rede vom 4. Oktober 1943: »Dadurch, dass wir in Italien in opferreichen Kämpfen zur Sicherung des Nachschubs einspringen mussten, weil weder die italienische Flotte

noch die italienische Luftwaffe in irgendwie ausreichendem Masse den Nachschub nach Afrika sichern konnte, haben wir uns in Italien sehr abgenutzt.« Ohne die italienischen Divisionen war Deutschland gezwungen, seine Kräfte noch weiter zu verzetteln, nicht nur in Italien selbst, sondern auch im Balkan. Hitler erklärte denn auch, einem Tagebucheintrag von Goebbels zufolge am 17. April 1943: »Unsere grosse Krise in den vergangenen 1½ Jahren führt der Führer auf drei Ursachen zurück: auf die zahlenmässige Überlegenheit des Feindes, die besonders durch den Abfall Italiens ins Gewicht gefallen ist, auf eine Reihe von technischen Erfindungen, die dem Feind einen grossen Vorsprung gegeben haben, und auf die Naturgewalten, die insbesondere den Sowjets in den beiden vergangenen Wintern sehr zu Hilfe gekommen sind, im ersten Winter durch die abnorme Kälte und im zweiten Winter durch die abnorme Milde der Witterung, die eine Schlammperiode eintreten liess (...). Hätten die Italiener standgehalten, so hätte der Führer 45 Divisionen zur Verfügung gehabt, mit denen er den Sowjets den Gnadenstoss geben konnte. Die sind nun ausgefallen, und damit ergab sich eine grundlegend neue Lage. Wir konnten unsere Front im Kaukasus nicht halten, ganz zu schweigen davon, dass wir den Sowjets ihre Ölzufuhr absperren konnten. Der Abfall Italiens ist also entscheidend für die letzte Entwicklung des Krieges. Die Italiener werden das auch, wenn wir einmal gesiegt haben, teuer bezahlen müssen. Und zwar hat der Abfall der Italiener nicht erst bei der Verhaftung des Duce begonnen, diese war nur der Schlusspunkt eines langen Prozesses, der damit seinen Anfang nahm, dass der italienische König sich im September 1939 weigerte, die Kriegserklärung an England und Frankreich zu unterschreiben. Damit ist der Krieg für England überhaupt erst möglich geworden.«

Schon die Streiks in Oberitalien im März 1943 hatten gezeigt, dass die Bevölkerung die faschistische Ordnung nicht mehr länger hinnahm. Als nach dem Sturz Mussolinis die Deutschen Italien besetzten und ein Besatzungsregime errichteten, begann der italienische Partisanenkrieg. Der Aufstand Mailands am 24./25. April

1945 bildet eines der wichtigsten Kapitel dieses Befreiungskampfs. Er begann um 4 Uhr nachmittags mit Sirenengeheul und einem von langer Hand vorbereiteten Generalstreik. Er wurde hauptsächlich von Fabrikarbeiterinnen und Frauen im öffentlichen Verkehr getragen, wie sich Elena Fischli-Dreher, eine der damaligen Aktivistinnen, noch genau erinnert: »Tram, Busse, Züge wurden von Frauen gefahren; die Männer waren entweder deportiert, im Militär, geflüchtet oder bei den Partisanen.« Nicht zuletzt wegen ihrem Einsatz in der »Resistenza« erhielten die italienischen Frauen nach Kriegsende als etwas Selbstverständliches alle politischen Rechte.

Elena Dreher's konspirativer Name war damals Elisa Daverio. In den letzten acht Monaten vor der Insurrektion hatte sie dreimal die Identität gewechselt. Stets trug sie eine abgestempelte und beglaubigte Blanko-Identitätskarte als Reserve auf sich, für alle Fälle. Ganz Mailand war für sie und die Untergrundbewegung »Comitato di liberazione nazionale« in Sektoren oder Kreise aufgeteilt. In jedem Kreis hatte sie, die der Frauenwiderstandsgruppe »Gruppi di difesa della donna« angehörte, eine Vertraute, aber sie war die einzige, die alle persönlich kannte. Im letzten Moment erst vor dem Aufstand machte sie die Verantwortlichen der je aneinander grenzenden Kreise miteinander bekannt. Mit allen Frauen hatte sie unter einem anderen Namen Kontakt: Elisabeth, Emma, Elvira, Erna... Alle begannen mit E. Für keine war sie dieselbe, denn es wurde gefoltet in Mailand, und je weniger ein Mitglied der Bewegung wusste, um so besser war es, wenn die Unerträglichkeit des Schmerzes eine Aussage erzwang: »Wir mussten wahnsinnig aufpassen, dass es keine zu engen Verbindungen gab. Jede Gruppe hatte ihre bestimmte Aufgabe. Die Leute im Militärkommando standen im Kontakt mit den Alliierten, gaben auch Informationen, wo gewisse Ziele lagen, die zu bombardieren waren. Die Untergrundbewegung hatte eigene Sabotagegruppen, die, wenn sie konnten, vorgängig für die Alliierten gewisse Dinge sabotierten. Ich war in einer ganz anderen Gruppe. An Militäraktionen nahm ich nicht teil. Nicht alle Flugzeuge warfen Bomben ab. Manche überflogen Italien zur Rekognoszierung oder schickten der Befreiungsbewegung neben Waffen auch Geld, Medikamente, Lebens-

mittel und militärische Informationen – in ihre Verstecke in den Bergen, die meisten davon im Piemont.

Was wir Frauen machten, war, Leute verstecken, wenn sie für geheime Missionen in die Stadt kamen; Leuten, die flüchten mussten, Papiere besorgen, falsche Coupons, damit sie essen konnten. Wir hatten ein grosses Netz. Frauen, die in den öffentlichen Ämtern arbeiteten, beschafften falsche Papiere, machten Stempel, gaben leere Identitätskarten heraus. Sie haben wirklich etwas riskiert. Andere Frauen engagierten sich total dabei, Untergrund-Flugblätter zu verteilen, es war eine sehr gefährliche Sache. Wenn sie mit den Druckpressen gefunden worden wären... Ich habe das Geld verteilt und dabei auch die Frauen politisiert und sensibilisiert. Wichtig war, den Familien derjenigen zu helfen, deren Väter oder Brüder von den Nazis deportiert worden waren. Die Nazis haben Leute gebraucht für ihre Arbeitslager. Sie machten das so: Sie sagten zum Beispiel, von dem Tag an, von dann bis dann würden an bestimmten Orten Zigaretten gegen Coupons ausgeteilt, aber nur an Männer, sagen wir zwischen 16 und 50 Jahren. Dann haben sie zugewartet, bis die Schlange lange genug war, und sind mit Lastwagen vorgefahren und haben alle Männer deportiert. Zigaretten sind gar nie verteilt worden. Das machten sie ständig. Oder dann haben sie ein Tram aufgehalten mit Arbeitern drin, die nach Sesto San Giovanni in die Fabriken fuhren, und haben alle jüngeren Männer genommen und einfach auf einen Camion geladen und deportiert. Wir von der Befreiungsbewegung hatten eine grosse Wut auf die Schweiz, denn wir wussten, dass die Leute, die nach Deutschland deportiert wurden, um in Lagern zu arbeiten, durch den Gotthard gebracht worden sind, in plombierten Wagen. Wir wussten das, und wenn so ein Zug abfuhr, hatten wir Sabotagegruppen, die dann zwischen Mailand und Como irgendwo auf offenem Feld den Zug blockierten und die Plomben wegrißen, damit sich die Leute retten konnten. Teilweise. Man machte, was man tun konnte. Auch Züge voll Lebensmittel sind durch den Gotthard nach Deutschland gebracht worden. In Italien fand man auf einmal keine Zitronen und keinen Salat mehr. In Deutschland begannen die Leute erst am Ende des Krieges zu hungern.

Die Familien dieser Deportierten haben wir unterstützt mit

dem Geld der Alliierten. Denn was konnten diese Frauen und Kinder tun? Irgendwie mussten sie Mietzins zahlen und essen. Doch es war gefährlich: »Wenn ich dir das Geld bringe, gehst du mich dann denunzieren?« Als einer unserer Leute aus dem Piemont mit ziemlich viel Geld kam und das Geld verteilen musste, wurde er verhaftet. Sie folterten ihn und er nannte meinen Namen. Aber in den Gefängnissen gab es den Dienst der Nonnen. Nonnen haben beim Hinausschmuggeln von Kassibern auf wunderbare Weise geholfen. Einen halben Tag nach seiner Verhaftung hatte ich einen Zettel bekommen: »Reise ab, ich habe Deinen Namen gesagt.«

Elena Dreher arbeitete damals als Schwester im Rotkreuzspital »Ospedale Principessa Jolanda«. Sie tauchte augenblicklich unter, färbte ihre Haare und gab sich von da an als Studentin aus. Dann nahm sie ihre konspirative Aufgabe wieder auf und widmete sich nunmehr ausschliesslich dieser. Damals war sie etwa dreissig, einunddreissig Jahre alt. Auf einem der Fotos schaut sie streng – es war eine ernste Zeit. Sie organisierte Befreiungsaktionen von verletzten oder kranken Häftlingen aus Spitälern. Brauchte Nerven, um, mit einem Koffer voll Untergrundchriften unter dem Bett, Schlaf zu suchen, oder, in Augenblicken der Gefahr, wenn sie etwa mit einer wichtigen Namensliste auf sich plötzlich das Gefühl hatte, dass ihr jemand folgt, oder sie mit einem Paket voller Pläne und Aufzeichnungen für den Tag der Insurrektion sich unvermittelt vor einer Strassensperre sah, nicht den Kopf zu verlieren. Es galt, sich der Intuition anzuvertrauen: Papiere runterschlucken und das Paket unbemerkt einer Blumenverkäuferin auf der Strasse unter die Blumensträusse zwischen die Vasen schieben, bis die Luft rein war.

»Ich war damals kaum fünf Stunden aus dem Spital weg, als sie dort mit Maschinenpistolen ankamen, um mich abzuholen. Ich habe danach da und dort geschlafen, sehr oft in ausgebombten Häusern, wo es zwar kein Bett, aber wenigstens ein Dach gab und alte Zeitungen meine Bettdecke waren. Es war sehr schwierig, etwas Passendes zu finden. Und in dieser Zeit war ständig auch noch Flugalarm und Ausgangssperre. Ich muss sagen, wir haben sehr abenteuerlich gelebt in dieser Zeit.« Den Tagesangriff der Bri-

ten auf Mailand vom 24. Oktober 1942 hatte Elena Dreher noch als Krankenschwester erlebt. In ihr Spital kamen aber keine Opfer von der Strasse: »Ich kann mich noch ganz genau erinnern, dass bei dieser Bombardierung die faschistische Regierung gar nicht wahrgenommen hat, dass das alliierte Flugzeuge waren, und auf einmal sind Bomben auf die Stadt heruntergekommen, ohne dass es vorher einen Alarm gegeben hätte. Das hat zur Destabilisierung beigetragen. Die Mailänder merkten: »Wir sind einfach in den Händen von total inkompetenten Leuten.« Mein Spital befand sich in der Nähe eines Bahnhofs, und die Alliierten hatten es natürlich auf Bahnhöfe und die Industriezonen Mailands abgesehen. Die Leute waren absolut nicht vorbereitet, und es ist ein Schock gewesen für die ganze Stadt. Denn Mailand war sowieso sehr antifaschistisch und antideutsch gestimmt. Aber das war der Beweis: Die konnten nicht einmal Alarm geben. Das war der erste grosse Schock gewesen.« Bei Bombenalarm brachten sie die Patientinnen und Patienten in die Schutzräume, trugen sie manchmal auf dem Rücken die Treppen runter, wenn aus Gründen der Gefahr der Lift nicht mehr benutzt werden durfte. Wenn in Mondscheinnächten mit einem Luftangriff zu rechnen war, fuhren sie die bettlägerigen Patienten im voraus runter. Viele Menschen seien unter den Häusern in den Luftschutzräumen gestorben – lebendig begraben, weil diese keinen Ausgang ins Freie hatten. Sie erinnert sich noch an einen Fall ganz in der Nähe des Spitals, wo noch lange die Schreie der Eingeschlossenen zu hören waren. Gerettet worden sei nach zwei, drei Tagen nur ein fünf- oder sechsjähriges Mädchen, alle anderen waren tot: »Eine grässliche Geschichte. Jemand sagte zu dem Kind: »Ja, du hast doch sicher Hunger?« – »Nein,« antwortete es, »weisst du, die Leute haben alle geschlafen, ich konnte aus den Taschen von allen etwas essen!« Ein Krieg«, sagt Elena Fischli Dreher, »löst keine Probleme, sondern macht die Probleme grösser.«

Im Spital bewarb sie sich meistens um die Nachtschicht. Einmal habe wegen Brandbomben ein Nebengebäude des Spitals mit Schulungsutensilien und einem Anatomie-Knochengestell in den Garten hinaus geräumt werden müssen: »Da kam auf einmal, verschreckt von den Bomben, ein Hund vorbei und hat das Skelett

angebellt.« Sie lacht. Im August 1943 musste das Spital vorübergehend schliessen, weil die Wasserzufuhr abgeschnitten worden war: »Von der Stazione Nord musste man zu Fuss zur Stazione Centrale, und die Ruinen hinten am Dom, am Corso Vittorio Emanuele waren etwa 1½–2 Meter hoch.« Als Mussolini am 25. Juli 1943 verhaftet wurde, sei das überall ausgerufen worden. Die Gefängnisse und Kriegsgefangenenlager seien geöffnet worden und Ströme von Flüchtlingen hätten sich vor den Deutschen in Richtung schweizerische Grenze bewegt: »Wir waren sehr froh über das Asylland Schweiz, und wir wussten, sehr viele von uns sind dort.«

Doch auch da gab es schweizerischerseits ein Versagen. Paul Auster schrieb in seinem Roman »Im Land der letzten Dinge«: »Wir können nicht viel tun. Aber das wenige, das wir tun können, tun wir auch.« Die Schweiz tat es wiederholt nicht oder nur widerwillig, auf heftige Kritik hin. In einem Brief an »Heer und Haus« schrieb Peter Gilg am 5. November 1943: »In meinem Bekanntenkreis bin ich bei einzelnen auf eine starke Erregung über die Behandlung der italienischen Flüchtlinge durch die Schweiz gestossen. Es wurde von Dienstuenden, die von der Südgrenze heimkehrten, berichtet, dass die schweizerischen Truppen eine unbegreiflich harte und abweisende Haltung gegen Flüchtlinge befolgten, die unter Bezwingung der schwierigsten Hindernisse die Grenze erreichen konnten. Man habe die um Rettung flehenden Unglücklichen unbarmherzig zurückgetrieben und ihren Verfolgern preisgegeben, obwohl unsere noch relativ günstige Ernährungslage eine Aufnahme von Tausenden weiterer Kriegsoffer zuliesse.«

»Natürlich«, fährt Elena Fischli Dreher fort, »man hat Verständnis gehabt dafür, dass die Royal Air Force Italien bombardiert. Ich muss es sagen. Die Leute haben gelitten unter diesen Bombardierungen, aber sie sagten: ›Wollen wir hoffen, dass sie schnell machen – speriamo che facciano presto!‹ Es gab schon sehr viel Sympathie für die Alliierten, und als sie in die italienischen Städte einzogen, sind sie als Retter begrüsst worden. Der grösste Teil der Bevölkerung hat vielleicht nicht ganz realisiert, was für eine wichtige Rolle die Untergrundbewegung spielte. Viele, die sich abseits hielten, meinten, die Rettung komme nur we-

gen den Alliierten, die umjubelt und gefeiert wurden. Wir von der Untergrundbewegung wollten immer sagen: Ja, stimmt, wir sind ihnen ja dankbar, aber Mailand ist am 24./25. April 1945 durch die Mailänderinnen und Mailänder befreit worden. Denn die Alliierten sind erst am 28. April, drei Tage später, in Mailand einmarschiert.« Die damalige Untergrundaktivistin »Elisa Daverio« wurde als Elena Dreher noch am Tag der Befreiung, am 25. April 1945, in Mailand zur Stadträtin gewählt. Sie war die erste Frau in der Geschichte Italiens, die einer Regierung angehörte. »Ein Tag nach mir wurde Ada Gobetti, eine andere Frau, Vizebürgermeisterin von Turin.« Sofort begann der Wiederaufbau Mailands. Elena Dreher führte ein Jahr lang, bis zu den allgemeinen Wahlen, das Wohlfahrtsamt. »Als die »Scala« 1946 restauriert war, kam Toscanini, der 1938 emigriert war, und er hat natürlich den »Nabucco« mit der Exilszene dirigiert. Das war wahnsinnig eindrücklich!« Für immer in die Politik einsteigen wollte sie nicht. Seit 1949 lebt Elena Fischli Dreher in Zürich. Sie ist aktives Mitglied der »Frauen für den Frieden«.

III NEUTRALE KRIEGSFÜHRUNG

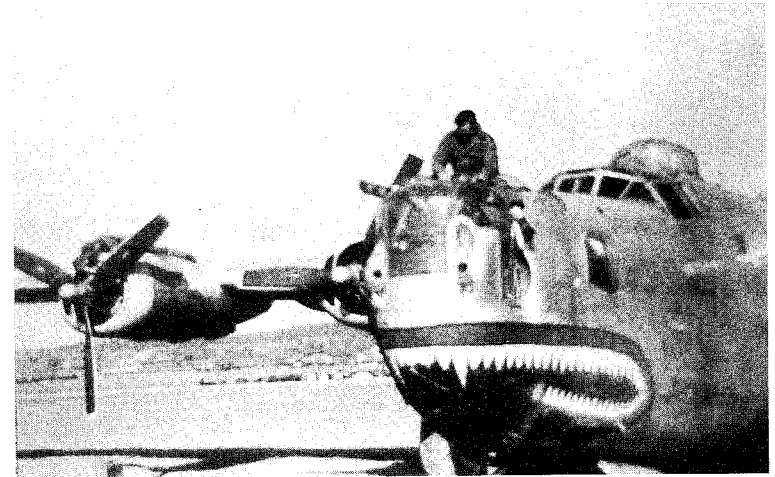
MIT GEWEHREN UND BAJONETTEN

Wenn die ersten Notlandungen der Amerikaner in der Schweiz zu einer Art Kulturschock führten, so lag dies nicht nur an der riesigen Spannweite und der Schwere der hinter Plexiglas oben, unten, vorne, hinten und auf beiden Seiten mit Bordkanonen bestückten B-17 (»Flying Fortress«) oder B-24 (»Liberator«) Bomber, es lag auch nicht daran, dass diese Luftungetüme vorne am Bug als sogenannte »nose art« Comixfiguren, Haifischzähne oder Pin-Up's sowie von weitem sichtbare »nicknames« aufgepinselt hatten wie »Death Dealer«, »Battle Queen«, »High Life«, »So What?«, »Madame Butterfly«, »Impatient Virgin II«, »Sugarfoot«, »Lazy Baby«, »Hell's Wagon«, »Pistol Packing Mama«, »Shoo Shoo Baby«, »Rhapsody in Flak«, »Frostie«, »Tequila Daisy«, »Black Magic« etc., nein, es waren vielmehr die Flieger selber, die amerikanischen Piloten, Navigatoren, Bordfunker und Bordschützen, welche den Schweizerinnen und Schweizern den Eindruck vermittelten, dass eine neue Zeit angebrochen war. Die Amerikaner lösten bei der Bevölkerung grosse Verwunderung aus, und Zeitungsberichte lesen sich, als hätten Entdeckungsreisende einer anderen Galaxie ihre ersten Schritte auf einer unberührten Insel Schweiz gemacht: »Die Flugzeugbesatzung, zehn ganz verschieden gekleidete Amerikaner von gänzlich verschiedenem Wuchs und Typ, (...) zeigten sich sehr erfreut ob der Mitteilung, dass sie sich in der Schweiz befinden«, berichtete die NZZ über den allerersten, am 13. August 1943 auf einem Acker bei Wil/SG niedergegangenen amerikanischen Bomber, einer B-24 (»Liberator«), die in Benghazi (Nordafrika) gestartet und über der Wiener-Neustadt durch Flak angeschossen worden war. Die Mannschaft hatte, um militärische Geheimnisse nicht zu verraten, die Maschine mit Spezialhandgrana-

ten in Brand gesteckt: »Bereitwillig gaben sie ihre Namen an und zeigten ein aufgeschlossenes Wesen. Während ihre Stahlhelme im Feuer glühten, waren sie sehr besorgt um ihre übrige Ausrüstung, die ausserordentlich reich ist. Glänzend ausgestattet waren sie auch mit Notproviant (Bisquits, Schokolade usw.). Die jungen Leute scheinen sportlich sehr leistungsfähig und gut trainiert zu sein.« Pilot war Alva J. Geron.

Vier Tage später, am 17. August 1943, landete um 12 Uhr 43 in Dübendorf eine amerikanische »Fliegende Festung«, die von einer britischen Basis aufgestiegen und bei einem Angriff auf Regensburg von deutschen Kampffägern getroffen worden war: »Die Landung musste mit eingezogenem Fahrgestell auf dem Rumpf durchgeführt werden«, schrieb die NZZ: »Aus der Ferne betrachtet, erinnert die Maschine an ein gestrandetes Schiff, dessen Silhouette wohl wegen der Beleuchtung seltsam unplastisch, wie eine schwarze, körperlose Linie wirkt. Aus dem amorphen Gebilde ragen das aufgestellte Schwanzsteuer, die blitzenden Propeller und die Motoren. Unweit davon steht ein beladenes Emdfuder und neben dem geschäftigen Treiben der Militärpersonen liegen die Bauern ihrer Emdernte ob. (...) Die Besatzung hat kurz vor der Notlandung Bombenzielgeräte und andere Instrumente vernichtet und abgeworfen. Die aus lauter jungen, gut aussehenden Leuten bestehende Mannschaft, die über den Landungsort unterrichtet schien, verliess die Maschine, und als unmittelbarer Ausdruck ihrer Freude, sich auf neutralem Boden zu wissen, begannen sie sofort an die Umstehenden Zigaretten zu verteilen.« Erstaunte Kinder bearbeiteten mit ihren Zähnen die ersten Kaugummis ihres Lebens...

Diese von Stephen P. Rapport jr. pilotierte Maschine hatte sich, als sie wegen Ölverlust aus ihrem Bomberverband ausscherte und Richtung Schweiz flog, am Bodensee als Landmarke orientiert. Der NZZ-Mitarbeiter W. P., der sie hatte kommen sehen, berichtete damals: »Der Tag war auch heute wieder ausserordentlich warm, so dass ich mich wunderte, kaum jemanden in der Badanstalt zu treffen, als ich sie kurz vor Mittag aufsuchte. Etwa um 12 Uhr 10 schwamm ich hinaus in die spiegelglatte Fläche des Bodensees, hinter dem nicht so klar wie die vorangegangenen Tage das deutsche Ufer sich ausbreitete. Ein friedlicheres Bild hätte man sich



Ein »Liberator« (B-24) mit Kriegsbemalung, der am 24. März 1945 in Dübendorf landete.



Crew der ersten in der Schweiz notgelandeten amerikanischen Maschine (Wil/SG, 3. August 1943). Vorne (von links): Joe Frausto (mit Haube), Tom Osborn, Dick Grimes; hintere Reihe, kaum sichtbar (zweiter von links) Dick Ryan.

wohl kaum wünschen können als diese wunderschöne Stille über dem sattgrünen Wasser mit den reizvollen Farbnuancen am Himmelshorizont unter der strahlenden Mittagsonne. Nirgends ein menschliches Wesen auf oder im Wasser, nicht einmal ein Fischerboot, da in der Presse bekanntgegeben wurde, dass dieser Tage drüben um die Mittagszeit Flabübungen abgehalten würden. Plötzlich sirrte laut der Ton von deutschen Alarmsirenen über die Wasserfläche. Ich blieb nur noch mit leichten, lautlosen Armbewegungen im Wasser hängen, um auf Fliegergeräusch zu achten. Etwa eine Minute dauerte der Alarm – noch eine Minute – still wie die vorangegangenen und dann setzte innert weniger Sekunden Kanonendonner ein, der den See erzittern liess und mir, wohl weil ich direkt über dem schalleitenden Wasser lag, viel ungeheurer vorkam als bei der jüngsten nächtlichen Bombardierung von Friedrichshafen. Noch dröhnte es fast ausschliesslich aus der Richtung des Argenhorns. (...) Nach weiteren 3 bis 4 Minuten setzte sich der Orkan aber in westlicher Richtung fort über Friedrichshafen-Manzell hinaus bis in die Richtung des Kippenhorns, und innert kürzester Frist lag der nördliche Himmel völlig übersät von Hunderten, ja Tausenden von Flab-Wölkchen, während der Lärm über diesem vor wenigen Augenblicken noch ruhigen Wasser unbeschreiblich wurde. Und nun waren auch dicht über dem Wasserhorizont in endloser Reihe und lückenloser Reihenfolge aufblitzend die Mündungsfeuer zu sehen, die zu Tausenden aus den Rohren schossen und alle fächerförmig nach einem einzigen Punkt am Himmel wiesen, wo sich jetzt plötzlich inmitten der unzähligen Schrapnellfetzen ein einziges riesiges Flugzeug in gemächlichem Flug – ich traute meinen Augen kaum, wie langsam das ging – in westlicher Richtung buchstäblich aus dem Staub machte. Die Mündungsfeuer – das Eindrücklichste fast an der ganzen Szenerie, weil sie, linear gesehen, fast so schienen, als hätte sich in der Erde ein Riss gebildet, aus dem diese ihr Feuer gegen den Himmel spie – drehten langsam von Ost nach West. Alle Granaten platzten, so schien es von meinem ›Standort‹ aus, in nächster Nähe des Flugzeugs, und immer noch hielt es gemächlich seine Richtung inne. Immer mehr Kanonen blitzten auf – in unendlicher Reihenfolge bis zum sichtbaren Horizont im Nordwesten,

wo man sie nicht mehr sah, nur noch hörte. Auch als das Flugzeug nun deutlich südlichen Kurs nahm, klebten die Wölkchen noch lange an seinen Flügeln und am Schwanz, immer dicht in seiner nächsten Nähe, doch kein einziges Mal – und das schien mir das Seltsame am eben Erlebten, als ich langsam wieder in die Badanstalt zurückschwamm – wurde es getroffen. Wieviel Glück muss das mit im Spiel sein, wenn alle diese Männer wohlbehalten – wie es nachher in der Meldung hiess – aus dem Flugzeug steigen, nachdem diese Hölle durchflogen werden musste.« Am gleichen 17. August 1943 flog von einer Basis in England aus nach einem Angriff auf Schweinfurt mit nur noch zwei intakten Motoren arbeitend eine zweite B-17 in die Schweiz ein. Der Pilot setzte sie auf ein Feld bei Utzenstorf/BE: »Dem Flugzeug entstieg zehn Mann, die sich sogleich anschickten, den Apparat in Brand zu setzen. Sie liessen jedoch von ihrem Vorhaben sofort ab, als ein Gastwirt, der das Landungsmanöver beobachtet hatte und unverzüglich herbeigeeilt war, ihnen zurief: ›Switzerland!‹ Die Amerikaner gaben ihrer Freude, auf Schweizerboden zu sein, lebhaften Ausdruck.«

Über einen anderen amerikanischen Bomber, der als elfter in der Reihe am 14. Oktober 1943 mit eingezogenem Fahrgestell in der Nähe von Reinach/BL eine Notlandung »auf der weichen Ackererde« unternahm und mit verbogenen Propellern liegenblieb, stand damals in der Zeitung zu lesen: »Sogleich setzte von dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe Äsch, auf dessen Gebiet die Landungsstelle liegt, eine wahre Völkerwanderung auf die Anhöhe ein. (...) In der Tat weist die Mannschaftskabine einen über kopfgrossen Einschlag eines Fliegerabwehrgeschosses auf. Man sieht auch verschiedene kleine Einschläge von Granatsplittern, sowie zahlreiche kleine Öffnungen, die offensichtlich von Maschinengewehren herrühren.« Die Motoren hatten auf dem Rückflug einer nach dem anderen ausgesetzt. Von den zehn Mann Besatzung waren zwei über Deutschland abgesprungen. Drei waren nach Basel ins Krankenhaus überführt worden. Einer von ihnen, Donald Rowley, sollte den Verletzungen, die von deutschem Flak- und Jägerbeschuss herrührten, erliegen. »Die fünf auf dem Platz verbliebenen Flieger sassen auf den Flügeln ihrer Maschine, assen Biscuits und Schokolade und rauchten.«

»Als hier in Reinach (Kt. Baselland) der amerikanische Bomber notlanden musste«, schrieb der »Heer und Haus-Korrespondent H. Stierli am 5. November 1943 aus Basel, »gingen viele Leute gleich nach der Landung nach dorten, um zuzuschauen. Nun sei unter den Fliegern einer gewesen, der gut deutsch redete, der erzählte, sie hätten 14 fremde Flieger zum Absturz gebracht. Auch soll er erzählt haben, was für ein Training sie durchmachen müssten, bis sie zum Einsatz kämen. Nun war helle Begeisterung für diese Flieger, das seien stramme Kerle, denen sieht man es an, dass sie gut durchtrainiert sind, da seien unsere Flieger nichts dagegen.«

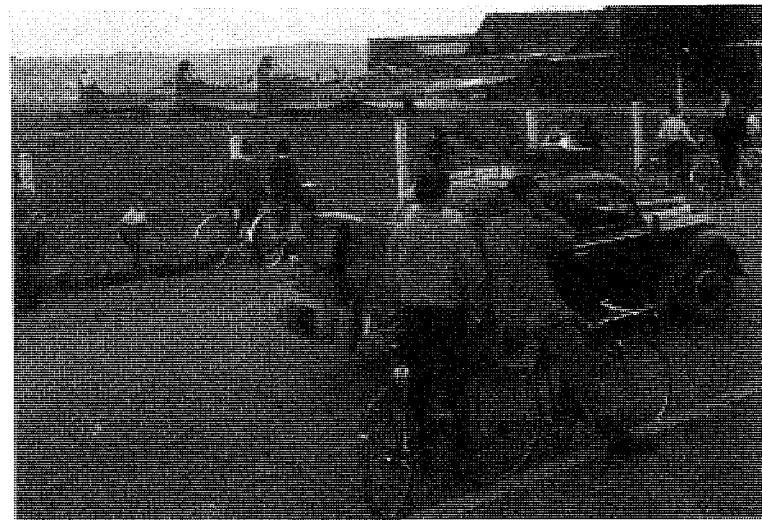


Notlandung auf einem Feld bei Utzensdorf/BE (17.8.1943).

Der Pilot Edward W. Dienhart hatte einen deutschen Vater, erzählt mir Jean-Pierre Wilhelm, der als 11jähriger damals in der Menge war und am Boden Patronen auffas. Einen Kaugummi habe er selbst nicht bekommen, die grösseren Jungen hätten die kleineren immer weggedrängt. Später begann er Artikel über die alliierten Flieger zu schreiben und steht mit ihnen noch heute in engem persönlichen Kontakt.

Leon Finneran, Bordschütze einer B-17, welche am 12. Juli 1944 nach einem Angriff auf München mit drei ausgefallenen Motoren

im Schappintal (Kt. Graubünden) an einem Berg zerschellte, gehörte zu jenen sechs Besatzungsmitgliedern, denen, anders als dem Piloten, dem Bombenschützen und dem Navigator, zuvor noch der Absprung gelungen war. Während jedoch von den sechs der Kopilot Arthur Lindskoog ins Leere stürzte, weil sein Fallschirm sich nicht öffnete, und die vier anderen Abgesprungenen noch auf deutschem Gebiet niedergingen und da in Kriegsgefangenschaft gerieten, wurde Finneran von seinem Fallschirm ins Prättigau getragen. Da marschierte er in nördlicher Richtung los und übernachtete am Garneirajoch in einer leeren Militärbaracke, wo



Neugierde: Landung dreier US-Maschinen am 7.9.1943 in Dübendorf.

er am andern Morgen von einer Patrouille des Grenzwachtkorps festgenommen wurde. Ihr Bericht verrät erneut etwas von diesem Staunen, welches die amerikanischen Flieger erregten: »Der Flieger trug folgende Ausrüstungsgegenstände auf sich: 1 Paar Lederhandschuhe, 1 Pelzstiefel (der zweite ging beim Absprung verloren), 1 Fliegerhaube mit Kopfhörer, 1 Schwimmweste, 1 Fluchtpackung. Als Bekleidung trug er einen grau-grünen Fliegeranzug. Die Jacke und die Hose waren mit elektrischer Heizung versehen, welche mit einem Stecker im Flugzeug angeschlossen werden konn-

te.« Die dem »amerikanischen Flieger abgenommene Fluchtpackung (...) enthält folgende Gegenstände: 3 Landkarten (auf Stoff gedruckt), 1 Bakelitetui mit Kompass und Zündhölzern, 1 kleiner Messingkompass, 1 Hülse mit Pillen, 2 Tüten Bouillonpulver, 3 Päckli Kaugummi, 1 Schachtel mit Tabletten, 6 Tabletten Benzidine Sulfate, 1 weisses Parafinpapier (?).«

Im September 1943 organisierten das amerikanische Kriegsinformationsamt und das Kriegsministerium eine für Presseleute neutraler Länder bestimmte Führung quer durch Amerika. Die von Henry Ford geleiteten Flugzeugwerke »Willow Run« in Detroit, welche mit den dazugehörigen Flugplätzen eine Fläche von zwölf Quadratkilometern bedeckten, beschrieb der Washingtoner Korrespondent der NZZ als »technisches Wunder«: »Hier werden die bekannten »Liberators«, die auf dem europäischen Kontinent eine so grosse Rolle spielen, in grossen Serien hergestellt, womit eine Voraussage des 82 Jahre alten »Automobilkönigs« Ford in Erfüllung gegangen ist, der noch jetzt jeden Tag die Werke besucht, dass die Massenproduktion von Riesenflugzeugen sofort möglich sein werde, sobald man dafür ausreichend Material und geschultes Personal erhalte. Es ist kaum vorstellbar, dass in einem anderen Land etwas Ähnliches in so kurzer Zeit geschaffen werden könnte. In Willow Run arbeiten jetzt 50'000 Arbeiter in drei Schichten ohne Unterbruch bei Tag und bei Nacht. Kleine elektrische Fahrzeuge führen die Besucher durch die von Lärm erfüllten Hallen der Werke hindurch, so dass man das Entstehen der Riesenflugzeuge vom ersten Anfang an bis zum Ende verfolgen kann. Die Zusammensetzung von ein und einer Viertelmillion Einzelbestandteilen erfordert eine Organisation, die nur auf der Grundlage langjähriger Erfahrungen geschaffen werden konnte. Einem Europäer erscheint das alles so riesengross, dass er kaum an die Wirklichkeit dieser Eindrücke zu glauben vermag. Wenn schliesslich das fertige Bombenflugzeug für den ersten Probeflug bereit ist, öffnet ein Druck auf einen elektrischen Knopf die 45 Tonnen schwere feuersichere Türe eines Hangars, worauf das gewaltige Flugzeug auf die Zementbahn eines Flugplatzes geschleppt wird, der die allerletzten technischen Vervollkommnungen verkörpert. (...) Die Unterbringung der Arbeiterarmee von 40'000 Personen

– ein Drittel davon sind Frauen – und ihre Ernährung erforderte eingehende Planungen. (...) Ford hat Ernährungssachverständige angestellt, die diese Betriebe sorgfältig überwachen. Die Kantinen bieten für 20 Cents eine Mahlzeit von drei grossen Sandwichs, zwei Stück Kuchen und einem Apfel oder einer Orange. Der Transport der Arbeiter nach fünfzig umliegenden Ortschaften ist mit Autobussen organisiert. Ein eigenes Verkehrsbureau, das die Wohnung jedes einzelnen Arbeiters kennt, richtet den Verkehr so ein, dass ganze Gruppen für jede Arbeitsschicht gemeinsam fahren können. (...) Die Werke (...) beschäftigen mehrere tausend Frauen und Mädchen, die niemals vorher in einer Fabrik gearbeitet hatten. Ihre technische Ausbildung dauerte etwas länger als die der männlichen Arbeiter; sie erhalten grundsätzlich bei gleicher Arbeit den gleichen Lohn wie die Männer.«

Bei der Beschreibung des Versuchsflugplatzes Wright-Field in Dayton im Bundesstaat Ohio sah sich der Schweizer Berichtersteller vollends in eine andere Welt versetzt: »Jules Verne ist hier längst überboten. Es braucht nur wenig Phantasie, um die umwälzenden Neuerungen zu ahnen, die im Alltagsleben kommender Generationen durch die gegenwärtig noch im Stadium der Experimente steckenden neuesten Erfindungen eintreten werden. (...) Die verblüffend rasche Entwicklung im Bau der Bombenflugzeuge hängt mit der wissenschaftlichen Tätigkeit der Forschungslaboratorien in Dayton aufs engste zusammen. (...) Das Flugfeld in Dayton verfügt u.a. über einen Motor von 40'000 Pferdestärken, der Versuche mit Flugzeugen in einem Windkanal erlaubt, in dem Windgeschwindigkeiten von 700 Kilometer/Stunde erzeugt werden können. Gegenwärtig sind neue Anlagen im Bau, die demnächst diese Geschwindigkeit auf 1200 Kilometer/Stunde zu steigern erlauben sollen.« Dritte Station der Informationsreise war die Fliegerschule Maxwell bei Montgomery im Staate Alabama, »das grösste Schulungslager für Flieger in den Vereinigten Staaten«. »Im Jahre 1940 wurden in ganz Amerika etwa dreihundert Flugkadetten ausgebildet, heute beläuft sich diese Zahl auf etwa 100'000, von denen mehr als ein Drittel auf dem Flugplatz von Maxwell in Alabama ausgebildet wird. (...) Der Kurs in Maxwell umfasst eine Vorbereitungsschule von fünf Wochen, sodann eine

fünf Monate dauernde eigentliche Studienperiode, (...) worauf neun Wochen Fliegerausbildung und eine ebenso lange eigentliche Fliegerschule folgen. Nach einigen Wochen, die mit ›Fortbildungsschulung‹ ausgefüllt werden, endigt die Ausbildung der Fliegerkadetten mit einer praktischen Dienstzeit von neun Wochen. Die physischen Anforderungen, die an die jungen Leute gestellt werden, sind sehr hoch. (...) Ihren letzten Schliff vor der Entsendung über See erhalten die jungen Piloten in der Luftbase Columbia in Südcarolina. Dort wird u.a. besonders die Kunst der Tarnung geübt, aber auch die der präzisen Bombardierung aus grosser und aus geringer Flughöhe.«

Amerikanische Flieger, die in Not gerieten, rissen die Schweizer Bevölkerung manchmal brüsk aus der Beobachterrolle heraus. Am 6. September 1943 senkte sich gegen halb elf Uhr morgens eine amerikanische B-17 im Gleitflug »ungefähr 1500 bis 2000 Meter vom Romanshorner Ufer entfernt auf die Wasseroberfläche, und zwar in unmittelbarer Nähe einer Flotille von Fischerbooten. Der Aufprall des schweren Flugzeuges auf dem Wasser entfachte eine hohe Gischtflut. Zunächst sank die Maschine unter Wasser, tauchte aber kurz darauf wieder auf. Augenzeugen bemerkten, wie sich Mitglieder der Besatzung aus dem Innern des Flugzeuges in zwei aufgepumpte Gummiboote begaben. Sie richteten an die heranrudenden Fischer die Frage: ›Germans?‹ Der Flugzeugrumpf stellte sich dann in die Höhe und sackte mit der Spitze voran ab; an jener Stelle beträgt die Seetiefe siebenzig bis achtzig Meter. Die Fischer nahmen sich rasch der mit den Gummibooten heranpaddelnden neun amerikanischen Flieger an, und das Motorboot ›Hecht‹ der Romanshorner Schiffsinspektion brachte sodann die Leute, alles grossgewachsene sportliche Amerikaner, an Land.« Was die Zeitungen damals hingegen nicht erzählten, war, dass auch ein deutsches Polizeiboot sich dem Schweizer Ufer genähert hatte und noch auf dem See ein heftiger Wortwechsel darüber entbrannt war, in wessen Hände die amerikanischen Flieger übergehen sollten. »Die Schweizer Seite vermochte sich schliesslich durchzusetzen«, berichteten der Navigator Harold Smith und der Rumpfschütze D. J. Weir damals einem Mitinternierten.

Als der ›Liberator‹ mit dem Namen »Hell's Bells« mit seinem

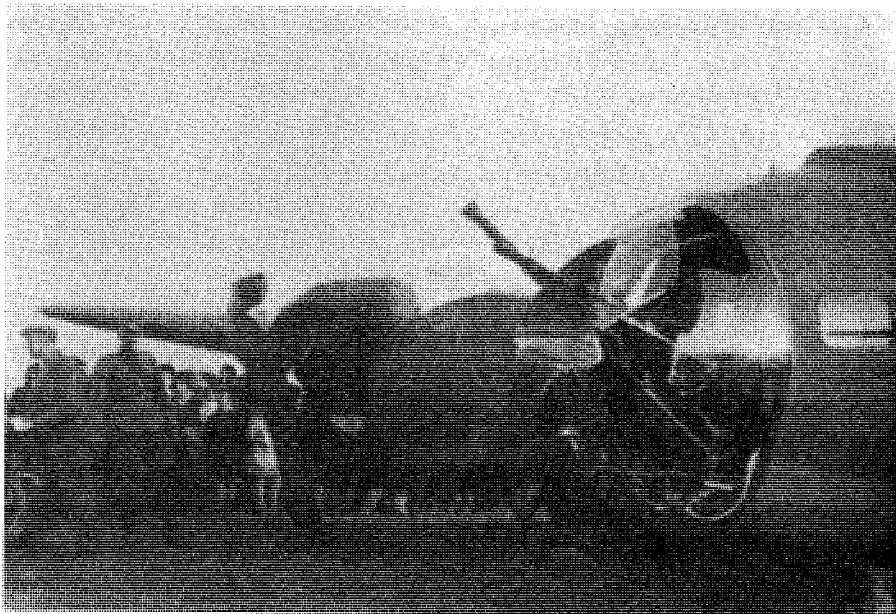
Geschwader am Vormittag des 20. Juli 1944 die Flugzeugproduktionsstadt Friedrichshafen angriff, wurde er von den deutschen Flak-Kanonen so schwer getroffen, dass der neunköpfigen Besatzung schon nach wenigen Minuten nur noch der Absprung blieb. Der Bomber zerschellte kurz nach 10 Uhr bei Hemishofen/SH. Verschiedenen Berichten zufolge wurden die fünf, die noch über Deutschland abgesprungen waren, vom Boden aus unter Feuer genommen und getötet. Drei fielen mit ihren Fallschirmen in den Bodensee und der zuletzt Abgesprungene landete bei Berlingen im Kanton Thurgau: »Von den drei Mann, die im See niedergingen«, hielt der Postenchef des Grenzwachtkorps Ermatingen in seinem Rapport fest, »sind zwei ertrunken, währenddem der dritte gerettet werden konnte. Die Rettung hat sich wie folgt zugetragen: Als der Fallschirmspringer (No. 2) ins Wasser fiel, fuhr der sich im See befindliche Sportfischer Hans Ribi, Spengler in Ermatingen, mit seinem Ruderboot auf ihn zu und nahm ihn in sein Boot auf. Von hier aus gesehen dürfte Ribi den Mann, der um sein Leben kämpfte, ca. Mitte See, oder dann nur wenig über der Mittellinie in sein Boot aufgenommen haben. Unmittelbar nachdem Ribi mit dem geretteten Mann bei der Landungsstelle Ermatingen ankam, fuhr ein deutsches Motorboot, gezeichnet ›Erika‹, von Reichenau her bis auf ca. 50-70 m vor den Ermatinger Damm. An Bord des Bootes befanden sich zwei Uniformierte und ein Zivilist, die dadurch Zeuge wurden, wie dem amerikanischen Flieger bei seiner Ankunft eine grosse Menschenmenge zujubelte. Das Motorboot fuhr nachher auf die Absturzstelle im See und hat dort den ertrunkenen Flieger No. 1 an Bord genommen. Die Leiche des auf der Höhe vom Westerfeld ertrunkenen Fliegers (No. 3) konnte heute Nachmittag unter Aufsicht des hiesigen Landjägers geborgen werden.« Der Gerettete hiess Tonnes Tonneson. Der Fischer hatte ihn auf seinem Boot sicherheitshalber gleich unter einer Plane versteckt.

Der Empfang, den das Schweizer Militär den amerikanischen Fliegern bereitete, war weniger herzlich. Laut den Weisungen des Chefs des Generalstabes der Armee Huber vom 26. August 1940

ging »die Sicherstellung des Nachrichtenmaterials von gelandeten oder abgeschossenen Flugzeugen« vor: »Aussteigende Besatzungen oder abgesprungene Leute müssen sofort nach ihrer Landung entwaffnet und gründlich nach Dokumenten [durch]sucht werden. (...) Besatzungsmitglieder sind vorerst als Gefangene zu behandeln. (...) Jede Vertrauensseligkeit wird zu unserem Nachteil ausgenützt. Die Truppen- oder Polizeiorgane, welche Flieger gefangen nehmen, müssen sich bewusst sein, dass deren erste Pflicht nach der Landung auch in neutralem Land darin besteht, Flugzeuge und Dokumente zu vernichten. Erstes Erfordernis bei jeder Landung ist deshalb, dass die Truppe möglichst gleichzeitig mit der Landung des Flugzeuges an der Landestelle eintrifft und sofort, nötigenfalls durch Bedrohung oder Anwendung von Waffengewalt die Besatzung an jeder Vernichtungstätigkeit hindert.«

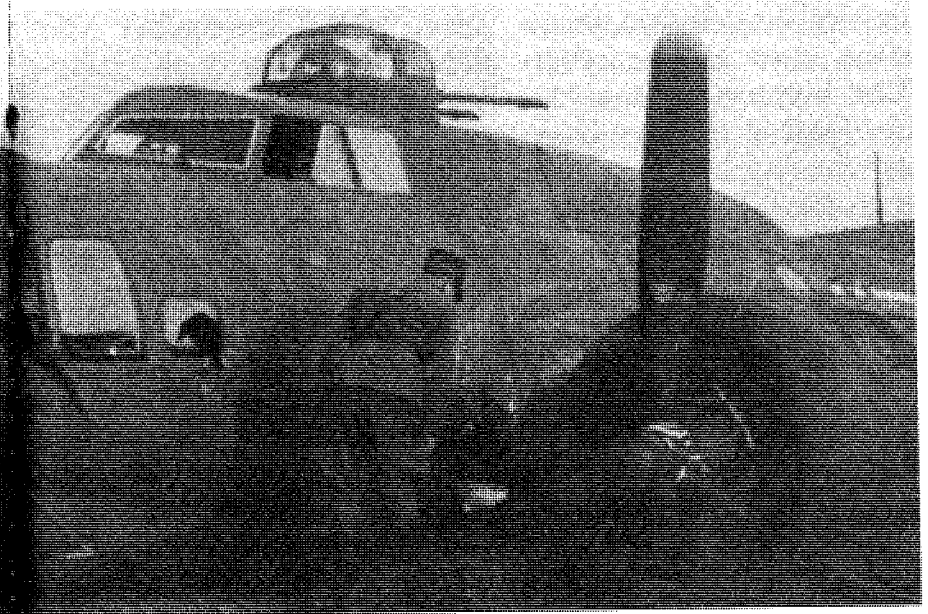
Noch in der Erinnerung empfinden manche der damals in der Schweiz gelandeten Amerikaner die Behandlung, die sie erfuhren, für ziemlich unangebracht und missverständlich. Im Informations-

Schweizer Offizier mustert die am 14.10.43 bei Reinach/BL notgelandete B-17.



blatt der 1985 gegründeten Vereinigung ehemals in der Schweiz internierter amerikanischer Flieger, dem »Swiss Internee«, schrieb Willard D. Cobb, der Heckschütze einer B-24, die am 24. April 1944 mit Maschinenschaden und fast keinem Brennstoff mehr in Dübendorf landete: »Der erste Kontakt bestand darin, von einer ziemlich grossen Gruppe behelmer Fusssoldaten, die ihre Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett auf uns richteten, umringt zu sein. Ich hatte keinerlei Waffen und war leider nicht in der Lage, diese Leute als Schweizer zu erkennen. Zu jenem Zeitpunkt glaubte ich nicht, aus Deutschland raus zu sein.«

Louis Joseph, der Bordschütze einer B-17, die mit nur noch drei Motoren und ungenügenden Treibstoffreserven nach einem Angriff auf München am 11. Juli 1944 in Dübendorf landete, erinnert sich: »Nach der Landung rannte der Bombenschütze um die Maschine und überprüfte, ob wir unsere Aufgabe, gewisse Dinge zu zerstören oder unbrauchbar zu machen, erledigt hatten. Ich blickte aus dem Seitenfenster und sah, wie ein Fahrzeug mit Männern nahte, die mit Waffen fuchtelten. Ich dachte, wir wären in Deutschland und spürte, wie in mir eine verborgene Angst hochstieg,



denn die Schweizer sahen in meinen Augen genau wie Nazis aus. Die Furcht war das Ergebnis fehlender Information. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet und befahlen uns, die Ausrüstung aus der Maschine herauszuwerfen (...). Wir waren alle wie benommen. Nachdem wir fotografiert und uns die Fingerabdrücke abgenommen worden waren, wurden wir verhört und in Internierungslager geschickt. (...) Da war ich nun, als Zwanzigjähriger von bewaffneten Wachen umgeben. Was für ein Unrecht hatte ich begangen?« Charles Abplanalp, der Pilot einer »Fliegenden Festung«, die am 25. Februar 1945 nach starkem Flab-Beschuss über München bei Müswangen/LU niederging, wurde bei der Bruchlandung tödlich verletzt. Er hatte noch einen Grossvater in der Schweiz. Clinton Norby, der Bordingenieur, der nach der ersten Hilfe für die Verletzten mit dem Navigator George Brown Landekarten und Papiere zusammenraffte, um sie draussen zu vergraben, begab sich beim Herannahen der ersten Zivilisten und Militärs wieder in die Maschine und versuchte, den Selbstzerstörungsmechanismus geheimer Bordinstallationen in Gang zu setzen: »Doch keiner der Schalter funktionierte. Da griff ich zu einer Feldflasche mit Wasser. Als ich mich wieder aus der Maschine schwang, wurde mir ein Gewehr in die Rippen gestossen. Ich deutete mit einer Bewegung an, dass ich trinken wolle. Der Soldat erlaubte es mir, aber er hielt das Gewehr weiterhin auf mich gerichtet.«

KRIEGSSPIELE

Das US-Kriegsministerium hatte kein grosses Vertrauen in den militärischen Nachrichtendienst der Schweiz. Am 20. März 1943 liess das Hauptquartier der amerikanischen Luftwaffe in Washington den Offizieren und Mannschaften »Anweisungen (...) für den Fall ihrer Gefangennahme oder der Landung in einem neutralen Lande« zukommen: »Die Anweisungen (...) dürfen weder direkt noch indirekt an irgendjemand weitergegeben werden (...). Es ist unvermeidbar, dass einige Mitglieder der amerikanischen Luftwaffe durch den Feind gefangen werden und andere im neutralen Ge-

biet notlanden müssen. (...) Die amerikanische Luftwaffe ist ein wichtiger Faktor im Kriege, daher wird der Feind versuchen, ihre Stärke und Fähigkeiten zu erfahren. (...) Es gibt nur drei Quellen, durch welche der Feind Informationen von Dir erhalten kann. Diese sind: Erstens Dein Flugzeug und Deine Ausrüstung. Zweitens Deine Papiere – entweder amtliche wie Karten und Dokumente oder persönliche wie Briefe und Tagebücher. Drittens Deine Reden. Der Feind kann die durch Dein Flugzeug oder Deine Papiere erhaltenen Informationen nicht erweitern, *aber er kann eine Menge tun, um Dich zum Sprechen zu bringen.* Jeden amerikanischen Kriegsgefangenen erwartet das schärfste Verhör, er muss auf alle Feindtricks vorbereitet sein, die schon angewandt worden sind. Unter den Methoden, die der Feind angewandt hat, um die Leute zum Sprechen zu bringen und die durch Kriegsgefangene be[schrieben] worden sind, die sie an sich selbst erlebt haben, sind die folgenden: a) Direktes Befragen, manchmal stundenlang (...). b) Indirektes Ausfragen durch gelegentliche Unterhaltung über Fliegerei und den Krieg im allgemeinen – Fachsimpelei –, in der Hoffnung, dass Du etwas preisgibst. c) Der Feind wird versuchen, mit seinem umfangreichen Wissen über Deine Person, Dein Flugzeug und die amerikanische Luftwaffe Eindruck auf Dich zu machen, in der Hoffnung, dass Du denkst, er wisse bereits alles und es könne kein Schaden entstehen, wenn Du frei sprichst. (...) d) Er wird an Deine Eitelkeit appellieren, indem er Dir Gelegenheit zu geben sucht, zu zeigen, was Du alles weisst. e) Er wird versuchen, Dich zu ärgerlichem Widerspruch zu bringen, indem er die Kriegsanstrengungen der Vereinigten Staaten lächerlich macht. f) Er wird Dir mit besonderen Aufmerksamkeiten schmeicheln und Dich zu geselligen Veranstaltungen mit bedeutenden feindlichen Fliegern einladen, wobei der Geist sportlicher Kameradschaft bei Wein und Likör gepflegt werden soll. g) Er wird Dich in alle möglichen Tatsachen und »Geheimnisse« einweihen, in der Hoffnung, dass Du Dir blöde vorkommst, wenn Du nichts sagst.« Und so weiter: »Zerstöre, wenn möglich, Dein Flugzeug, Karten usw. durch Feuer, wenn Du abgeschossen bist. Du hast Anweisungen. Vergiss nicht, sie zu befolgen.«

In einem amerikanischen Bomber, der am 19.7.44 in die

Schweiz gelangte, hatte der Nachrichtendienst von Meiss, der im Generalstab den Rang eines Hauptmanns bekleidete, »ein zum Teil zerstörtes Schriftstück« gefunden, das die amerikanischen Bedenken gegenüber der Schweiz deutlich zusammenfasste. Der rekonstruierte amerikanische Text hielt fest: »Schweizer Amtspersonen und Zivilisten haben den Befehl, Gewalt anzuwenden, inklusive Feuerwaffen, um die Zerstörung von Flugzeugen, Ausrüstungsgegenständen oder Dokumenten durch notgelandete Besatzungen zu verhindern und schießen Besatzungsmitglieder, die solches versuchen, nachdem diese einmal gewarnt werden, Versuche zur Zerstörung zu unterlassen, nieder. Infolgedessen, *wenn festgenommen* durch die örtlichen Behörden oder Zivilisten, dürfen notgelandete Besatzungen *nicht versuchen*, die oben erwähnten Vorschriften über die Zerstörung von Flugzeugen, Ausrüstungsgegenständen, Ladung oder Dokumenten zu befolgen, ausser es handle sich um *sehr geheime* Ausrüstungsgegenstände oder Dokumente. Schweizerische Amtspersonen und die Bevölkerung haben völlig mitgeholfen in der Sorge um notgelandete Flugzeug-Besatzungen. Sie haben aber nicht mitgeholfen (»cooperated«) in der Auslieferung besonderer Ausrüstungsgegenstände oder Dokumente und alle Anzeichen deuten darauf hin, dass solche Ausrüstungsgegenstände absolut »kompromittiert« sind.« Einer handschriftlichen Begleitnotiz zufolge, wurde eine Abschrift des Textes »direkt dem Herrn General übergeben.«

Der Ort, wo im Nachrichtendienst der Flieger- und Flabtruppen alle Fäden zusammenliefen, befand sich in Wildeswil bei Interlaken. »Den General habe ich sehr gut gekannt, natürlich. Mit ihm habe ich sehr viel zu tun gehabt. Ich musste nur mit dem Wagen den Hügel runter und dann war ich in seinem Büro«, erklärt mir Gottfried von Meiss in einem Geschäftshaus im Zürcher Fraumünsterquartier, wo er, 81jährig, hochgewachsen, mit geradem Rücken, weltmännischem Charme, Witz und ungebrochener Begeisterungsfähigkeit noch immer seine Consulting-Firma betreibt. Nach dem Krieg war er sechs Jahre lang technischer Direktor der Swissair gewesen. Im Krieg selber hatte er als militärischer Fluglehrer und als Kompaniekommandant in Dübendorf begonnen und dann mit Rolf Lécher zuerst als Hauptmann, dann als

Major im Generalstab »den Nachrichtendienst der Fliegertruppen auf die Beine gestellt«: »Den Chef des Generalstabs Huber mochte ich gut. Seinen Schreibtisch habe ich immer bewundert. Wissen Sie warum? Es hat höchstens ein Bleistift darauf gelegen, sonst nichts anderes.« Er lacht. »Das Kommando Flieger/Flab war in den zwei oder drei Hotels in Wildeswil untergebracht, das ist so ein Hügel im Nordwesten vom Flugplatz Interlaken. Unser Kantonement, wie man damals so schön sagte, war das Hotel Unspunnen. Dort hatten wir alles, was man sich damals an Informatik, wie das heute heisst, leisten konnte, und hatten natürlich gerade den Flugplatz daneben, so dass ich jederzeit ein Flugzeug nehmen konnte, um irgendwohin zu gehen, wenn das notwendig war.«

Über der Magadino-Ebene im Tessin hat er selber einmal eine amerikanische B-17 mit 10 Mann an Bord heruntergewinkt. Das war am 6. September 1943: »Beim Morane hat man das Kabinendach aufmachen können. Ich machte ihm Zeichen. Ich habe sehr viele dieser Knaben kennengelernt und die haben auf ihren Bomben alle möglichen Sprüche oder nackte Mädchen oder Mickey-Mäuse gehabt und solche Dinge. Aber der hatte einen lateinischen Sinnspruch drauf, »Est nulla via in via virtuti«, für den Mut ist kein Weg unbegehrbar, und wir haben uns so gut unterhalten, dass wir, als er dann interniert worden ist, eine Korrespondenz hatten miteinander.« Der Pilot der »Flying Fortress« hiess Martin Andrews. Nach dem Krieg gründete er an der Ostküste der Vereinigten Staaten eine Firma für Werbefilme. Gottfried von Meiss steht bis auf den heutigen Tag in brieflichem Kontakt mit ihm.

Mit den Besatzungsmitgliedern der notgelandeten, abgestürzten oder abgeschossenen Flugzeuge führte er damals stets »Interviews« durch: »Das kann ja nicht nur einer machen, und ich habe dort eine ganze Gruppe von mehrsprachigen Offizieren gehabt. Wir haben uns Mühe gegeben – das tönt jetzt sehr komisch – unsere Gedächtnisse zu trainieren. Ich muss ihnen erklären, warum: Wir sind neutrale Offiziere gewesen. Wir haben folgedessen mit den internierten Fliegerbesatzungen keine hochnotpeinlichen, richtigen Befragungen machen können, sondern man hat diese Leute zuerst einmal hereingelassen, ihnen einmal zu essen gegeben,

statt Kondensmilch richtige Milch und statt dehydrierten Käse richtigen Käse, auch einmal irgendein Entrecôte oder sonst was, und dann hat man mit diesen Leuten gesprochen, sie mit der Zeit einfach in gewisse Gespräche verwickelt, wo hie und da doch einmal etwas gesagt worden ist, das man sich merken musste. Und man ist doch nicht dagesessen mit einem Block und einem Bleistift! Nicht? Und wenn sie, nachdem sie endlich wieder einmal gegessen und Wein getrunken hatten, schläfrig wurden, hat man sie ins Bett geschickt, und dann sind wir beispielsweise in der Offizierskaserne Dübendorf zusammengesessen, und haben all die Sachen, die wir uns gemerkt hatten, auf den Tisch gelegt, geordnet und dabei dann natürlich ein paar Notizen gemacht. Das Gedächtnistraining betrieben wir auf eine Art und Weise, dass die anderen uns direkt ausgelacht haben. Ich gebe ihnen ein Beispiel: Um in der Atmosphäre zu bleiben, hat man gesagt, heute üben wir einmal mit einem Flugzeug und seiner Bewaffnung. Wir sind dann vielleicht sechs oder sieben gewesen, und einer hat begonnen und gesagt: »Rumpf!« Und der nächste sagte: »Rumpf, Flügel!« Und wieder der nächste: »Rumpf, Flügel, Fahrgestell!« Und so weiter. Das ging so lange, bis einer einen Fehler machte ... Das habe ich mit meinen Kindern gemacht: »Eine siebenköpfige Familie fährt in Goldbach-Zürich um 12 Uhr 11 ab und kommt dann und dann in Rapperswil an, usw., was die alles zum Picknick gegessen haben ...«. Eine der schwierigsten Gedächtnisübungen waren zweistellige Zahlen. Sie begannen meinerwegen mit 17, dann kam der nächste: 17, 26; darauf der übernächste: 17, 26, 13; danach: 17, 26, 13, 51; usw. Die anderen Offiziere haben sich immer über unsere Kinderspielereien lustig gemacht, aber ich hatte so und so viele Beweise, dass man mit so primitiven Mitteln das Gedächtnis trainieren kann und auch muss.«

Die Kunst, Zahlenschlangen und Wörterreihen im Kopf zu behalten, hat auf den ersten Blick tatsächlich wenig Martialisches an sich. Gottfried von Meiss, oder de Meiss, wie er sich auf der in Englisch gehaltenen Visitenkarte nennt, entstammt indessen einer alten Kriegerfamilie, die auf so illustre Vorfahren wie einen Walther von Meiss zurückblickt, der 1270 Zürcher Gesandter bei Rudolf von Habsburg war, einen Heinrich, der 1427 Bürgermei-

ster von Zürich wurde, oder einen Gottfried, der mit den napoleonischen Truppen in Spanien einmarschierte. Grossvater Oskar war als Schweizer gar k. und k. Genie-Oberst bei Kaiser Franz Josef. Der immense Vorteil einer solchen patrizischen Ahnengalerie liegt wahrscheinlich darin, dass sie einem erlaubt, ohne jede sichtbare Anleihe an die Kasernenhofkultur gewissermassen in ganz zivilem Umgangston in hohe Militärämter aufzusteigen. Eine der Aufgaben der Generalstabsoffiziere 1b (Nachrichtendienst) bestand darin, »die täglichen Ereignisse zu verfolgen, die ordre de bataille zusammenzustückeln und sich über die unglaublichen Entwicklungen im Ausland auf dem laufenden zu halten. Wir versuchten natürlich, das auf alle Arten zu machen, und beschafften die Informationen auch auf ungewöhnliche Manier. Die Angestellten von »Radio-Schweiz« waren auch aufgeboten. Sie wussten am Anfang gar nicht, was sie alles hörten, bis man dann langsam drauf kam: Es waren eigentlich Codes, es handelte sich nicht um eine richtige Verschlüsselung. Wir waren imstande, diese soweit aufzulösen, dass wir dann von einem gewissen Moment an am Morgen dem General eine Karte von Europa hinlegen konnten, auf der die grossen Angriffe der Alliierten auf Deutschland eingezeichnet waren. Wir hatten auch eine eigene Funkerkompanie. Da waren Leute dabei, die ausgezeichnet waren im Abhören. Als wir mit der Zeit alle diese Wellen gefunden hatten, war es möglich, ausserordentlich viel aus dem Funkverkehr herauszuholen. Daneben gab es die normalen offiziellen Quellen, die Rapporte unserer Militärattachés, beispielsweise von Peter Burckhardt in Berlin oder von Schlegel in England. Dann hat man auch Modelle gebaut und geschaut, wo B-17 oder B-24 schusstote Zonen haben, damit man weiss, wenn wir sie angreifen müssen, woher wir sie anzugreifen haben, damit wir nicht gerade totgeschossen werden.«

Der Luftkrieg gegen die Alliierten sei kein erklärter Krieg gewesen, sagt Gottfried von Meiss, sondern »eine organisierte Aktion zur Freihaltung unseres Luftraums.« – »Haben Sie denn an die Möglichkeit gedacht, Alliierte in dem Sinn *anzugreifen?*« – »Selbstverständlich. Das war unser Befehl: Wir haben den Luftraum über der Schweiz sauberzuhalten. Punkt.« Gewissensbisse habe ihm das keine bereitet: »Nie!« – »Wenn Sie Kenntnis von sol-

chen Abschüssen erhielten, waren Sie vom Krieg bereits so abgehärtet, dass Ihnen das nicht mehr viel ausmachte, oder waren Sie bewegt in solchen Momenten?« – »Das tönt jetzt wie eine Psychountersuchung. Ich würde es so formulieren: Wenn man selber Flieger ist, tut einem jeder andere Flieger leid, der sein Leben verliert, gleichgültig, was für eine Flagge er fliegt. Punkt.« – »Sie hatten keine weiteren Gedanken?« – »Militärische oder politische oder emotionelle? Was für welche wollen Sie wissen?« – »Haben Sie denn das immer so gut trennen können?« – »Ich glaube, die Antwort darauf, auch wenn die Frage nicht sehr klar war, ist die folgende: Man hat gewusst, man ist im Aktivdienst, man hat gewusst, dass es ein ›heisser‹ Krieg ist, und das hat natürlich sämtliche Aspekte in dem Sinn verändert. Hinter diesen, wie soll ich sagen, grossen Prinzipien sind natürlich die rein menschlichen Gefühle überspielt oder unterdrückt worden, auf jeden Fall zurückgetreten.«

Nach dem Abschuss der zwei englischen Maschinen in der Nacht vom 12./13. Juli 1943 und der amerikanischen am 1. Oktober 1943 waren Stimmen laut geworden, die meinten, es werde nur auf alliierte Bomber gefeuert, deutsche Flugzeuge hingegen blieben aus politischen Gründen seit den Vorfällen im Juni 1940, als die Deutschen kurz ihre Muskeln spielen liessen, über schweizerischem Himmel unbehelligt. Der Gärtner vom Bürgerspital St. Gallen, der Sanitätsgefreite Willi Edele, schrieb der Sektion ›Heer und Haus‹ am 24. Oktober 1943: »Donnerstag, den 14. Oktober, ist tatsächlich um ca. 16 Uhr 55 ein deutsches Flugzeug nied[rig] über die Stadt geflogen. Ich habe es, wie die Signaturen, mit eigenen Augen gesehen. Es wunderte mich damals sehr, dass kein Alarm gegeben wurde und auch nirgends eine Flab in Tätigkeit gesetzt wurde. Vermutlich kam dieser Flieger überraschend schnell, was er mit seinem Nied[rig]flug wohl berechnet hat.« Ein Oberleutnant Garonne erklärte am 7. April 1944, rückblickend: »Im Jahre 1943 war das Gerücht populär: Es sei Befehl (unter deutschem Druck), dass auf erkannte deutsche Flieger nicht geschossen werden dürfe.«

»Im Allgemeinen wird [tagsüber] bei einem einzelnen fliegenden Flugzeug kein Fliegeralarm gegeben und die Flab tritt nicht in Aktion, weil angenommen wird, dass es sich um einen verirrten Apparat handelt«, antwortete damals ›Heer und Haus‹ (i.A. Pozzi, 30. Oktober 1943) dem St. Galler Gärtner Edele. Das war jedoch noch nicht einmal die Hälfte der Geschichte. Es ging um ganz andere Dinge. Oberstdivisionär Bandi, der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen, teilte dem Chef des Generalstabes der Armee Huber in einem als »persönlich« und »geheim« eingestuftem Schreiben am 2. Januar 1943 mit: »Um nun zu vermeiden, dass die Flab eigene Flugzeuge beschiesst, wurde aus Sicherheitsgründen die Feuereröffnung bei Tag nur erlaubt, wenn es sich um fremde Flugzeugverbände von drei und mehr Flugzeugen handelte. (...) Ausserdem soll die Flab bei Tag grundsätzlich gegen einzelne Flugzeuge das Feuer nicht eröffnen, da es sich in diesem Falle unter Umständen um Erkundungsflugzeuge handeln könnte, welche im besondern die Flab-Stellungen festzustellen haben. Ich erachte diese Massnahme auch als notwendig, weil die Praxis gezeigt hat, dass die Flab aus Irrtum bereits einmal auf ein schweizerisches Verkehrsflugzeug geschossen hat«. Lediglich für das Festungsgebiet Sargans galt wegen »periodische[n] Überfliegungen (...) durch deutsche Flugzeuge« seit 11. Mai 1942 ein absoluter Schiessbefehl. Von den Aufklärern der deutschen Luftwaffe wurde aber nie einer getroffen. Mit den Deutschen gab es nach den Kämpfen im Sommer 1940 überhaupt nur noch drei Luftzusammenstösse.

Am 1. Januar 1944 wurde über der Westschweiz eine deutsche Fiat R.S. 14 mit zwei Mann an Bord abgeschossen. Der Landeaufforderung der Schweizer Abfangjäger hatte das Flugzeug dem Schein nach zuerst Folge geleistet, war dann aber plötzlich, auf die Schweizer schiessend, ausgebrochen, »bog«, wie es im offiziellen Untersuchungsbericht heisst, »in Richtung Grenze aus und nahm gleichzeitig dieses schweizerische Flugzeug mit der Bewaffnung des Drehturmes unter Feuer. (...) Der Führer der ersten Patrouille, welche dem Manöver gefolgt war und sich unterdessen in eine günstige Angriffsstellung gesetzt hatte, eröffnete in jenem Moment das Feuer, als er bemerkte, dass das verfolgte Flugzeug in Richtung

Grenze auswich. Er stellte Rauchentwicklung im linken Motor des fremden Flugzeuges als Wirkung seines Beschusses fest. Das durch die deutsche Maschine beschossene schweizerische Flugzeug kam darauf – nach Ausführung einer Kurve von 360° – ebenfalls zum Schuss, indem es von hinten anflieg. Anschliessend griff auch die zweite Patrouille (...) an. Als Folge davon wurde bei beiden Motoren starke Rauchentwicklung beobachtet; die deutsche Maschine drehte auf den Rücken, stürzte ab und traf in der Gegend von Champoz bei Bévillard [oder Boécourt/JU] auf dem Boden auf. (...) Das abgestürzte Flugzeug verbrannte teilweise; die zweiköpfige Besatzung, die den Tod gefunden hatte, konnte identifiziert werden.« Der Pilot Heinrich Damken aus Wilhelmshaven und der MG-Schütze Gerhard Kartanke aus Breslau wurden am 4. Januar 1944 mit Hakenkreuzfahne, deutscher Kriegsflagge und einem Kranz der Landesgruppe Schweiz der NSDAP auf dem Friedhof von Bévillard beigesetzt. »Siegesfeiern« der Schweizer Piloten wie im Mai/Juni 1940, welche damals die deutsche Führung so verärgert hatten, gab es diesmal keine. Im Gegenteil wurde nichts unversucht gelassen, die deutsche Seite möglichst zufriedenzustellen. Einem Abhörprotokoll der Abteilung Presse und Funkpruch (»Sektion »Telephon und Telegramm«, Telephon-Zensurstelle, Bern«) zufolge zeigte sich die Deutsche Gesandtschaft denn auch über die Aufbahrung sehr erfreut: »(...) die Schweizer haben das da oben in einer solchen phantastisch netten Form gemacht, dass man wirklich nur sagen kann, alle Achtung, wenn es eigene Leute gewesen wären, so hätten sie es nicht besser machen können. Die haben sie aufgebahrt da oben im Schulhaus und haben den Raum ausgeschmückt mit Tannengrün, also wirklich phantastisch feierlich und nett.«

Fourier Erwin Leisinger aus Basel schrieb der Sektion »Heer und Haus«, der Abschuss des deutschen Flugzeuges habe »ohne Zweifel dazu beigetragen, das Zutrauen in unsere Armee vor allem in die wohl kleine Luftwaffe zu fördern«, und sei geeignet, »etwaisen Defaitisten zu beweisen, dass auch ein Kleiner etwas ausrichten kann, wenn der Wille vorhanden ist« (24. Januar 1944). Auf der offiziellen Linie befand sich auch Karl Forster aus Opfershofen/SH, welcher »Heer und Haus« am 9. Januar 1944 meldete:

»Vor ein paar Tagen erzählte mir einer, der zufällig anwesend war, als unsere Flieger den deutschen Bomber herunter holten, »man – die Bevölkerung! – hätte gesagt, wir dürften nicht schiessen, da es ein 'Engländer' sei!«, was deutlich die irrsinnige Auffassung zum Ausdruck bringt, dass wir uns wohl gegen die Deutschen verteidigen würden, den Engländer jedoch mit offenen Armen willkommen hiessen. (...) Die Sympathie für die Engländer und die Antipathie gegen die Deutschen ist ja sehr verbreitet, aber das (...) Beispiel zeigt, dass die Zivilbevölkerung sich zu wenig bewusst ist, dass wir uns gegen *jeden* Angreifer verteidigen, wer es auch sei.«

Am 5. Februar 1944 fand, wie amtlich mitgeteilt wurde, erneut »ein kurzer Luftkampf zwischen einem schweizerischen Abwehrverband und einem deutschen Flugzeug statt. Das deutsche Flugzeug wurde beschädigt und entkam über die Grenze.« Die Maschine ging bei Singen in Deutschland nieder.

Schliesslich nahmen Schweizer Jagdflugzeuge am 6. Juni 1944 eine deutsche Ju 52 mit fünf Mann an Bord »nach vielfach wiederholter Aufforderung zur Landung« unter Beschuss. Die Maschine stürzte bei Baulmes/VD in der Nähe von Yverdon brennend ab. Von der Besatzung überlebte niemand. Die Zahl der deutschen Opfer in den Luftkämpfen über der Schweiz stieg damit – nach den fünf Toten bei Lignières (1. Juni 1940) und den sechs am 8. Juni 1940 (wie erwähnt je zwei bei Réchésy/F und Tringen, sowie zwei in nach Deutschland zurückkehrenden Maschinen) – auf insgesamt mindestens achtzehn.

ARBEITSTEILUNG

Als Hauptgegner in unserem Luftraum betrachtete die Schweizer Armee vom Sommer 1940 bis zum Kriegsende 1945 nicht die Deutschen, sondern die Alliierten – nachts die Briten und tagsüber die Amerikaner. »[U]nsere heutigen oder künftigen militärischen Nachbarn müssen die Überzeugung haben, dass ihnen über schweizerischem Territorium keine Gefahr droht«, so umriss Oberst Oscar Frey am 15. September 1943 die geltende Doktrin.

Die Schweiz sah es als ihre besondere Aufgabe an, dem Deutschen Reich seine Südgrenze zu schützen. Dass dies auch einer klaren deutschen Erwartung entsprach, hatte der deutsche Gesandte von Weizsäcker schon am 6. November 1934 betont und Hitler höchstpersönlich anlässlich einer Unterredung am 23. Februar 1937 gegenüber Alt-Bundesrat Edmund Schulthess so ausgesprochen: »Die Schweiz decke Deutschland die Flanke und erspare ihm Befestigungen und in einem Krieg Truppen.« Schulthess, der es »interessant« fand, dass Hitler »die Anerkennung der Neutralität« der Schweiz »ausdrücklich auch mit deutschen Interessen« »motivierte«, fügte in einem ersten Bericht an Bundesrat Motta hinzu: »Ich glaube aber, dass diese letztern Punkte konfidentiell behandelt werden sollten.«

Der Alptraum des Bundesrates war, dass Deutschland die Luftangriffe, welche die Alliierten in seltenen Fällen im Anflug oder Rückflug über Teile schweizerischen Territoriums durchführten, zum Anlass nehmen könnte, selbst im Schweizer Luftraum zu operieren, und zwar in aller Offenheit, und nicht wie bisher bloss versteckt. Nachdem beim britischen Angriff auf Stuttgart vom 22. November 1942 30 Royal Air Force Maschinen der Vorkfront (»Pathfinders«), welche den nachfolgenden Maschinen mit an kleine Fallschirme festgemachten Leuchtkugeln die Ziele steckten, möglicherweise unter Ausnützung des Überraschungsmoments dem Rhein entlang bis zum Bodensee geflogen waren und dabei die Schweiz gestreift hatten, äusserte der Schweizer Gesandte in London Thurnheer die Befürchtung, dass, wenn Grossbritannien damit fortfahre, »die Deutschen dann Nachtjäger über der Schweiz einsetzen, and then the fat would be in the fire...«

In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1944 flogen nach Schweizer Darstellung »ungefähr 300 britische Bomber bei klarem Mondlicht über das Schweizer Mittelland, mit der Absicht, München anzugreifen«. Die Schweizer Flab trat in Aktion, desgleichen, in ungeahnter Grenzverletzung, deutsche Nachtjäger, die den Engländern bis auf Schweizer Gebiet nachsetzten und bei Saignelégier/JU eine erste Lancaster zum Absturz brachten – nur einem Besatzungsmitglied gelang der Absprung, sechs Mann kamen ums Leben – und eine zweite so beschädigten, dass sie sich

bei Golaten/BE im blossen Schein des Mondes zu einer Notlandung gezwungen sah.

Einer der aufwendigsten Versuche der Briten zur Täuschung der deutschen Abwehr, welcher dem britischen Bomber Kommando unter Sir Arthur Harris übrigens anschliessend schärfste Kritik des Luftministeriums und des Aussenministeriums eintrug, wurde in der Nacht vom 24./25. April 1944 unternommen, als 250 Royal Air Force Maschinen bei einem erneuten Angriff auf München von England aus zuerst in Richtung Turin flogen, dann über dem Engadin und dem Tessin plötzlich kehrmachten, Kurs nach Nordosten nahmen und so die bayrische Hauptstadt fast gänzlich unerwartet trafen.

Der Schweiz war es offenbar lieber, wenn sie die alliierten Bomber selbst abschoss und die deutschen Jagdflugzeuge draussen blieben. Mit Seitenblick auf den grossen Nachbarn im Norden legten sich die schweizerischen Flabtruppen mächtig ins Zeug. Als die Royal Air Force in der Nacht vom 27./28. April 1944 Friedrichshafen angriff, schien die schweizerisch-deutsche Arbeitsteilung zu funktionieren: Während die Deutschen den Abschuss von 47 britischen Bombern meldeten, verbuchte auch die Schweizer Flab mit Sicherheit einen, vielleicht sogar zwei Treffer.

Es war eine Nacht, die den Krieg mit einer vorher nie erreichten Intensität an unsere Grenzen brachte: »Das schon oft bombardierte Friedrichshafen war erst am letzten Montag bei Tage von amerikanischen Bombern angegriffen worden. In der Nacht auf den Freitag mussten Friedrichshafen und seine Umgebung den bisher schwersten Angriff über sich ergehen lassen. Von den rund 2600 Tonnen Bomben, die in der letzten Nacht abgeworfen wurden, gingen über tausend Tonnen auf Friedrichshafen nieder, die binnen zehn Minuten die Dornierflugzeugwerke sowie andere Industrieanlagen, in denen unter anderem Funkpeilgeräte produziert werden, in ein Flammenmeer verwandelten. Der Angriff wird als einer der konzentriertesten bezeichnet, die je durchgeführt wurden«, schrieb die NZZ. Ein Berichterstatter aus dem von Friedrichshafen nur durch den See getrennten Romanshorn hielt fest: »Die Bevölkerung des schweizerischen Bodenseeufer hat im Verlaufe dieses Krieges schon aufregende Stunden erlebt,

aber ein solches Inferno wie in der vergangenen Nacht hat sich bisher noch nie ereignet. Schien schon der Tagesangriff vom letzten Montag (...) alles bisher Erlebte in den Schatten zu stellen, so hat der konzentrische, mit vielen hundert Flugzeugen durchgeführte Angriff in der Nacht zum Freitag Ausmass und Formen angenommen, die alle, welche Augen- und Ohrenzeugen waren, zeitlebens als Stunden des Entsetzens in Erinnerung bleiben werden. 00 Uhr 45 gaben die Sirenen das Alarmzeichen. (...) [Dann] blitzten bald darauf sowohl auf dem schweizerischen wie am deutschen Ufer die Scheinwerfer auf, und plötzlich setzte ein mächtiger Lärm heranfliegender Luftgeschwader ein. Wellen auf Wellen folgten sich. Sie wurden von der deutschen Abwehr mit einem heftigen Sperrfeuer empfangen. Trotzdem aber gelang es ihnen, über der Gegend einen Vorhang orangefarbiger Leuchtkugeln auszuhängen, die während Minuten in der Luft schwebten und nur ganz langsam in die Tiefe fielen. Wie ein phantastischer Christbaum nahm sich das Ganze aus. Diese Leuchtkugeln zeigten nun von allen Seiten anfliegenden Bombern das Zielgebiet, und nun setzte ein furchtbares Bombardement ein. Himmel, Luft und Erde schienen in einen hellen Aufruhr geraten zu sein. Die Detonationen der krepierenden Bomben und der Abwehrgranaten vereinigten sich mit dem Surren der Flugzeuge zu einem ohrenbetäubenden Lärm, in das sich das Zittern der Häuser und das Klirren der Fensterscheiben mischte. Diesmal suchten auch jene Leute, die sonst von der Wohnung aus die Vorgänge zu verfolgen gewohnt waren, unaufgefordert die Keller auf, denn oft schien es, als reisse der Luftdruck die Hauswände ein. Schon kurze Zeit nach dem Beginn der Bombardierung erhob sich jenseits des Sees eine mächtige, wohl mehrere tausend Meter aufsteigende Rauchwolke, die vom leichten Ostwind getrieben, sich langsam dem Schweizer Ufer näherte und den sonst wolkenlosen Himmel verdüsterte. Als nach etwa einer Stunde die letzten Nachzügler der angreifenden Flugzeuge sich vom Schauplatz der Tod und Verderben bringenden Aktion entfernten, bildete das ganze Gebiet von Friedrichshafen ein mächtiges einziges Flammenmeer. Noch während Stunden vernahm man den dumpfen Knall nachträglich explodierender Zeitbomben. Ein zweiter Flammenherd bildeten die

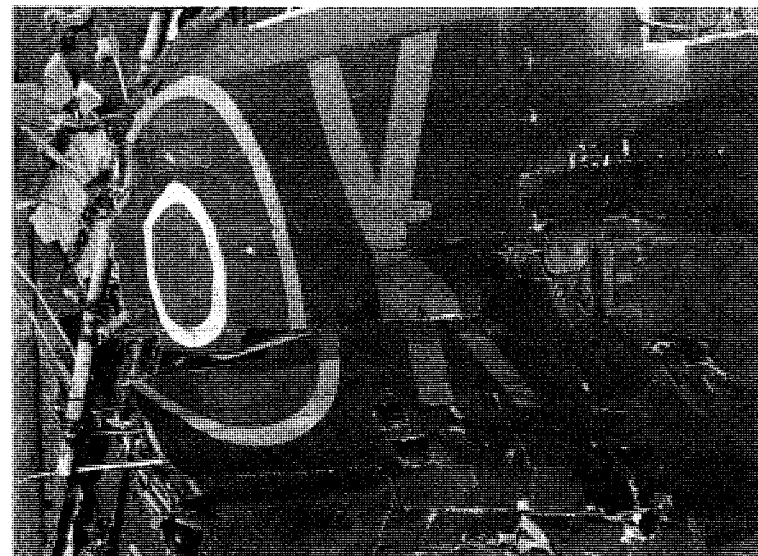
Dornierwerke in Manzell, die früher grösstenteils verschont geblieben sind. Weitere grosse Brände konnten in der Gegend von Immenstaad sowie landeinwärts Richtung Ravensburg festgestellt werden. Bis zur Morgendämmerung blieb der nördliche Horizont von der gewaltigen Brandröte beleuchtet, und eine mächtige Rauchwolke, die jetzt noch aufsteigt, lässt den Schluss zu, dass in der bombardierten Gegend kaum viel unversehrt geblieben ist. In Romanshorn ist der Boden übersät von verkohltem Papier, das der Wind über den See getragen hat.«

Auch in Schaffhausen wurde die Bevölkerung Zeugin des »schauerlichen nächtlichen Schauspiels. In der Richtung des Bodensees hellte sich der Himmel in Abständen von Sekunden taghell auf, und die Einschläge folgten sich während einer halben Stunde; über dem Zielgebiet hielten sich jeweiligen minutenlang die Beleuchtungskörper, die wie mächtige rote Sterne die Nacht durchdrangen. Am Himmel folgten sich im wirren Tanz die Leuchtspurmuniten der Abwehr, Leuchtkugeln, Leuchtraketen und die Fackeln brennender Flugzeuge in ihrem Sturz. Über deutschem Gebiet beobachtete man einige Abstürze, einen nahe der Schweizer Grenze bei Thayngen. Der Aufschlag löste eine heftige Explosion aus, und das Flugzeug entzündete den nahen Wald.«

Wenn die Royal Air Force zu »Ablenkungs- und Scheinmanövern« griff, wenn sie ihre Ziele anflug, dann hauptsächlich deswegen, um die Zahl der Flugzeugbesatzungen, die jeder Angriff kostete, nicht noch höher steigen zu lassen: »Die britischen Bomber stiessen überall auf starke Abwehr deutscher Nachtjäger und konzentriertes Flakfeuer. Es kam zu heftigen Nachtluftkämpfen, bei denen die Engländer bedeutende Verluste hatten.« Die Deutschen, die über ein Bordradar verfügten, hatten für ihre Nachtjäger auch eine neue Kanonenanlage entwickelt, die sog. »Schräge Musik«. Der Militärhistoriker Ernst Wetter beschreibt die Bewaffnung dieser Maschinen, von denen in jener Nacht übrigens eine aus Vershen in Dübendorf landete, so: »Die ›Schräge Musik‹ bestand aus einer Zwillingskanone 20 mm (Typ M.G.-FF Oerlikon), die nicht, wie bisher bei den Jägern üblich, starr nach vorn schoss, sondern schräg nach oben. Die besten Trefferergebnisse wurden bei einem Einbauwinkel von 70 Grad erzielt. (...) Damit verbunden war eine

andere Angriffstaktik: der Nachtjäger unterflog den feindlichen Bomber und schoss, sobald er ihn etwa 30 Meter über sich hatte. (...) Infolge Fehlens einer Abwehrbewaffnung an der Rumpfunterseite der britischen Lancaster (von den 7.7mm MG befanden sich zwei vorn im Bug, zwei auf der Rumpfoberseite und vier hinten im Heckturm), konnte sich der Nachtjäger ungestört nähern, ohne selbst getroffen zu werden.« Einer der britischen Bomber stürzte aus »ganz niedriger Höhe« vor dem thurgauischen Städtchen Steckborn in den See. Mehr als ein »starkes, langgezogenes Krachen« war aber da nicht vernommen worden. »Am frühen Morgen wurden dann von den Passanten am Seeufer Sauerstoffflaschen, ein Gummiboot und Pelzjacken gefunden.« Da sie nicht gewusst hatten, wo sie sich befanden, waren die fünf bis zuletzt in der Maschine Gebliebenen – zwei andere waren vorher abgesprungen – landeinwärts geflüchtet, »wo sie von einem Landwirt gepflegt wurden.« Zwei von ihnen »hatten im Gesicht Verletzungen erlitten. (...) Bei den Fliegern handelte es sich um drei Australier und zwei Engländer.« Das Flugzeug selbst war nach ihren Angaben sofort gesunken.

Eine andere britische Lancaster wurde nach einer Schleife über die Stadt Zürich das Opfer der ca. 8 km südöstlich von Baden bei Oberrohrdorf/AG stationierten Schweizer Flab. Die Maschine stürzte hinter dem Uetliberg im Luzerner Teil des Freiamts kaum 500 Meter oberhalb des Dorfes Hämikon an der Strasse von Hitzkirch nach Muri ab. Von den sieben Besatzungsmitgliedern »wurde ein Mann verletzt geborgen, während fünf Mann getötet wurden. Das siebte Besatzungsmitglied«, so argwöhnte ein erster offizieller Bericht, »ist wahrscheinlich flüchtig und konnte bis zur Stunde nicht gefasst werden.« Doch auch dieser Mann war nicht mehr lebendig. Es war ihm zwar noch gelungen, abzuspringen, aber er dürfte den an Bord durch die Flabsplitter erlittenen Verletzungen erlegen sein. Die NZZ schrieb damals: »Weit zerstreut wohl über ein bis zwei Kilometer lagen die Trümmer des Flugzeuges, da ein Teil des Rumpfes, dort ein Motor, tief in die Ackererde eingegraben, ebenfalls zerstreut lagen Teile des Fahrgestells, Ausrüstungsgegenstände, Kartenbündel usw. Ein Teil der herumliegenden Flugzeugteile war vollständig verbrannt.« Der einzige Überlebende



Zertrümmerte britische Maschine bei Hämikon/Hitzkirch (27./28. April 1944). Von der Schweizer Armee abgeschossen.

war als Navigationsoffizier an Bord gewesen und stammte aus Kanada: »Er selbst wurde bei Ermensee, etwa drei Kilometer von den Flugzeugtrümmern entfernt, in verletztem Zustand aufgefunden. Sein Gesicht wies schwere Schnittwunden auf, trotzdem betonte er aber immer wieder, dass er nun »ein glücklicher Junge« sei.« Er war von einer Familie aufgenommen und vom Arzt in Hitzkirch sogleich versorgt worden.

»Wie er uns mitteilte«, schrieb der NZZ-Korrespondent, der den jungen kanadischen Bordnavigator zum Abschuss befragte, »erkannte [er] auf seinem nächtlichen Überflug die Stadt Zürich und gab dann an, von der Bodenabwehr zuerst von Scheinwerfern erfasst worden zu sein. Unmittelbar nach dem Beschuss sei der Absturz erfolgt.« Aussagen zufolge, die er darüber hinaus Kpl. Walter Stössel von der Heerespolizei gegenüber machte, hatte die Maschine in der Schweiz *notlanden wollen und deshalb Zürich angesteuert*. Damals wurden auf dem Flugplatz Dübendorf nachts bei Einflügen jeweils die Landepisten beleuchtet: »Da unsere Maschine bereits schon einen Motorendefekt aufwies und wir kurz

vor dem Start die Weisung erhielten, dass im Falle einer Notlandung in der Schweiz *Zürich* aufzusuchen sei, wollten wir die erwähnte Stadt anfliegen. Kurz vor unserm Absturz erhielten wir über Schweizergebiet durch die Flab noch einen Treffer, was (...) in der Maschine eine kleine Explosion auslöste. Wir entschlossen uns unverzüglich, im Fallschirm abzuspringen« (Bericht vom 30. April 1944).

Die Besatzung hatte mit Hilfe einer abgeworfenen Leuchtkugel offensichtlich sogar nach einem Landeplatz Ausschau gehalten. Was von der Zürcher Arosastrasse aus zu beobachten gewesen war, schilderte die NZZ wie folgt: »Um 1 Uhr 35 wurde das nächtliche Dunkel plötzlich durch einen orangeroten, langsam zur Erde sinkenden Feuerball durchbrochen. Mit dem Feldstecher waren die Flammen gut sichtbar. Nach einiger Zeit majestätischen Schwelbens teilte sich diese Feuerkugel in drei kleinere Fackeln und diese verschwanden hinter dem Uetliberg in der Gegend oberhalb der Annaburg, die Waldsilhouette deutlich kennzeichnend. (...) Plötzlich ein konzentriertes Aufleuchten von sich kreuzenden Scheinwerferstrahlen. Motorenlärm, und im von der Erde ausgesandten Lichtkegel ein zweimaliges Aufblitzen wie Fische im Wasser.«

Ein weiterer englischer Bomber stürzte in jener Nacht (27./28. April 1944) im oberen Toggenburg am Gräppelensee ab. Die Schweizer Flab und ein deutscher Nachtjäger hatten mit gleicher Unerbittlichkeit versucht, ihn abzuschliessen. Wem das zweifelhaft Verdienst zukommt, ihn schliesslich vom Himmel heruntergeholt zu haben, ist nicht mehr genau zu bestimmen. Das Flugzeug hatte in der Luft zu brennen begonnen, »worauf es explodierte und abstürzte«. Vom Iltios aus, oberhalb von Unterwasser, war von einem Herrn Keller beobachtet worden, wie die Maschine in Flammen der Erde entgegenstürzte: »Ca. um 01 Uhr 15 wurde es während ca. 10 Sekunden sehr hell.« Der Suchtrupp der Unterwasserer Polizei brach sofort auf: »Am Wald- und Weidlandhang, nördlich vom Gräppelensee, lag der Lancaster-Bomber in mehrere Stücke auseinandergerissen, teils brennend am Boden. Das Besatzungsmitglied *Prorowse*, Hubert Samuel, geb. am 11. Dezember 1924, Kanadier, konnte unter einer Tanne sitzend arretiert werden. Derselbe hatte sich eine Risswunde am Kopfe zugezogen,

welche notverbunden wurde. Das Besatzungsmitglied *Bridge*, Ronald Kenneth, geb. am 12. Dezember 1921, Engländer«, wurde erst später verletzt »in einem Alpstall« entdeckt. »Von der achtköpfigen Besatzung konnten nur zwei Mann mit dem Fallschirm abspringen. (...). Die übrigen sechs (...) fanden den Tod und sind zum Teil noch unter den Trümmern begraben.« Einer der Flieger »wurde furchtbar verstümmelt und eingeklemmt in der Flugzeugkabine« gefunden. Ein weiterer »lag ausserhalb der Trümmer, mit Fallschirm versehen, tot im Schnee.«

Die Zeitschrift »Luftschutz« berichtete damals in ihrer Doppelseite von Juni/Juli 1944: »Die Untersuchung hat ergeben, dass die Flugzeugabstürze bei Hitzkirch und am Gräppelensee auf Treffer unserer Fliegerabwehr zurückzuführen sind.« Auch Ernst Wetter folgerte in seinem Buch »Geheimer Nachtjäger in der Schweiz« (1989), dass der Absturz der Lancaster auf der Gräppelalp, diesem Hochtal nördlich von Unterwasser und Alt St. Johann, auf den »Beschuss unserer Fliegerabwehr« zurückging. Die beiden Überlebenden der Flugzeugbesatzung hatten jedoch bei der ersten Befragung am 28. April 1943 erklärt, »sie seien mit ihrer Maschine auf dem Rückflug [von Friedrichshafen] gewesen, als dieselbe im Alpsteingebiet, Toggenburgerseite, von einem deutschen Jagdflugzeug abgeschossen wurde«.

TOD ÜBER DER SCHWEIZ

Seit es auf dieser Welt Kriege gibt, gehen die schlimmen Worte um: Der Freund meines Feindes ist mein Feind, ebenso wie der Feind meines Freundes mein Feind ist. Es blieb der sich für so neutral haltenden Schweiz vorbehalten, diese Sammlung grausamer Sentenzen noch um die Variante zu erweitern: Wenn mein Freund der Feind meines Feindes ist (welcher mir diese Freundschaft vielleicht doppelt übelnähme), dann ist auch mein Freund mein Feind. Der Schweizer Jagdflieger Werner Lindecker, der in den Luftkämpfen gegen die Deutschen im Mai/Juni 1940 eine markante Rolle spielte, sagte mir 1989 über sein Verhältnis zu den Ameri-

kanern: »Wir sind einmal zu viert gegen eine amerikanische Jagdstaffel eingesetzt worden, welche die Schweiz überflog. Vier Flugzeuge gegen eine grosse Jägerstaffel! Diese war haushoch überlegen und ihre Flugzeuge waren auch besser. Als ich in der Luft war, konnte ich das Kommando übernehmen – am Boden setzte die Zentrale mich ein – und liess die zweite Viererpatrouille auch noch kommen, gerade hinter mir. Dann sind wir in der ganzen Schweiz herumgeschickt worden, ungefähr von Weinfelden bis nach Sursee, suchten die amerikanische Jägerstaffel und fanden sie nicht. Das einzige was ich fand, war meine zweite Staffel. Wir wollten sie schon abschiessen, aber als wir näher kamen, merkten wir, dass es die eigenen waren. Ich selber habe nie einen Amerikaner gesehen, aber wenn wir einen gesehen hätten, dann hätten wir geschossen. Wir hatten Schiessbefehl. Wo die Sympathien lagen, war natürlich klar: Wir hatten 1940 richtige Luftkämpfe gegen die *deutschen* Jäger, und das waren unsere Gegner damals. Da gibt es keine Zweideutigkeiten.«

Die Schweizer Flieger- und Flabtruppen schossen auf die Alliierten, wann immer sich ihnen die Möglichkeit dazu erbot, mit Erbitterung und traumwandlerischer politischer Equilibristik, als wollten sie in der Tat sagen: Meinen Freund behandle ich wie einen Feind, damit mein wirklicher Feind, den ich wie einen Freund behandle, nicht hinter meine wahren Gefühle kommt.

Nie wieder gingen so viele amerikanische Bomber auf Schweizer Boden nieder wie am 18. März 1944, als die 8th Air Force von England kommend Ziele in Süddeutschland, unter anderen Friedrichshafen, angriff und da in schweres deutsches Abwehrfeuer geriet. Allein zwölf Maschinen landeten in Dübendorf, eine in Altenrhein/SG, eine bei Diessenhofen. Zwei weitere stürzten schwer beschädigt ab, nachdem die Besatzung mit dem Fallschirm abgesprungen war, die eine bei Dietschwil im Toggenburg, die andere bei Fehraltorf/ZH. Die Flugzeuge befanden sich allesamt auf dem Rückzug, in zum Teil schwer havariertem Zustand. Dennoch trat auch an jenem Tag die Schweizer Flab in Aktion. Ein Bericht des Kommandos der Flieger- und Flabtruppen vom 18. März 1944 hält fest: »Von 14 Uhr 15 bis 15 Uhr feuerte eine in der Gegend von Frauenfeld stationierte 7,5 cm Flab-Batterie gegen die in 3500-

4000 m Höhe fliegenden Liberator-Staffeln. Es wurde Splitterwirkung beobachtet. Das Feuer musste einige Male eingestellt werden, um nicht eigene Jäger zu gefährden, welche die Amerikaner nach Dübendorf führten.«

Die Flab schoss in manchen Fällen auch dann noch, wenn die alliierten Bomber schon zur Landung ansetzten. James A. Green, der Kopilot der B-24, die am 11. Juli 1944 nach einem Tagesangriff auf München in Altenrhein/SG landete, erzählt im »Swiss Internee«, dem Rundbrief der »Swiss Internees Association«: »Beim Bombenabwurf wurden der Motor Nr. 1 und die Treibstofftanks durch Fliegerabwehrkanonen getroffen. Wir verloren Treibstoff und wurden langsamer. Die Formation verliess uns. Wir drehten westwärts über den Bodensee. (...) »Befreundete«, »neutrale« Schweizer Flab machte mehr Löcher in unsere Maschine als die Deutschen gemacht hatten.« Am selben Tag waren zwei weitere amerikanische Bomber beim direkten Anflug auf den Flugplatz Dübendorf unter Feuer genommen worden. John R. Seilheimer, der Pilot der einen Maschine, bemerkte später: »Der Navigator machte den Flughafen Dübendorf ausfindig. (...) Anhand seiner Berechnungen stiessen wir durch die Wolkendecke hinab und befanden uns ungefähr auf 600 Fuss Höhe, als wir parallel zum Flugfeld flogen. Wir bereiteten uns darauf vor, mit zwei Motoren zu landen, als Schweizer Jagdflugzeuge auf uns zu schiessen begannen. Wir sahen, wie die Leuchtspurmuniten an uns vorbeischwirrte. Als sie uns überholt hatten, setzte das Flab-Sperrfeuer [ei]n. Die erste Serie schoss die letzten drei Fuss des linken Flügels weg. Das versetzte der Maschine einen harten Stoss. Die zweite Serie schlug ein zwei Fuss breites Loch direkt hinter dem Sitz des Kopiloten. Die dritte Serie schlug den Boden des Funkraums heraus. (...) Wir hatten Glück, dass die Granaten auf eine andere Höhe tempiert waren, sonst wär's um uns geschehen gewesen.«

Dies schien dann doch zumindest einigen Leuten in der Schweizer Armee etwas zu weit zu gehen. In einem Brief an den US-Militärattaché in Bern, General Legge, entschuldigte sich der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen persönlich. Sogar General Guisan beschäftigte sich mit dem Fall. Handlungsbedarf sah er allerdings keinen. Er schrieb dem Vorsteher des Eidgenössischen

Militärdepartements, Bundesrat Kobelt: »Anlässlich der Landung mehrerer USA-Bomber am 11.7.44 in Dübendorf, hat die dort zum Flugplatz-Schutz eingesetzte Orts-Flab. Gr. 122 zwei USA-Bomber, die den Flugplatz anflogen, kurz beschossen. Eines dieser Flugzeuge erhielt mehrere Treffer, wobei vier Mann der Besatzung durch Splitterwirkung unbedeutende Verletzungen erhielten. (...) Die in dieser Angelegenheit befohlene vorläufige Beweisaufnahme (...) kommt zur Auffassung, dass ein schuldhaftes Verhalten weder dem Gruppenkommandanten, noch seinen Offizieren nachgewiesen werden könne. Das Verhalten sämtlicher Schiess-Offiziere habe deutlich gezeigt, dass sie das Bestreben gehabt hätten, ihrer Pflicht nachzukommen und sich an die Befehle zu halten. Dass sie die Landungsabsicht der Bomber zu spät erkannten, könne ihnen bei den gegebenen Verhältnissen nicht als Unvorsichtigkeit oder gar Widerhandlung gegen die ihnen bekannten Befehle vorgeworfen werden. Der ausserordentliche Untersuchungsrichter kommt zu folgendem Antrag: ›Es sei der Angelegenheit weder militärgerichtlich noch disziplinarisch weitere Folge zu geben. Die beteiligten Offiziere seien über das Ergebnis der Untersuchung zu orientieren.‹ Ich bitte Sie, von diesen Darlegungen dem Eidg. Politischen Departement Kenntnis geben zu wollen. Genehmigen Sie, Herr Bundesrat, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung. Der General.«

Zur dritthöchsten Zahl amerikanischer Landungen kam es am am 13. April 1944. Allein von 15 Uhr bis 15 Uhr 30 waren in Grafstall, Lindau, Oberwil, Unter Tuttwil, Aadorf und Wängi 369 7,5 cm-Flabgranaten gegen einfliegende amerikanische Flugzeuge verschossen worden. »Erfolg: keiner festgestellt.« Über das Tagesergebnis der Flieger teilte die Abteilung ›Presse und Funk-spruch‹ der Öffentlichkeit am Abend amtlich mit: »Unsere Abwehrstaffeln zwangen insgesamt zwölf amerikanische Bombardierungsflugzeuge zur Landung. (...) Ausserdem stürzte (...) ein Flugzeug bei Siebenn ab. Es wurde durch einen unserer Jagdflugzeugverbände abgeschossen, nachdem es der Aufforderung zur Landung keine Folge geleistet hatte.«

Sogar Frédéric Schaad, der Schweizer Jagdpilot, der diese B-17 damals abschoß, erfuhr erst anderntags – aber zu seiner grossen

Erleichterung, wie er versichert –, dass die schwer beschädigt Richtung Schwyzer Alpen fliegende Maschine schon zum Zeitpunkt, als er herannahte, führerlos gewesen und die Besatzung abgesprungen war: »Fremdes Flugzeug B-17 entdeckt! Weitere Befehle!«, habe er damals zur Bodenstation gefunkt, erzählt er mir, als ich ihn in St. Gallen besuche. »Dann hiess es: ›Verstanden! Warten!‹ Und danach: ›Drei Warnschüsse mit Leuchtspurmunition vor den Bug abfeuern!‹ – Das habe ich bestätigt: ›Befehl verstanden! Wird ausgeführt!‹ Dann musste ich mich in die sogenannte Kampfposition stellen.« Frédéric Schaad, heute doch schon im vorgerückten Alter, lächelt verlegen, als gäbe er zu, dass es auch ein Spiel mit Macht war. »Ich überlegte mir: Komme ich von unten rauf oder von oben runter? Ich entschied mich: Ich komme von unten rauf, weil ich wusste, von unten rauf sieht mich das fremde Flugzeug nicht. Dann meldete ich: ›Die drei Warnschüsse abgegeben! Keine Reaktion! Weitere Befehle!‹ Ich wusste nicht, was zu tun war, die drei Warnschüsse hatte ich abgegeben. Es war nichts passiert. Keine Reaktion. Was muss ich tun? – Dann haben sie gesagt: ›Warten!‹, und schliesslich kam der Befehl, erschreckend für mich, denn eine B-17 war ja ein *Amerikaner*. Er hiess: ›Fremdes Flugzeug‹, betont: ›Fremdes Flugzeug abschiessen!‹ – Können Sie sich das irgendwie vorstellen? Habe ich gesagt: ›Verstanden! Fremdes Flugzeug abschiessen!‹ Das war der schwerste Befehl, den ich je bekommen hatte. Und dann habe ich mich wieder in Schussposition gesetzt und geschossen.«

Wie viele Fliegerveteranen braucht auch Frédéric Schaad heute eine Hörhilfe. Im Juni 1940 hatte er, um sich vor den Deutschen zu retten, die hinter ihm her waren, zwei, dreimal zu einem Sturzflug ansetzen müssen und die Maschine erst kurz über dem Boden wieder hochgezogen. Die Kompression der Luft in den Ohren hat Spuren hinterlassen. Auf den alten Fotos, die er mir zeigt, trägt er einen dünnen Schnurrbart und eine Fliegerhaube. Der Schiessbefehl gegen amerikanische Bomber habe ihn damals sehr beschäftigt, und nicht nur ihn allein: »Ja, das ist diskutiert worden. Beim Nachtessen, beim Dessert, einem Glas Wein, das war ein tägliches Thema. Das kam nicht einfach spontan so und wurde dann ad acta gelegt. Das war ein tägliches Erwägen, Besprechen: Was

machst du in dem Moment, wenn der Befehl kommt: ›Schiessen!‹ Es war ein sehr grosses Problem, ein sehr grosses menschliches Problem, für den Schiessenden – für uns – ...«, er stockt, »für den Feind, der für uns eben *kein* Feind gewesen ist. Wir haben doch gewusst, dass die Alliierten uns und ganz Europa befreien wollten. Das war ein wahnsinniger Zwiespalt, das muss ich Ihnen sagen.« Doch einen Ausweg sah er nicht, sieht er auch heute noch nicht. Am Schluss habe es immer geheissen: »Befehl ist Befehl. Ausführen! Fertig Schluss! Man kann doch nicht gegen einen Befehl rebellieren. Man kann darüber diskutieren, aber ein Befehl bleibt ein Befehl, militärisch betrachtet.«

Zweideutigkeiten. Also doch. Am 24. April 1944, dem Tag mit den zweitmeisten amerikanischen Landungen, dem Tag auch, an dem um 13 Uhr 50 ein schwer ramponierter amerikanischer Bomber über Baltenswil/ZH auf einer Warteschleife vor der beabsichtigten Landung in Dübendorf mit der ganzen Besatzung in den Tod stürzte und Hilfe nötiger denn je schien, schossen Schweizer Jagdflugzeuge kurz nach 14 Uhr die von Everett L. Bailey pilotierte B-17 »Little Chub« ab, die nach einem Bombenangriff auf den Testflugplatz der Dornier Flugzeugwerke bei Oberpfaffenhofen in die Schweiz eingeflogen war, um hier zu landen. Wie eine Fackel stürzte die Maschine in den Greifensee. Bilanz: sechs Tote, nur vier der Besatzung überlebten. Wie Hans-Heiri Stapfer im Gespräch mit den Überlebenden herausfand, hatte sich die Besatzung zur Landung in der Schweiz entschlossen, um das Leben des Bombenschützen Jesse L. Greenbaum, der mit schweren Schuss- und Splitterverletzungen im Cockpit auf dem Boden lag, zu retten. »War das notwendig?«, schrieb Diplomingenieur H. Eimer, der Augenzeuge geworden war, in einem unveröffentlicht bleibenden »offenen Brief« an die NZZ: »Als am 24. April von unserer Luftwaffe ein amerikanischer Bomber in Brand geschossen und zum Absturz gebracht wurde, erhob sich unter uns Beobachtern des Vorfalls sogleich die Frage, (...) ob nicht, bei etwas mehr Zurückhaltung, der tragische Ausgang sich hätte vermeiden lassen. (...) Die Landung konnte (...) nicht zielbewusst erfolgen, da die Steuerfähigkeit gelitten hatte und die Besatzung zum Teil verwundet war. Diesen Eindruck hatten wir Beobachter sogleich, als wir sa-

hen, dass die Maschine ziemlich ziellos Kreise zog, und wir waren entsetzt, als wir den Abschuss erleben mussten. (...) [M]an sollte lieber alles daransetzen, die herumirrenden Maschinen zu einer möglichst glatten Landung zu bringen und damit Menschenleben zu retten (...), als (...) unsere Bordwaffen an (...) in Not befindlichen Flugzeugen [zu] erproben.« 754 Bomber hatte die 8th Air Force am frühen Morgen gegen Deutschland losgeschickt. Vierzig kehrten am Abend nicht zurück: Sechszwanzig blieben im Deutschen Reich. Neun waren in Dübendorf gelandet, je eine weitere in Genf, Altenrhein und Neftenbach, die dreizehnte, jene von Baltenswil, hatte wie gesagt grosses Pech gehabt, und die vierzehnte wurde ein weiteres Opfer unserer Politik. Im offiziellen Untersuchungsbericht wurde penetrant darauf geachtet, die Maschine von Greifensee nur als »ausländischer Flugzeug« zu bezeichnen, als wären wir blind gewesen. »Fremd«, »ausländisch«: ideologischer Sprachgebrauch, der die Schüsse erst möglich machte: »Das ausländische Flugzeug, welches in einer Höhe von ca. 2000 m ü. M. von Westen herkommend über Uster flog, wurde zwischen Uster und Greifensee durch Lt. Gähwiler, Fl.Kp. 19, gesichtet und gewarnt. Die Besatzung dieses ausländischen Flugzeuges reagierte auf die Warnung, indem sie ebenfalls Raketen abschoss und das rechte Fahrgestell ausfuhr. Damit hatte sie die Absicht zur Landung angezeigt. Nach einer grossen Rechtsschleife um Dübendorf herum flog das ausländische Flugzeug, ohne zur Landung anzusetzen, Richtung Süden bis in die Gegend von Meilen, wo eine zweite Warnung durch Fw. Kolb erfolgte, welcher unterdessen mit seiner »Potez« Lt. Gähwiler zu Hilfe kam. Auf diese Warnung gab die ausländische Besatzung keine Antwort, flog aber in einer Rechtskurve zürichsee-abwärts gegen Zürich. Mit Mühe konnte das ausländische Flugzeug wiederum Richtung Dübendorf geführt werden; allerdings ohne es zur Landung zwingen zu können. Wiederum nahm es Kurs nach Süden und wurde in der Gegend von Pfannenstiel ein drittes Mal gewarnt. Die ausländische Besatzung quittierte diese Warnung mit einer grünen Rakete (Doppelstern), flog wieder nach Norden, um Dübendorf herum, immer noch in einer Höhe von 2000 m ü. M. und nahm mit erhöhter Geschwindigkeit ein drittes Mal Kurs nach Süden. Nach-

dem eine Rotte von 3 Flugzeugen der Fl. Kp. 20 sich bereits den anwesenden Jägern angeschlossen hatte, übernahm Oblt. Buss, Schwarmführer des Überwachungsgeschwaders, die Führung. Nach einer Rückfrage bei der Einsatzzentrale, welche bereits zum Abschuss der dritten Rakete führte, und nachdem die Absichten des ausländischen Flugzeuges infolge seines unverständlichen Benehmens unklar waren, erhielt Oblt. Buss den Befehl zum Angriff, der zum Abschuss führte.«

Der Schweizer Pilot Karl Sturzenegger, der damals die Schüsse aus der Luft mitverfolgte, ohne selbst das Feuer zu eröffnen, erzählte mir 1989 im Fliegermuseum Dübendorf nach einer Führung: »Ein Bomber flog immer hin und her: Greifensee – Zürichberg. Wir haben den nebenher mit den ›Morane‹ [Schweizer Abfangjäger französischen Typs] begleitet und [Warn-]Raketen geschossen und sind Richtung Dübendorf gegangen. Der ist nicht mitgekommen. Schlussendlich ist von der Zentrale der Befehl gekommen, ihn abzuschliessen. Oder? Es musste einfach etwas passieren. Aufgrund des Neutralitätsstatutes, das wir hatten, oder Auftrags. Und dann hat man da draufgeschossen, bis einmal ein Motor gebrannt hat. Dann haben wir gedacht, jetzt ist es gut. Dann ist von einer anderen Staffel nochmals eine Doppelpatrouille hinten dran gewesen, die hat weiter angegriffen, bis drei Motoren brannten. Dann ist der eben in den Greifensee abgestürzt. Ein Teil der Besatzung ist zu spät abgesprungen, ein Teil ist im Wasser versunken. Aber warum kam der Bomber der Landeaufforderung nicht nach? Unten an der B-17 gab es eine drehbare Geschützkuugel. Die war festgeklemmt und konnte nicht mehr eingezogen werden. Das Flugzeug konnte zudem das Fahrwerk nicht mehr ganz ausklappen und hätte auf dem Bauch landen müssen. Dabei hätte es diese Kugel erdrückt und das wollten sie verhindern. Sie schafften es nicht, die Kugel abzumontieren, sie brachten die Schrauben nicht auf. Das haben wir erst nachher erfahren, als die Überlebenden sagen konnten, was los gewesen war. Da hat man eben den ›Karren‹ abgeschossen. Man hat eigentlich zu lange daraufhin gewirkt [dass er landet]. Aber es ist einfach so eine Situation gewesen. Man hatte einen Befehl: Nach dem Verschiessen der Raketen wird das Flugzeug abgeschossen. Es ist leider eben unnö-

tig gewesen, wenn man so sagen kann. Aber das gibt's eben im Krieg. Die ganze Geschichte hat über eine halbe Stunde gedauert, er ist immer hin- und hergeflogen, wir sind acht ›Morane‹ gewesen, von denen jeder alle Raketen verschossen hatte. Wir haben also so lange quasi gesagt: Du musst landen gehen, und sie wollten nicht.«

Diesen Sachverhalt bestätigte auch der Untersuchungsbericht: »Nach Aussagen der amerikanischen Flieger dieses Flugzeuges, welche sich durch Fallschirm retten konnten, geht hervor, dass sie die Absicht hatten zu landen, jedoch vorerst die Bauchkanel abmontieren wollten, weil sie befürchteten, bei einer durch das defekte Fahrgestell bedingten Bauchlandung Bruch zu machen. Ausserdem konnte die Bauchkanel nicht mehr eingefahren werden und die Maschinengewehre derselben waren senkrecht nach unten blockiert. Diese Vorgänge konnten natürlich von unsern Jägern nicht beobachtet werden. Obschon die ausländische Besatzung zweimal ihre Absicht zur Landung durch Raketenabschuss angezeigt hatte, musste angenommen werden, dass das ausländische Flugzeug letzten Endes doch noch versuchen würde, die Schweiz zu verlassen.«

Die amerikanische Gesandtschaft in Bern bezeichnete »das Schiessen auf ein Flugzeug, das offenkundig in Not war und keinerlei feindliches Manöver machte«, als »nicht zu rechtfertigenden Angriff« und legte beim Bundesrat »energischen Protest« ein. Die Maschine sei »kaum mehr manövrierbar« und »das linke Vorderad abgeschossen« gewesen.

Aus Pfaffhausen, hoch über dem Greifensee, schilderte ein Augenzeuge die letzte Phase des Absturzes der NZZ gegenüber wie folgt: »Um 14 Uhr 10 vernahmen wir aus südlicher Richtung Maschinengewehrfeuer. Mit unseren Blicken der Richtung der Schüsse folgend, gewahrten wir, wie eines der Riesenflugzeuge knapp über dem Waldrand des Zollikerberges auf uns zuflog. Über ihm kreisten unsere Jäger und offenbar stammten die Schüsse aus ihren Waffen. Aus dem Rumpf des grossen Bombers schlug Feuer. Es entwickelte sich sehr rasch und bald stand das ganze Flugzeug in Flammen. Das fliegende Flammenmeer hatte direkten Kurs auf uns zu, und wir warfen uns in die Meliorationsgräben, an

denen wir arbeiteten, um nicht von den abgeschleuderten brennenden Flugzeugteilchen getroffen zu werden. Über unseren Köpfen donnerte das brennende Flugzeug anscheinend in einer Höhe von nur wenigen Metern der Talmulde zu. Seine Farben und Zeichen konnten wir in den Flammen nicht erkennen. Alle Motoren mussten defekt sein, denn ihr dröhnender Lärm war nicht mehr zu hören, nur das Tosen des Brandes in dem vom rasenden Gleitflug verursachten Winde. Kaum war das Flugzeug über uns hinweg geflogen, als zwei Mann aus dem Apparat sprangen, deren Fallschirme sich nur ganz kurz über dem Boden entfalteten. Die beiden hatten offenbar keine Ahnung, wo sie sich befanden. Der erste Flieger blieb einige Zeit am Boden liegen, aber er schien nicht verwundet, sondern nur in die Schnüre seines Fallschirmes verstrickt zu sein. Der zweite machte sich sofort von seinem Fallschirm los und begann aus Leibeskräften bergwärts zu laufen. Alle Arbeiter und die Bauern der Umgebung rannten von allen Seiten den beiden abgesprungenen Fliegern zu Hilfe. Als ich den einen in seiner Sprache anrief und ihm bedeutete, dass er warten solle, drehte er sich kurz mir zu und rief: »Where are we?« Ich rief ihm zurück, dass er in der Schweiz sei, daraufhin blieb er stehen, schaute mich einen Moment unsicher an und warf sich dann mit einem Seufzer der Erleichterung ins Gras. Doch gleich sprang er wieder auf, da er seinen Kameraden entdeckt hatte und glaubte, dass dieser verletzt sei. Die beiden Männer waren ganz erschöpft. Ihre Haare waren vom Brand angesengt und an den Händen hatten sie Brandwunden. Es sah aus, als ob sie durchs Feuer hätten springen müssen. Das zweite, was die Männer sagten, als sie wussten, dass sie auf neutralem Boden waren, war die Frage, ob noch mehr von ihren Kameraden abgesprungen seien. Als wir ihnen mitteilten, dass wir nur noch einen Mann weiter unten hätten abspringen sehen, schauten sich beide an und schüttelten die Köpfe, als wollten sie sagen, dass die andern unmöglich mehr leben könnten. Auf unsere ersten Fragen antworteten sie gar nicht. Woher sie kämen, wo sie gestartet seien, ob sie auf Bombardierungsflug waren, über alles schwiegen sie hartnäckig. Erst als wir sie fragten, warum sie denn der Aufforderung der Schweizer, zu landen, nicht Folge geleistet hätten, wurden sie gesprächiger und erzählten, dass ihr

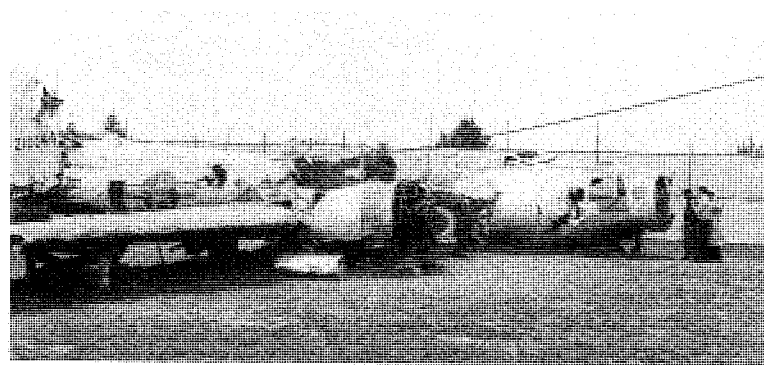
Flugzeug stark defekt gewesen sei und dass sie nicht mehr landen konnten. Innen sei vieles ausgebrannt gewesen und das eine Seitensteuer hätte nicht mehr funktioniert, so dass der Apparat nur noch in Rechtskurven fliegen konnte. Zudem seien fast alle Mitglieder der Besatzung irgendwie verwundet gewesen. Kaum hatten sie sich etwas beruhigt, begannen sie sich aus ihrer Bekleidung herauszuschälen. Sie hatten dicke Gummiwesten an und dunkle, stark gefütterte Overalls. Ihre dicken Gummischuhe, die ebenfalls mit Pelz gefüttert waren, zogen sie sofort aus und legten leichte Lederschuhe an, die an ihrem Gürtel festgebunden waren. In den Gummischuhen staken leichte Filzpantoffeln, die mit elektrischen Drähten verbunden waren, wohl um die Schuhe von innen warm zu halten. Unterdessen war das Flugzeug schon lange hinter dem Wald über dem Greifensee abgestürzt.«

Nur vieren war der Absprung gelungen, aber der Fallschirm des Piloten hatte sich nicht mehr geöffnet. Zu diesen drei Überlebenden kam noch der Navigator Charles D. Wallach, der beim Aufprall auf die Wasserfläche des Greifensees durch das Fenster des Piloten geschleudert wurde. Laut »Swiss Internee« erzählte Wallach, »er sei ganz betäubt unter Wasser getaucht gewesen und habe nicht mehr gewusst, was oben war und was unten. Als es ihm gelang, die Reissleine zum Aufblasen seiner Schwimmweste zu ziehen, brachte ihn diese an die Oberfläche. Die Schweizer seien mit Booten gekommen und hätten begonnen, ihn an seinem verwundeten linken Arm zu zerren. Vor Schmerz sei er beinahe ohnmächtig geworden. Sie hatten Probleme, ihn ins Boot zu heben und ans Ufer zu bringen, da auch seine Beine verletzt waren.«

»Ich bin mir wohl bewusst, dass die Fliegertruppe mit diesem Abschuss sich kein Anrecht auf Ruhm erworben (...) hat«, schrieb Oberstdivisionär Rihner, der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen danach in einem Brief: »Die den Besatzungen erteilte Aufgabe ist in gewissem Sinne zu vergleichen mit derjenigen einer Schildwache. Beide haben bestimmte Weisungen über Warnung und wann und wie sie von ihrer Waffe Gebrauch machen sollen. Wir haben es im Verlaufe dieses Aktivdienstes des öfteren erlebt, dass Schildwachen in genauer Erfüllung ihrer erhaltenen Weisungen sogar ihre eigenen Offiziere erschossen haben (...). Es muss

dem gesunden Menschenverstand eines Patrouillenführers noch ein gewisser Raum gelassen werden – besonders dann, wenn dieser Offizier ist. In diesem Sinne hat nun der Patrouillenführer, der den Abschuss des amerikanischen Bombers über dem Greifensee am letzten Montag veranlasste, versagt, was unbedingt bedauerlich ist.« Generalstabschef Huber indessen, der in jeder Hinsicht gern vom Tisch zu wischen schien, was die klare Ordnung störte, rechtfertigte gegenüber dem Militärdepartement den Einsatz: Aus dem Untersuchungsbericht gehe »einwandfrei hervor, dass die Besatzungen der schweizerischen Jagdflugzeuge absolut befehlsgemäss und korrekt gehandelt haben.«

Nachzutragen wäre, dass ein Hauptmann der Genietruppen aus Zürich in der Folge wegen »übler Nachrede im Sinne von Art. 145 MSTG« vor Militärgericht zu fünf Tagen Arrest verurteilt wurde, weil er dem General und dem Kommandanten der Fliegertruppen nach diesem Abschuss einen Brief geschrieben hatte, in welchem er laut Anklageschrift geltend machte, »es verlautete hier gerüchteleise, dass immer dieselben Fliegeroffiziere auf hilflose Amerikaner schiessen. Es wäre zu untersuchen, ob nicht »verkleidete Nazi« am Werk seien.« Wörtlich sagte er: »Ich muss gestehen, dass ich mich als Schweizer-Offizier eines solchen »Sieges« schäme. Nach internationalem Völkerrecht sind Verwundete nicht niederzuschliessen, sondern in Pflege zu nehmen. Ausgerechnet wir



Die »Fliegende Festung« (B-17), welche am 24. April 1944 von Schweizer Jagdflugzeugen abgeschossen wurde, konnte erst Anfang der fünfziger Jahre aus dem Greifensee geborgen werden.

Schweizer als Träger des Roten Kreuzes, sollten uns doppelt schämen.« Hauptmann Max Zschokke, der es nicht fassen konnte, dass »mit Motorkanonen« gegen ein »derart schwer havariertes Flugzeug« vorgegangen wurde, »dessen Besatzung verwundet« war, legte Beschwerde ein. Die Strafe wurde »auf drei Tage herabgesetzt in Verbindung mit einer Busse von Fr. 50.– (fünfzig)«.

Eine der vielen Fragen, die sich nicht bloss für Nachgeborene, die den Krieg nicht miterlebten, angesichts dieser und weiterer Abschüsse stellen, lautet wohl, bis wann genau die bis zur Selbstverleugnung getriebene Neutralitätspolitik der Schweiz von nackter Angst diktiert war und so gesehen in erster Linie als menschliche und politische Schwäche analysiert werden müsste. Denn es ist nicht zu übersehen, dass von einem bestimmten Punkt an, als von einer direkten Bedrohungslage nicht mehr gesprochen werden konnte, die Überanpassung an die deutschen Erwartungen und die Entsolidarisierung mit den Zielen der Alliierten gleichsam zur zweiten Natur der Schweiz wurde. In einer gewissen Eigendynamik verschaffte da doktrinaire Verhärtung und eifrige Pflichterfüllung der schweizerischen Seele wohl auch eine merkwürdige Form von Machtrausch sowie einen offenkundigen Lustgewinn in Form von Stolz. Die Leute, die in Armee und Regierung die Politik bestimmten, fanden es von dem Punkt an in ungeheurer Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit schliesslich einfach *richtig*, was sie taten, und Bedenken kamen, wenn überhaupt, erst hinterher. In zunehmendem Masse machte sich eine dramatische Begabung zu vorausweisendem Gehorsam und Erfüllung von deutschen Vorgaben auf blosser Vorahnung hin bemerkbar. So wurden etwa im April 1944 auf Anregung der Flabtruppen und mit erklärter Spitze gegen die Amerikaner die geltenden Schiessbefehle geändert: Es war festgestellt worden, dass »im Gegensatz zu den früheren [Grenzverletzungen]«, wie der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen in seinem Bericht über den Aktivdienst bemerkte, »eine grosse Anzahl Einzelflugzeuge, in der Hauptsache amerikanische viermotorige Bomber, unser Land überquerten, entweder um der deutschen Abwehr auszuweichen oder, wenn sie beschädigt waren, um in der Schweiz zu landen und damit der Gefangenschaft zu entgehen. Da aber unsere Flab-Truppen gemäss den in

Kraft stehenden Befehlen tagsüber nur gegen Verbände von drei und mehr Flugzeugen das Feuer eröffnen durften, wurde dem Armeekommando der Vorschlag unterbreitet, dass in Zukunft die Flab auch gegen *einzelne* Flugzeuge das Feuer eröffnen solle«. Der General kam diesem *Wunsch* am 4. April 1944 nach und änderte den Befehl zur Feuereröffnung wie folgt: »Bei Tag werden sämtliche, also auch einzelne als fremd erkannte Militärflugzeuge, die unseren Luftraum überfliegen, ohne vorherige Warnung beschossen.« Das Abfeuern einer Warnsalve wurde der Flab erst am 12. Mai 1944 befohlen. Politisch »nötig« war diese Verschärfung der schweizerischen Einsatzdoktrin – zumal zu diesem Zeitpunkt! – in keiner Weise, bemerkte doch der Kommandant der Flieger- und Flabtruppen in seinem bereits mehrfach zitierten Schlussbericht gerade für den Monat April 1944, dass »[n]ach der Meldung des Nachrichtendienstes (...) anlässlich der massiven alliierten Angriffe gegen Friedrichshafen von deutscher Seite keine spezielle Kritik an der Verteidigung unseres Luftraumes geübt worden« sei. Einschränkend wurde zwar ausdrücklich festgelegt, dass von den zu beschliessenden Flugzeugen jene auszunehmen seien, »die sich offensichtlich in Not befinden oder sich vorbereiten, in der Schweiz zu landen«, doch gerade in dieser Hinsicht liess das Unterscheidungsvermögen die Flabtruppen am meisten im Stich.

Als am 16. August 1944 die zwischenzeitlich auf der italienischen Insel Pantanella stationierte 15th Air Force auf der Suche nach strategisch wichtigen Präzisionszielen die V2-Treibstoffwerke in Oberraderach (nördlich von Friedrichshafen) bombardierte, wurde eine als »Leitschiff« mit zwei Navigatoren fliegende und mit H2X-Radar ausgerüstete B-24 über dem Einsatzgebiet schwer getroffen. Die havarierte, von Captain Lewis M. Roberts pilotierte Maschine wurde zum Schutz vor deutschen Jagdflugzeugen von vier amerikanischen P-51 Langstreckenjägern bis zur Schweizer Grenze begleitet, wo sie dafür aber sogleich von der schweizerischen Flab unter Feuer genommen wurde. Der Bericht über die »Grenzverletzung No. 1278« vermeldete trocken: »Ein USA-Bombardierungsflugzeug wurde von unserer Flab beschossen. Die Mannschaft verliess das Flugzeug mit dem Fallschirm und landete im Raume Frauenfeld-Stammheim. Das Flugzeug selbst stürzte

brennend bei Öhningen, östlich Stein a.R., auf deutsches Gebiet ab. (...) Die in der Ostschweiz stationierte Flab-Regimentsgruppe eröffnete mit verschiedenen Batterien das Feuer. Ein Detachement beobachtete kurz nach Beschuss (...) den Absprung der Mannschaft.« Auf automatischen Piloten gestellt, war der »Liberator« nach Absprung der elf Mann Besatzung in einem Bogen führungslos nach Deutschland zurückgefliegen. Es ist nicht sicher, ob es sich um einen Abschuss handelt, da in der US-Air Force die Bestimmung galt, auch auf neutralem Boden die »geheimen und [die] Versuchsflugzeuge (...) in der Luft zu verlassen«, um die militärischen Geheimnisse nicht preiszugeben. Aber es ist zumindest anzunehmen, dass der unfreundliche Empfang in der Schweiz die Besatzung unverzüglich zum Handeln zwang.

Die Schiesserei – einen anderen Ausdruck gibt es dafür nicht – ging auch unbeirrt weiter, als nach der alliierten Landung in der Normandie (6. Juni 1944), der Landung an der Südküste Frankreichs (15. August 1944) und der Befreiung von Paris (25. August 1944) die ersten Amerikaner am 26. August 1944 schon bei St. Julien an der Schweizer Grenze standen. Am 30. September 1944 liess die Abteilung »Presse und Funkspruch« amtlich mitteilen: »Ein im Osten in unser Land eingeflogenes britisches Flugzeug wurde um 14.37 Uhr durch unsere Bodenabwehr westlich Volketswil abgeschossen. Von den beiden Besatzungsmitgliedern ist der eine leicht, der andere schwer verletzt.« Pilotiert worden war der »Mosquito«, der in einer Bauchlandung niederging, von Squadron Leader Morley. Laut Gottfried von Meiss, der ihn im Kantonsspital besuchte, war Morley Architekt und kam aus London. Beim zweiten Besuch habe auf dem Nachttisch eine Flasche Portwein gestanden, und Morley erzählte, diese sei ihm vom Kommandanten der Flab-Einheit – laut von Meiss einem Obersten, der im zivilen Leben ein Direktor der Rüstungsfirma Contraves war – zugeschickt worden, mit einer Entschuldigung, dass seine Leute auf ihn geschossen hätten... Unerträgliche Ambivalenz.

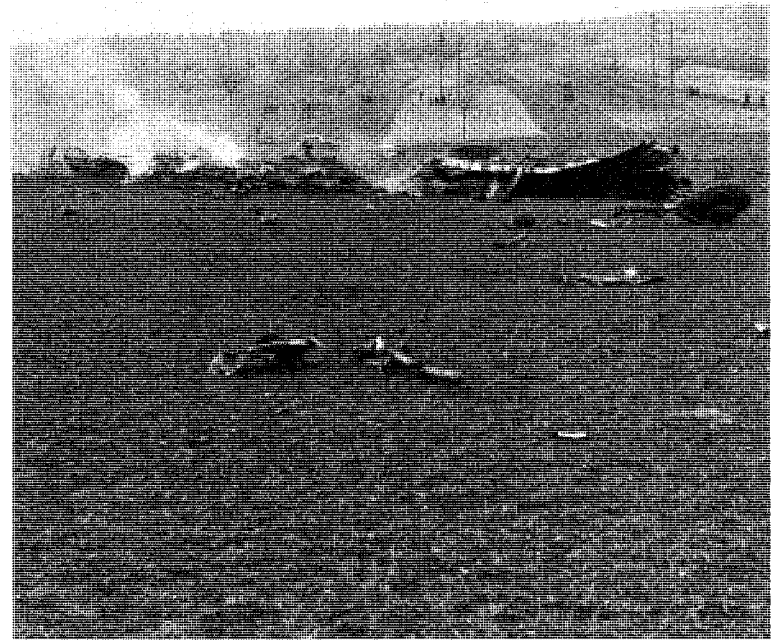
Am 12. Oktober 1944 wurde »bei Pruntrut ein amerikanisches Flugzeug von unserer Flab angeschossen«, wie damals die Zeitschrift »Luftschutz« berichtete. Es handelte sich um ein vom befreiten Frankreich aus gestartetes amerikanisches Verbindungs-

flugzeug. Mit einem Schaden an der Treibstoffzufuhr musste die Maschine in der Gegend von Damvant/JU notlanden.

Zwei schweizerische Jagdflugzeuge schossen nur drei Tage später bei Laufen/BE einen amerikanischen P-47-Langstreckenjäger (»Thunderbolt«) ab. Schwer getroffen wollte der Pilot Gerald V. Conlan auf einem offenen Feld landen, hielt dann aber im letzten Augenblick den Landeplatz für ungeeignet, zog das Fahrgestell wieder ein, um es an einem anderen Ort von neuem zu versuchen. Laut Bericht des Polizei-Korps des Kantons Bern hatte dieses abgebrochene Landemanöver zur Folge, dass »die in Laufen stationierte Flab meinte, dass derselbe wieder die Flucht ergreifen wolle, und feuerte deshalb auf ihn, wobei er wiederum von den Geschossen getroffen wurde. Nun war der Pilot gezwungen, unverzüglich zu landen, trotz zum Teil ungünstigem Gelände. Dies glückte demselben in bewunderungswürdiger Weise.« Die Flab hatte den Motor und den Öltank getroffen. Nicht nur der Pilot, auch die Windschutzscheibe waren von Öl verschmiert. Der unerbittliche Nachrichtenoffizier Gottfried von Meiss, der an jenem Sonntag-nachmittag ganz in der Nähe auf Verwandtenbesuch weilte und die Schüsse und den Lärm mitbekommen hatte, liess den vom Motorenöl bespritzten Piloten von der Heerespolizei gleich zu sich führen: »Das war ein Kerl aus der Filmindustrie, ein Filmtechniker aus Hollywood. Meine Frau hat nur die Nase gerümpft und ihn zuerst ins Badezimmer geschickt. Dann hatten wir ihn da zum Tee und der hat sich einigermaßen gewundert, wie die Schweiz ihren Krieg führt: private tea-Parties. Und ich habe meine paar Fragen gestellt...«

Der Schiessbefehl wurde immer absurder, je näher das Kriegsende kam. Am 25. Dezember 1944 schoss die Schweizer Armee bei Würenlingen/AG die arg beschädigte, nur noch in ca. 1000 Meter Höhe fliegende und nach einem Landeplatz Ausschau haltende B-24 »Maiden America« ab und lud sinnlos drei weitere Tote auf ihr Gewissen.

Fritz Meier, der als Junge den Absturz in Würenlingen mitverfolgte, schrieb 1980 in seiner Gemeindechronik: »An Weihnachten 1944 sind wir schon wieder fast unersättlich am Leben. Die Zukunft zeichnet sich in einem gewissen neuen Lichte ab. Die



Trümmer des »Liberator« (B-24), der am 25. Dezember 1944 bei Würenlingen abgeschossen wurde.

Amerikaner, natürlich nur die Amerikaner, holen Europa heraus. Unter den Christbäumen rattern US-Tanks. Kriegsspielzeug ist durchaus selbstverständlich. Gegen halb ein Uhr sind die meisten Würenlinger noch am Weihnachtessen. Meringue-Schalen aus dem kleinen Schlaraffenland. 12.30 Uhr: Beromünster sendet Nachrichten. Da beginnt's wie berstender Donner. Am stahlblauen Winterhimmel braust ein amerikanischer Bomber heran. Genaugenommen ein viermotoriger Liberator, ein Consolidated Mod. 32 B-24D Liberator III. Das Aufheulen der Motoren reisst die Weihnachtesser von den Tischen. Die Flab wettet in die Winterluft, die Sprengpunkte sind rings um das Flugzeug deutlich zu erkennen. Die Maschine sackt plötzlich beinahe senkrecht ab, vergrössert sich mit einem Schlag: ein Volltreffer, wie wir ihn noch nie gesehen haben. Unmittelbar über dem Dorf. (...) Weisse Punkte am Himmel (...). Fallschirme sind es (...). Im Tiefflug rast der

Liberator über die Häuser, eine Rauchschnur hinter sich ziehend. Die Fensterscheiben klirren zum Zerspringen. Das Herz geht schwer. Es regnet Splitter. (...) Das Feuer verwandelt den Bomber in eine Fackel. Der Aufprall ist hart. Es folgt ein dumpfer Knall. Haushohe Flammen, wogender Rauch. Das Ruckfeld wird zum Totenacker. Der Liberator (...) ist in tausend Stücke explodiert. Die Motoren haben sich tief in die Erde eingegraben. (...) Neben den brennenden Trümmerhaufen ein toter Amerikaner unter seinem weissen Fallschirm.«

»Laut Aussage der Besatzung hatte dieselbe die Absicht, in der Schweiz notzulanden«, protokolliert der Bericht des Kommandos der Flieger- und Flabtruppen, »da ihr Flugzeug während des vorangegangenen Angriffsfluges in [Innsbruck] durch feindliche Einwirkung beschädigt worden war. Sie hätten vorerst die Absicht gehegt, in Dübendorf zu landen, später aber wollten sie dies dann erst in Basel tun. In der Gegend von Würenlingen hätten sie eine Kurve geflogen, da Basel im Nebel lag.« Vince F. Fagan, der die Maschine gesteuert hatte, führte in seinem 1992 erschienenen Buch »Liberator Pilot« aus, sie seien mit nur noch zwei Motoren sehr langsam, unterhalb der vorgeschriebenen Niedrigstgeschwindigkeit, geflogen und hätten ständig an Höhe verloren. Alles, was sie hätten entbehren können, sei über Bord geworfen worden, um das Gewicht zu reduzieren, Seitengeschütze, Munition, Reserve-Sauerstoffflaschen. Der Kompass habe nicht mehr funktioniert und Karten hatten sie auch keine brauchbaren. »Ich wusste, dass es bei Zürich einen Flughafen gab, und wir suchten ihn. Die Schweiz ist ein kleines Land und Zürich eine grosse Stadt, aber wir fanden ihn nicht.« Als sie unter Schweizer Flabfeuer kamen, wollte er Raketen abschiessen, um anzuzeigen, dass sie landen wollten, »aber ich konnte es nicht riskieren, überall lief der Treibstoff aus. Ich betätigte den Hebel, um das Fahrwerk auszufahren, aber nichts rührte sich. Es war aussichtslos.« Vince F. Fagan zählte fünf schwere Einschläge und dachte, dass dies das Maximum war, was die Maschine verkraften konnte: »Noch ein direkter Treffer und wir würden in der Luft explodieren. (...) Ich gab über Bordfunk den Befehl auszusteigen.« Noch als sie mit dem Fallschirm abzuspringen begannen, feuerte die Schweizer Flab, nach Informatio-

nen Hans-Heiri Stapfers. Fagan weiter: »Es war wie auf dem 10m-Turm – je länger du dastandest, je länger du hinabschautest, um so schwieriger wurde es, hinauszuspringen.« Ein Teil der Mannschaft stieg im Cockpit, ein Teil auf der Seitenluke aus. Später erzählte der Bordfunker Vernon P. Leitch, der linke Seitenschütze Ralph L. Coulson sei in Panik und »eisengrau vor Angst im Rumpf des Flugzeuges sitzen geblieben. Es sei unmöglich gewesen, ihn zu retten. Bevor Vince F. Fagan die Maschine verliess, hatte er die Motorenleistung gesteigert, »damit das Flugzeug auf Kurs bleibt«. Unter sich erblickte er die Fallschirme der vor ihm Abgesprungenen. »Über mir sah ich, wie die Maschine kopfüber auf Würenlingen zustürzte. Sie schlug auf einem offenen Feld am Rande des Dorfes auf und explodierte jäh.« Wenn er nicht soeben noch Gas gegeben und die Geschwindigkeit der B-24 erhöht hätte, wäre sie mitten in Würenlingen zerschellt: »Während die Schweizer offiziell neutral waren, dachte ich wie die meisten Amerikaner immer, dass sie insgeheim auf unserer Seite wären. Ich fand heraus, dass sie offen heraus und eingestandenermassen auf ihrer eigenen Seite standen – und diese Position von einem militärischen Gesichtspunkt aus gesehen auch mit einer gewissen Fähigkeit zu verteidigen verstanden. (...) Die einzige angenehme Erinnerung, die ich von dieser ganzen Mission habe, ist das Hinunterschweben am Fallschirm, nachdem die »Maiden America« am Boden zertrümmert war. Ich hing von den Schnüren getragen ohne das geringste Gefühl des Fallens oder irgendeiner Bewegung. Absoluter Friede, absolute Stille. Seit Stunden war da zum ersten Mal kein Lärm oder kein mich erschlagendes Vibrieren, keinerlei Forderungen, die an mich gestellt wurden, und kein bevorstehendes Desaster.«

»Ein erster Beschuss«, unterstreicht der erwähnte Bericht des Flieger- und Flab-Kommandos, »fand anlässlich des ersten Überfluges Baldingen-Würenlingen-Koblentz statt, wobei kein Treffer mit Sicherheit erzielt wurde. nach dem neuerlichen Einfluge bei Zurzach erhielt das Flugzeug in der Folge mehrere Treffer, die es so schwer beschädigten, dass der Befehl zum sofortigen Absprung gegeben wurde. Sieben Mann konnten das Flugzeug normal verlassen, einer [der Navigator] blieb mit dem Fallschirm am Flugzeug hängen und wurde mitgerissen, ein weiteres Besatzungsmitglied

konnte sich wahrscheinlich nicht rechtzeitig zum Absprung entschliessen. Die beiden letzteren fanden beim Aufprall am Boden den Tod. Einer der mit dem Fallschirm Abgesprungenen fiel in die Aare. Er verschwand rasch in den Fluten, ohne dass ihm hätte Hilfe gebracht werden können. Seine Leiche wurde im Rechen des Stauwehres Beznau gefunden.«

Am 5. September 1965 errichtete die Gemeinde Würenlingen den ums Leben gekommenen amerikanischen Fliegern am Ort des Absturzes einen Gedenkstein. Bei der Einweihung gedachte der Gemeindeammann Ernst Meier zwar in bewegenden Worten der Opfer des Abschusses, verzichtete jedoch auf den Versuch, die Widersinnigkeit, die weniger in seinen Ausführungen als in der Sache selbst lag, zu klären: »In treuer Pflichterfüllung haben sie sich als Soldaten für die Verteidigung der Menschenrechte, für die Erhaltung der Freiheit, ja auch für die damals bedrohte Freiheit unseres Landes eingesetzt und mussten dafür ihr Leben lassen.«

Die Schweizer Armee, die aus Angst davor, dass die Alliierten deutsch-schweizerische Grenzkraftwerke bombardieren könnten, im November 1944 erhebliche Anstrengungen unternommen hatte, die Flab in Stellungen südlich des Rheins zu konzentrieren, setzte den Piloten Vince F. Fagan beim Verhör unter starken seelischen Druck und liess nichts unversucht, die Schuld am Abschuss ihm zuzuschreiben: der »Liberator« sei »mit offenem Bombenschacht geflogen«. Fagan, der gleich nach seiner Landung nur durch hartnäckiges Fordern erreichte, dass die Heerespolizei ihn zur Absturzstelle brachte, und der sich den Tod des Seitenschützen und des Navigators nicht erklären konnte, brach schliesslich ein. Der Bericht des Kommandanten der Flieger- und Flabtruppen zitierte dieses »Geständnis« mit dem Gestus triumphierender Rechthaberei: »Der Pilot dieses Flugzeuges hat auf Befragen hin erklärt, dass er es als selbstverständlich angesehen habe, dass man auf sein Flugzeug (...) geschossen habe.«

Der Gedenkort in Würenlingen liegt hinter einem Rebberg an einem Feldweg, etwa 100 Meter vom Wald und ca. 500 Meter vom Dorf entfernt. Ringsherum Äcker. Tausende von Metern über mir ziehen sich auf blauem Untergrund und hinter ein paar wenigen Wolken zwei weisse Kondensstreifen über den weiten Himmel.

Nur das Summen der Bienen auf den Blütenhecken, die das Denkmal, die Ziertännchen, eine Steinbank und den noch kleinen schattenspendenden Baum umgeben, ist zu hören, als ich die Inschriften entziffere, und ganz entfernt noch, kaum mehr wahrnehmbar, das verschwindende Geräusch eines bereits unsichtbar gewordenen Düsenflugzeugs.

Als 13jähriger war damals Josef Rennhard, der heute Chefredaktor ist (»Der Schweizerische Beobachter«), mit anderen Kindern aus Gippingen/AG gleich nach dem mitverfolgten Abschuss auf dem Velo zur Absturzstelle gefahren, die »weiträumig abgesperrt war«: »Viele Leute standen herum. Schauernd erfuhren wir Details (...). Ein Mann in der Menge sagte: »Wir mussten sie abschiessen; das verlangt der soldatische Gehorsam und die Neutralität.« Ich verstand nur halb, was er meinte. Wir Jungen hatten unser Schauspiel gehabt. Tiefer nachzudenken begann ich erst, als der Gesanglehrer nach den Weihnachtsferien mitten im Klavierspiel innehielt. Eigentlich sei es eine Schande, sagte er, dass wir Schweizer jene, die uns vom Hitler-Terror befreien, »vom Himmel obena-beschüsset«. Manchmal denke ich, jener mutige Satz meines Lehrers habe vielleicht ein Stück weit dazu beigetragen, dass ich »Beobachter«-Redaktor wurde.«

Ihre vorletzte amerikanische Maschine schoss die Schweizer Flab am 4. Februar 1945 bei Chiasso ab. Vermutlich aus Versehen hatten amerikanische Jagdflugzeuge im Zusammenhang mit der strategischen Bombardierung der Bahnlinien zwischen Norditalien und dem Deutschen Reich am 11. und am 27. Januar 1945 den Bahnhof von Chiasso mit Maschinengewehrfeuer belegt. Ein Lokomotivführer war beim ersten Angriff getötet worden. Daraufhin waren in dem Gebiet zwei 20mm Fliegerabwehr-Batterien »in Stellung gebracht« worden: »Am 4. Februar 1945 10 Uhr 30 flog neuerdings eine Fliegerstaffel amerikanischer Jagdflugzeuge von Como her den Bahnhof von Chiasso an, worauf beide Batterien das Feuer (...) eröffneten. In einem dieser Flugzeuge wurden Treffer beobachtet und es stürzte in der Folge ca. 3 km südwestlich von Chiasso auf italienischem Gebiet ab.« Das Schicksal der Besatzung blieb ungeklärt.

Das letzte abgeschossene alliierte Flugzeug war eine B-24, die

bei der Bombardierung einer Eisenbahnbrücke in Vipiteno getroffen worden war und mit nur noch zwei Motoren zur Landung in die Schweiz einfliegen wollte. Ihr Pilot war Leighton R. Ellis. »Unsere Bodenabwehr beschoss mit Erfolg ein weiteres amerikanisches Flugzeug, aus dem die Besatzung mit Fallschirmen absprang. Das Flugzeug verschwand jenseits unserer Grenzen«, berichtete damals die Zeitschrift ›Luftschutz‹. Die Maschine stürzte auf österreichischen Boden, die Besatzung landete in der Schweiz.

›HOHN‹

Dem schweizerischen Luftkrieg gegen die alliierten Flugzeuge fielen je nachdem, ob die Zweifelsfälle hinzugezählt werden oder nicht, sechsunddreissig oder achtundvierzig Besatzungsmitglieder zum Opfer. Ums Leben kamen mindestens sechzehn Amerikaner – falls die Maschine von Alvaneu (1. Oktober 1943) hinzugerechnet wird, sogar zweiundzwanzig –, nämlich sieben bei Ragaz (1. Oktober 1943), sechs beim Greifensee (24. April 1944) und drei bei Würenlingen (25. Dezember 1944) – ob der Pilot der Maschine von Chiasso, die in Pare/Italien abstürzte, ums Leben kam, ist wie gesagt nicht bekannt. Ebenfalls aufgrund schweizerischer Beschiessung ihr Leben verloren haben mindestens zwanzig Briten – bei Hinzuzählung der Maschine von der Alp Gräppelen (28. April 1944) wären es gar sechsundzwanzig –, und zwar je sieben bei Bouveret und Sion (12./13. Juli 1943) und sechs bei Hitzkirch (28. April 1944).

Laut offiziellen Armeeangaben werden für die Alliierten auf Schweizer Gebiet hundertsiebenunddreissig Notlandungen und Landungen gezählt (soweit ersichtlich drei britische und hundertvierunddreissig amerikanische), ferner achtundzwanzig Abstürze als Folge vorangegangenen deutschen Beschusses (fünf britische und dreiundzwanzig amerikanische). Abschüsse durch Schweizer Fliegertruppen verzeichnet die Statistik für die Alliierten sechs – alles amerikanische Flugzeuge –, nämlich die Maschinen vom Greifensee (24. April 1944) und von Laufen (15. Oktober 1944),

sowie vier sogenannte Geisterflugzeuge – Siebnen (13. April 1944), Effretikon (20. Juli 1944), Adligenswil (27. Februar 1945), Trimbach (27. Februar 1945) –, bei denen die Besatzung schon abgesprungen war.

Abschüsse durch Schweizer Flabtruppen zählte die offizielle Statistik neun: fünf britische – die beiden von Bouveret und Sion (12./13. Juli 1943), diejenige von Hitzkirch und offensichtlich auch jene von der Alp Gräppelen (28. April 1944), sowie diejenige von Volketswil (30. September 1944) –, und vier amerikanische, nämlich die Maschinen von Ragaz und Alvaneu (1. Oktober 1943), Würenlingen (25. Dezember 1944) und Chiasso (4. Februar 1945).

Dieser Chronologie der Abschüsse alliierter Maschinen durch die Schweizer Armee wäre die Chronologie der Hoffnungen der schweizerischen Bevölkerung auf einen alliierten Sieg gegenüberzustellen. Es wäre die Geschichte jener Frauen zu schreiben, die nach der Kapitulation Italiens im Sommer 1943 im Freudentaumel sogar ans Eingemachte gingen: »Hausfrauen veranlassten ihre Familien, die sorgsam gehüteten Notvorräte aufzuessen, da in nächster Zeit billigere Lebensmittel im Überfluss in die Schweiz strömen würden« (›Heer und Haus‹-Aufklärungsdienst, Dr. A. Lindt). Aus Luzern wurde von »Festen bis in den Morgen hinein in den Wirtschaften« berichtet und der informelle ›Heer und Haus‹-Mitarbeiter Dietrich Marti schrieb am 9. August 1943 aus Engi im Kanton Glarus: »Seit dem Umschwung in Italien ist hier fast allgemein die fixe Idee aufgetaucht, dass es nun in nächster Zeit zu einem allgemeinen Frieden kommen werde, und dann für uns Schweizer wieder alles gut sein werde.«

Es wäre zeitlich sogar noch früher einzusetzen, bei der grossen Wende in Stalingrad (November 1942 bis Januar 1943) und im Wüstenkrieg im Norden Afrikas, schrieb doch damals der ›Heer und Haus‹-Korrespondent Walter Lüem, Seminarist aus Windisch: »Am meisten beschäftigt die Leute jetzt das Geschehen auf dem russischen und nordafrikanischen Kriegsschauplatz. Man betrachtet allgemein diese Teilerfolge der Alliierten als kriegsentscheidend und man ist schon wieder geneigt, sich einem ungesunden Optimismus hinzugeben.« Nach der geglückten Landung der

Alliierten an der Westküste Frankreichs am 6. Juni 1944, welche ohne vorgängigen strategischen Luftkrieg und den anschliessenden massiven taktischen Einsatz alliierter Bomber während der Operation unmöglich gewesen wäre, schrieb C. Fiorina aus Frauenfeld: »[M]an hört seit dem Beginn der Invasion vielerorts die Bemerkung fallen, der Krieg könne nicht mehr allzu lange dauern und wir in der Schweiz hätten nichts mehr zu befürchten« (8. Januar 1943).

Obwohl der schweizerische Geheimdienstmann Hauptmann Hans Hausamann schon am 20. November 1941 prophezeit hatte, dass »das Auseinanderfallen der Achse (...) nur noch eine Frage der Zeit« sei und Deutschland die eroberten Gebiete nicht halten könne – es werde sich »zu Tode« siegen –, verlegte sich die Armee auf einen konsequenten Zweckpessimismus, selbst auf das Risiko hin, nicht mehr ernst genommen zu werden. Als die Schweizer Armee im Zuge der schrittweisen Befreiung Italiens vor der Gefahr zu warnen begann, dass die Alliierten von Süden her über unsere Grenzen kommen könnten, schrieb das »Heer und Haus«-Mitglied Otto Senn-Wagner aus Arlesheim/BL über die allgemeine Reaktion auf solche Erwägungen: »Tatsächlich rechnet kein Mensch mit einem Angriff von Seiten der Alliierten. Mit der Erwähnung einer solchen Möglichkeit erntet man Hohn und Spott« (24. Oktober 1943). Lächerlich klang es eben schon, wenn etwa der Aufklärungsdienst von »Heer und Haus« (i.A. Bodmer) drei Tage vor Ankunft der Amerikaner an unserer Westgrenze einem Mitglied in Eschenz/TG die höhere Mathematik der schweizerischen Neutralität wie folgt erläuterte: »Wenn wir von einer der kriegsführenden Mächte angegriffen werden sollten, fällt damit unsere Neutralität nicht ohne weiteres dahin. 1. Wir haben alsdann die Wahl, allein weiterzukämpfen, ohne uns mit der Gegenpartei zu verbünden. Wir sind durchaus frei, dies zu tun. 2. Will uns die Gegenseite mit Gewalt zu Hilfe kommen, können wir uns auch gegen diese verteidigen und damit einen Zweifrontenkrieg führen. 3. Wir können uns aber, wenn wir von einer Partei angegriffen werden, auch mit der anderen Partei verbünden. (...) Es ist unverständlich, dass es immer noch Wehrmänner gibt, die glauben, dass unsere Neutralität konjunkturbedingt sei und dass wir

uns nur gegen gewisse Angreifer verteidigen werden. Es ist auf diesem Gebiet noch eine grosse Aufklärungsarbeit seitens unserer Mitarbeiter zu leisten« (23. August 1944).

Derlei Grossmachtphantasien des Aufklärungsdienst-Mannes Bodmer ausgelöst hatte Arnold Ullmann aus Eschenz mit seinem Brief vom 22. August 1944: »Unser Zugführer hielt letzthin innerhalb unserer Kompanie ein Referat mit Diskussion, er stellte die Frage, wie wir uns verhalten im Falle eines Angriffes von deutscher Seite, und wie wir uns verhalten, wenn die Alliierten uns zu Hilfe kommen? Der grösste Teil war der Meinung, dass man den Deutschen Widerstand leistet und die Alliierten in die Schweiz einziehen lässt.« Dies schien damals in der Tat der Grundtenor sowohl bei der Truppe wie auch der Bevölkerung gewesen zu sein. Aus Sameden schrieb am 5. November ein O. Sutter: »Wir stellen fest, dass bei gewissen Leuten (...) die Ansicht besteht (...), dass bei einem Angriff der Alliierten auf die Schweiz dieselbe sich nicht verteidigen könne, aber dies auch nicht brauche, da dieselben ja nur das Wohl der Schweiz wollen und dieselbe nachher intakt bleibe.« Aus Basel-Stadt berichtete ein Hans Arntzen am 29. Januar 1944: »Schon oft habe ich selbst von Wehrmännern die Meinung gehört, dass wir uns bei einem eventuellen Angriff seitens der alliierten Armeen nur symbolisch zur Wehr setzen sollten. Durch einen energischen Widerstand würden wir (...) uns einer unnötigen Verlängerung des Krieges schuldig machen.«

Die geistig-politische Orientierungslosigkeit der Armeeführung blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Motivation der Dienstleistenden. Bei den Truppen der 6. Division herrsche eine »bitterböse Stimmung«, schrieb W. Spiess am 10. Dezember 1944 aus Stäfa der Sektion »Heer und Haus«: »Die Ursache hiezu scheint im Manöverbetrieb der letzten Wochen zu liegen. Die Truppen verstehen es nicht, dass man sie mit blinder Munition im Lande herumschickte, während an der Grenze die amerikanischen Tanks vorbeierollen.« Der »Vertrauensschwund gegenüber den höheren Vorgesetzten und der Armeeführung« sei »schlimm«. Ganz ähnlich schrieb am 21. Oktober 1944 auch W. Baumgartner aus Wil/SG: »Ich muss leider feststellen, dass die Moral des Schweizer Soldaten stark gesunken ist.« Insbesondere gebe »der preussische Militar-

mus in der schweizerischen Armee« den Soldaten schwer zu schaffen. »Die unterschiedliche Behandlung zwischen Offizier und Soldat ist zu krass.«

Aus Zürich schrieb am 2. November 1944 eine Frau Spillmann, dass »unsere Bevölkerung (...) gegen weitere militärische Beanspruchung protestiert: »Erschtens schüssted mer sowieso und under keine Umschände uf die Alliierte, und zweitens chönted mir ja doch nüt mache, wänns chämted.«

Tatsache ist, dass die Schweizer Armee unter weitgehendem Ausschluss der Bevölkerung diesen Krieg gegen die Alliierten damals seit langem führte, eben über dem Himmel der Schweiz – in der Luft. Dabei hatte sie mit den britischen und amerikanischen Fliegern ein leichtes Spiel. Diese traten mit ganz wenigen Ausnahmen nicht auf die Kampfhandlungen der Schweizer ein und verzichteten darauf, das Feuer zu erwidern. Gegenbeispiele gibt es eigentlich nur vier. Als die Schweizer Flab in der Nacht vom 20./21. Juni 1943 an der Nordgrenze auf britische Maschinen schoss, die sich im Anflug auf Friedrichshafen befanden, »feuerte«, wie das Britische Aussenministerium am 2. Juli 1943 an die Britische Gesandtschaft in Bern schrieb, »zum ersten Mal ein Flugzeug auf eine der schweizerischen Batterie-Stellungen, glücklicherweise, ohne Schaden anzurichten. Einige Brandbomben waren abgeworfen worden. (...) Die Regierung Ihrer Majestät zeigte sich tief beunruhigt (...). Ein Einschätzungsfehler ist ausgeschlossen, da das Flugzeug vorsätzlich auf der Südbank des Rheins auf Schweizer Gebiet flog und wissen musste, wo es sich befand.«

Am 5. September 1944 waren zwei schweizerische »Messerschmitt« 109E gerade damit beschäftigt, eine »Fliegende Festung« (B-17), die bei Winterthur gesichtet worden war, und einen amerikanischen »Liberator« (B-24), der »in der Gegend von Rümlang-Kloten auf ziemlich geringer Höhe flog«, abzufangen und zur Landung zu zwingen, da »erschieden aus grosser Höhe zwei alliierte »Mustangs«, die die beiden Me 109E von Oberleutnant Heiniger und Oberleutnant Treu aus der Überraschung unter Beschuss nahmen. Während das Flugzeug von Oblt. Treu sofort in einer Vril[e]Bohrer]-ähnlichen Steilkurve stürzte, wurde Oblt. Heiniger noch zwei weitere Male beschossen.« Während letzterem mit ein-

gezogenem Fahrwerk noch eine Notlandung in Dübendorf gelang, fand Oblt. Treu den Tod: »Ein Bergungsdetachment des Armeeflugparkes, begleitet von Hauptmann Ott, Stellvertreter des Chefarztes der Flieger- und Flabtruppen, begab sich unverzüglich an die Absturzstelle. Gemäss Meldung von Hptm. Ott wurde Oblt. Treu schon in der Luft durch ein ziemlich grosskalibriges Geschoss schwer verletzt und zwar in der Gegend des Halses oder Kopfes. Durch den Einschuss entstand eine starkblutende Wunde. Das Blut muss sich, nach den Spritzspuren an der Kabine zu schliessen, im Strahl aus der Wunde ergossen haben. Es ist also anzunehmen, dass Oblt. Treu schon in der Luft tödlich getroffen wurde.« So sah Krieg eben auch aus. Die Schweizer hatten die Messerschmitt von Deutschland geliefert bekommen, und es muss angenommen werden, dass die Mustang-Piloten die schweizerischen Maschinen für deutsche hielten.

Am 10. September 1944 wurde »um 10.18 Uhr«, wie die Zeitschrift »Luftschutz« zu berichten wusste, »eine unserer Grenzpatrouillen in der Gegend von Biel-Les Rangiers von einem amerikanischen Jagdflugzeug angegriffen. Eines unserer Flugzeuge erhielt dabei zwölf Treffer und schied aus dem Kampfe aus. Die Besatzung ist unverletzt. Das andere schweizerische Flugzeug setzte den Kampf fort. Es erzielte mehrere Treffer.« Ebenfalls nicht zur Landung zwingen lassen wollte sich, wie die »Luftschutz«-Redaktion berichtete, ein amerikanischer Bomber, der am 20. Februar 1945 um 14 Uhr in der Gegend von Romanshorn in die Schweiz einflog und »zwischen Bern und Freiburg durch eine schweizerische Fliegerpatrouille gestellt wurde. Nach erfolgloser Aufforderung zur Landung eröffneten unsere Flugzeuge das Feuer, das erwidert wurde. Der Luftkampf musste über dem Neuenburger Jura abgebrochen werden.« Bei den Luftinsätzen gegen die Alliierten fand also, um diese statistische Übersicht abzuschliessen, ein Schweizer Fliegeroffizier den Tod (5. September 1944). Den Luftkämpfen mit den Deutschen waren, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, zwei Schweizer Piloten zum Opfer gefallen (4. Juni und 8. Juni 1940).

IV FLUCHTGESCHICHTEN

„LÜMMELHAFTES BENEHMEN“

Sie wurden nicht wie geladene Gäste behandelt. Um einen verhassten aber unumgänglichen Krieg zu führen, hatten sich diese jungen alliierten Flieger soeben noch von ihren Maschinen durch »Flab-Alleen« (»Flak Alleys«) platzender Granaten und einen mit kleinen dunklen Sprengwolken übersäten Himmel – »Garden of Blooming Black Flowers« lautete der angstbeschwörend-poetische Ausdruck – tragen lassen, mit »nichts als Plexiglas« zwischen sich und angreifenden deutschen Jägern. Nun steckten sie in der Schweiz, mitten im umkämpften Europa fest. Wie die Internierten aller übrigen Nationen wurden die alliierten Flugbesatzungen dem schweizerischen Militärstrafgesetz unterstellt. Der Befehl »über die Beziehungen der Zivilbevölkerung zu den Internierten«, den Oberstleutnant Henry als Eidgenössischer Kommissär für Internierung und Hospitalisierung am 1. November 1941 erlassen hatte, verbot auch ihnen auf rigide Weise die meisten Formen menschlich-privater Kontaktnahme: »Die Internierten dürfen nur mit spezieller Bewilligung (...) a. Privatwohnungen betreten, b. Wirtshäuser, Kinos, sportliche Veranstaltungen, Theater und andere öffentliche Veranstaltungen besuchen; c. Fahrräder benützen. Infolgedessen haben sich die Zivilpersonen, speziell die Arbeitgeber der Internierten, zu vergewissern, dass ein Internierter im Besitze einer solchen Bewilligung ist, bevor sie ihm Zutritt in die Wohnung, in die Wirtschaft oder zu einer öffentlichen Veranstaltung gestatten oder bevor sie ihm ein Velo zur Benützung überlassen. (...) Den Internierten ist die Eingehung einer Ehe nicht gestattet. Es sind daher auch alle auf eine solche hienzielenden Beziehungen mit Internierten untersagt.« Das Misstrauen ging tief.

In Artikel 105 legte das aus dem Jahre 1927 stammende Militär-

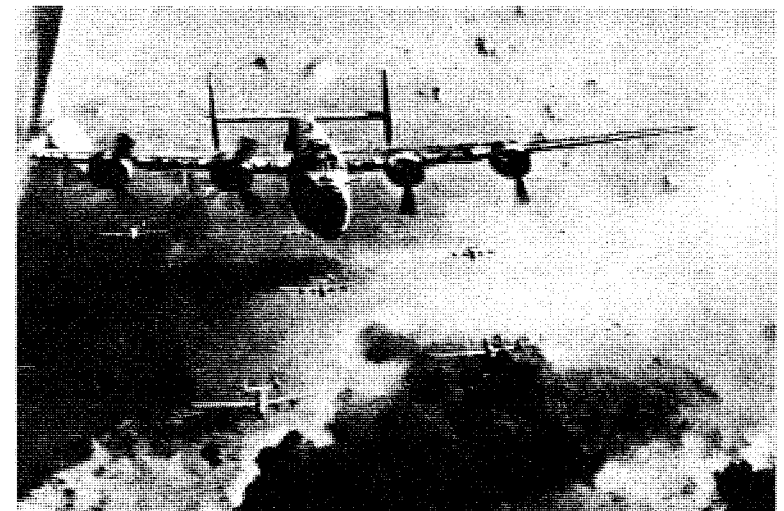
strafgesetz ausserdem unerbittlich fest: »Wer mit Gewalt, Drohung oder List einen Internierten oder einen Kriegsgefangenen befreit oder ihm zur Flucht behülflich ist, wird mit Gefängnis bestraft.« Der Status der Internierten im öffentlichen Bewusstsein damals war der von Lagersträflingen und Zwangsarbeitern. Bauern bezahlten für einen Internierten im Sommer monatlich Fr. 90.- und im Winter 75.-; Gemeinden pro Mann und Tag Fr. 4.50. Davon erhielt der Internierte etwas weniger als die Hälfte (2.-/Tag). »Durch, dass Internierte arbeiten, darf kein Schweizer arbeitslos werden«, lautete der Grundsatz. Die billigen Internierten wurden so vor allem für Arbeiten eingesetzt, »welche unter normalen Bedingungen zu teuer kamen und somit unterblieben wären«, wie Oberst Probst in seinem Schlussbericht »über die Internierung fremder Militärpersonen« 1947 schrieb.

Laut einer Reportage der US-Armeewochenzeitschrift »Yank« vom 12. August 1945 hätten die auf Schweizerboden gelandeten oder heruntergeholt amerikanischen Flugzeugbesatzungen zuerst zu Strassenbauarbeiten eingesetzt werden sollen: »Die amerikanische Vertretung protestierte sofort und wies darauf hin, dass alle diese Flieger entweder Offiziere oder Unteroffiziere wären und nach der Genfer Konvention nicht verpflichtet werden könnten, Zwangsarbeit zu leisten. Auch wurden Proteste eingereicht, dass die für die Amerikaner vorgesehenen Baracken ungenügend wären und den nötigen Platz zum Leben wie auch die Möglichkeiten zum Zeitvertreib vermissen liessen – eine wichtige Überlegung für zum Kampf ausgebildete Männer, die plötzlich in eine lange Periode erzwungener Untätigkeit geworfen werden. Nach langer Diskussion gaben die Schweizer endlich nach. Sie stimmten der Einquartierung der Amerikaner in Hotels in Kurorten zu, wo sportliche Tätigkeit und andere Formen des Zeitvertreibs möglich waren. Hingegen beharrten die Schweizer mehrere Monate lang darauf, diese Hotels anzumieten, ohne vorher die amerikanische Vertretung bezüglich der Hotelmieten zu konsultieren.« Für alle Kosten inklusive aufgelaufene Zinsen kam am Ende des Krieges die amerikanische Regierung auf.

Die schweizerische Hotelindustrie lag damals, wie dem »Yank«-Reporter Sergeant Ed Cunningham nicht entgangen war, »prak-

tisch am Boden«. Die Internierten waren daher ein gutes Geschäft. Interessierten Hoteliers, die sich um die Beherbergung der Amerikaner und Briten bewarben, hatte die Redaktion der »Schweizer Hotel-Revue« aber schon im Dezember 1943 mitgeteilt, dass die Internierten keine »Dauerpensionäre« wären, sondern »ausschliesslich durch Militärküchen verpflegt« würden: »Eine Pensionsverpflegung durch den Hotelbetrieb kommt nicht in Frage.« Unter den Hotels befanden sich auch einige heruntergekommene Etablissements, die in der Nachkriegszeit abgerissen wurden.

»Low standard«, am unteren kulinarischen Ende angesiedelt, so taxierte der aus Australien stammende Royal Air Force Flight-Sergeant Murray Th. Bartle die Mahlzeiten in Adelboden. Er hatte zur Besatzung jener Lancaster gehört, die am 28. April 1944 im Bodensee niederging. Die Verköstigung entsprach in nichts mehr jenen speziell arrangierten »Verhör-Essen«, wie sie Nachrichtendienst-Hauptmann von Meiss mit einigen der Crews zu veranstalten pflegte, um deren Zungen zu lockern. So gesehen kam es ei-



James Mahaffey, Navigator einer B-17, die am 18. März 1944 schwerbeschädigt in die Schweiz einflog: »Kurz bevor wir getroffen wurden, war vor uns ein Flugzeug explodiert und wir flogen durch einige seiner Trümmer. Das wird immer in mein Gedächtnis eingraviert bleiben.« Bild: Alliierte »Liberators« über den Ölfeldern von Ploesti/Rumänien; Sprengwölklein der Flab.

nem plumpen Propagandatricks gleich, wenn Oberst Probst, der nach dem Krieg wegen den Skandalen im Interniertenwesen arg unter Beschuss gekommene Sektionschef des Eidg. Kommissariats für Internierung und Hospitalisierung, in seinem Schlussbericht von »der Begeisterung der neuangekommenen über den guten Empfang« sprach und zum Beweis das überschwengliche Lob jener, die sich vom ersten Eindruck blenden liessen, zitierte: »The food is delicious and plentiful«; »we are eating very good, have beer and wine with meal«; »plenty of beer and whiskey«; »they treat us like kings« etc. Wie einem auf den 21. März 1944 datierten Dokument aus dem Bundesarchiv zu entnehmen ist, hatte der Chef der »Zensurstelle für Interniertenpost« diese Äusserungen, welche die drei bzw. fünf Tage zuvor gelandeten Amerikaner Donald H. Mac Mullen, Harry Blake, David Homes und Bruce Batchelder in Privatbriefen nach Hause übermittelten, damals schon mit feinem Gespür für deren Wert säuberlich aufgelistet: »Wir nehmen diese für unser Land günstigen Bezeugungen zu Protokoll, damit wir sie später zur Gegenüberstellung verwenden können.« Oberst Probst glaubte, es sich dann in seinem Bericht leisten zu können, auf neun solcher augenblicksbedingter positiver Urteile schön abgewogen auch ein – sich gewissermassen selbst diskreditierendes – negatives zu bringen: »Die Verpflegung ist nicht besser und nicht reichlicher als im Gefangenenlager! ... Ich habe die Armee satt und die Schweiz ist mir zum Tode überdrüssig.«

Schlimmer noch war die Monotonie und Langeweile in diesen entlegenen Alpenlagern. Die Hotels waren von je einem Wachsoldaten bewacht und die internierten Amerikaner von 21 Uhr an bis 08 Uhr eingesperrt. Um 23 Uhr und 03 Uhr wurden Zimmerkontrollen (»bed checks«) zur Vereitelung von Fluchtversuchen durchgeführt, wie James Green berichtet, der nach Davos kam und Kopilot einer B-24 war, die am 11. Juli 1944 eine Notlandung in Altenrhein gemacht hatte. Die alliierten Flieger führten in Adelboden, Wengen und Davos nur sehr bedingt das, was Oberst Probst »das Leben des Kurgastes« nannte. Sicher amüsierten sie sich in den Wintermonaten auch mit Schlittschuhlaufen, Schlitteln oder Skifahren, aber ansonsten blieb ihnen angesichts des ein-

tönigen und langweiligen Tagesablaufs, der »dull, boring daily routine«, oft nichts anderes übrig, als mit endlosem Pokerspiel die Zeit totzuschlagen. In Wengen stellten die amerikanischen Internierten mit einfachen Mitteln eine Zeitschrift her, den »Yankee-Yodeler«. James Stotts, Bordschütze einer B-17, die am 24. April 1944 gelandet war, hatte an einer Gründungssitzung im Oktober 1944 den ironischen Namen vorgeschlagen. Er starb nur wenige Tage später, am 16. Oktober 1944, nach einem Sturz aus dem dritten Stock seines Hotels. Es wurde Selbstmord vermutet. Auf ähnliche Weise war schon am 19. August 1944 in Davos Alfred M. Shearer jr., der Navigator einer B-17, die am 13. Juli mit einer Bruchlandung in Emmen niedergegangen war, aus einem Hotelfenster gestürzt und ums Leben gekommen. Es wurde ebenfalls Suizid angenommen, aber weitere Nachforschungen unterblieben.

1943, nach den ersten Abschüssen und Landungen, hatte ein Teil der Schweizer Bevölkerung noch damit gerechnet, dass die alliierten Flugbesatzungen in den Genuss derselben Regelung kommen würden, von der 1940 die Deutschen profitiert hatten. Frau Trudy Seiler aus Malans schrieb am 20. November 1943 der Sektion »Heer und Haus«: »Ich habe vor einiger Zeit gehört, dass die amerikanischen Piloten, die in der Schweiz notlanden, gar nicht interniert würden, [sondern] wieder frei gelassen [werden]. Die Schweiz habe anfangs vom Krieg auch Deutsche frei gegeben und infolgedessen verlange nun Amerika die Freigabe aller Piloten. Stimmt das oder ist es auch nur ein Gerücht?« Doch von Plänen zu deren Freilassung konnte keine Rede sein. Im Gegenteil wurde jeder Fluchtversuch mit unnachgiebiger Härte bestraft. Um dem amerikanischen Fluchthilfenetz auf die Spur zu kommen, wurden in Davos die Telefone aller Verdächtigen abgehört.

Das Haager Abkommen über die Pflichten und Rechte der Neutralen hätte eine sehr viel lockerere Haltung erlaubt, lautet doch dessen 6. Artikel: »Eine neutrale Macht ist nicht dafür verantwortlich, dass Leute einzeln die Grenze überschreiten, um in den Dienst eines Kriegsführenden zu treten.« Was für eigene Landsleute galt, hätte doch in sehr viel höherem Masse für Angehörige anderer Nationen gelten müssen. Die Schweiz liess sich stattdessen von Art. 2 des Haager Abkommens leiten, das gar nicht von der

Flucht internierter militärischer Einzelpersonen, sondern von organisierten Truppendurchmärschen sprach: »Es ist den Kriegsführenden untersagt, Truppen oder Munitions- oder Verpflegungskolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen.«

In einem Exposé für das Eidg. Militärdepartement vom 22. November 1944 argumentierte der Armeeauditor Oberstbrigadier Eugster: In einem Verzicht auf eine harte Bestrafung von Fluchtversuchen »läge (...) eine Begünstigung Kriegführender im Sinne des Art. 2 dieses Abkommens, die dem Gegner des jeweils begünstigten Staates zu Repressalien oder gar kriegerischen Massnahmen gegen unser Land Veranlassung geben könnten. Das kann die schweizerische Landesregierung nicht verantworten.« Die allgegenwärtige Angst davor, dass auch die geringste Hilfeleistung für die Alliierten in Deutschland falsch – das heisst: *richtig* – verstanden werden könnte, erklärt hingegen wiederum nicht alles. Es gab in der Armee und bei den Internierungsbehörden eine Menge Leute, die ihre Macht ganz gern ausübten.

Auf sehr symbolische Weise zeigte sich dies bei der Durchsetzung der militärischen Grusspflicht für Internierte gegenüber Schweizer Offizieren. Hauptmann Meng, Kommandant in Herisau, beklagte sich am 4. April 1944, er habe »wiederholt die betrübliche Feststellung gemacht, dass die Mannschaften der englischen Interniertenlager sehr schlecht grüssen. (...) Ich traf einzelne Leute oder auch ganze Gruppen, die mich blöd anlotzten, ohne zu grüssen. Wir Offiziere dürfen verlangen, dass wir von diesen Leuten gegrüsst werden. Es wäre eine unverantwortliche Privilegierung der Internierten gegenüber den Angehörigen unserer Armee.« Als Internierte Gelegenheit erhielten, an die Basler Mustermesse zu fahren, beschwerte sich ein Schweizer Offizier, der eine Gruppe – stets korrekt grüssender – polnischer Internierter begleitete, die britischen Internierten hätten sich »unmöglich verhalten«: Nicht einer habe ihn gegrüsst. An einer Stelle im Mustermessegelände habe es einen für Englischsprechende reservierten Vergnügungsort gegeben: »Auf hundert amerikanische und britische Internierte seien keine zehn ohne weibliche Begleitung gewesen.«

Nach einem Vorfall in Fribourg wurde die Heerespolizei einge-

schaltet. In seinem »Rapport gegen internierte Truppen« beschwerte sich Oberst Nicola, der Kommandant der Motorisierten Artillerie Rekrutenschule VI über »drei amerikanische Soldaten«. Gemeint waren der Bombenschütze Lieutenant James Mc Gann und die beiden als Kopiloten ausgebildeten Lieutenants Charles Waska und Donald Malloy: »Am Auffahrtstag, 18. Mai 1944, haben sich diese in Fribourg vor dem Hotel Suisse in äusserst flegelhafter Weise benommen. Offiziere meiner Schule, welche vor der Terrasse des Hotels Suisse sassen, wurden ignoriert und nicht gegrüsst. Auf meine Frage, ob sie Offiziere der schweizerischen Armee nicht grüssen, wurde geantwortet, sie ignorier[t]en schweizerische Offiziere. Das läumelhafte Benehmen dieser »Soldaten« hat dermassen Aufsehen erregt, dass sich die Direktion des angesehenen Hotels veranlasst sah, ihnen die Abgabe von Zimmern zu verweigern. Wenn man nicht will, dass sich der Unwillen sowohl bei der Bevölkerung wie in der Armee noch mehr steigert, ist es höchste Zeit, solchen Elementen die Lektion zu erteilen, die sie verdienen.«

Was war geschehen? Die drei Amerikaner hatten die Erlaubnis erhalten, an Auffahrt einen religiösen Konvent zu besuchen (»C.Y.O. convention«) und in der amerikanischen Armee galt ganz einfach die Bestimmung, dass auch hohe Offiziere in einem geschlossenen Raum wie diesem Hotel oder beim Essen – wie auf der Terrasse, wo zwei der Amerikaner speisten – ignoriert werden durften. James Mc Gann gab der Heerespolizei an, er sei, »als er mit einer Hotelangestellten redete, von einem Offizier, dessen Rang er nicht beachtet [habe], in französischer Sprache mit lauter Stimme angedet [worden] (...). Da er die französische Sprache nicht verstehen konnte, hatte ihm eine Hotelangestellte (...) übersetzt. Sobald er von den Wünschen des Offiziers Kenntnis erhalten habe, habe er ihn sofort mit einem Handgruss gegrüsst. Da nach amerikanischem Brauch die Offiziere gleich welchen Ranges in einem Gebäude nicht gegrüsst werden müssen, so habe er (...) weiters gar nicht auf Offiziere geachtet. Er erinnere sich, dass er den gleichen Herrn Oberst zwei- oder dreimal auf der Strasse getroffen habe, und dass er ihn dabei aber immer ordnungsgemäss gegrüsst habe.« Es ist seit altersher in der Schweiz ein Unruhestif-

ter, wer es unterlässt, hochhängenden Hüten den schuldigen Respekt zu erweisen...

Allergisch reagierten gewisse Schweizer auch, wenn amerikanische Internierte anzumerken wagten, dass das Ausbleiben eines deutschen Angriffs auf die Schweiz vielleicht weniger den schweizerischen Verteidigungsbemühungen als der Tatsache zuzuschreiben war, dass den Deutschen seit dem Eintritt der Amerikaner in den Krieg die Kraft für dergleichen Unternehmen fehlten. Von W. Holzer aus St. Imier erhielt »Heer und Haus« am 10. September 1943, einige wenige Wochen nach dem Auftauchen der ersten Amerikaner in der Schweiz, folgende Zuschrift: »Die Bevölkerung ist wegen der wirklich ungeeigneten Haltung der amerikanischen Internierten sehr unangenehm überrascht. Diese Internierten (...) führen (...) in Magglingen (...) ein wahres Prasserleben; Trinkgelage mit Champagner sind an der Tagesordnung. Ferner sollen sie sich damit brüsten, dass die Schweiz es den Amerikanern zu verdanken hat, dass sie bisher vom Krieg verschont geblieben ist. Man ist erstaunt, dass die Behörden diesen Internierten eine solche Freiheit gestatten.«

Die Schweiz war im Zweiten Weltkrieg eine streng hierarchisierte, autoritäre Gesellschaft. Die Schweizerinnen und Schweizer standen unter Arbeitsdienstpflicht und sehr viele Lebensbereiche waren stark tabuisiert. Es gab nicht wenige, die fühlten sich durch die vermeintliche Ungezwungenheit und Freiheit der amerikanischen Internierten provoziert. Der kulturelle Unterschied, welcher in ihrer unkompliziert-direkten Art im Umgang mit Autoritäten, im öffentlichen Auftreten und so weiter zum Ausdruck kam, wirkte für diese Leute beunruhigend. Die diffuse Abwehrhaltung gegen den amerikanischen Kultureinfluss war keineswegs notwendigerweise mit einer politischen Rechtsorientierung verknüpft, konnte es aber durchaus sein. Ausgesprochen war dies bei Nationarat Dr. Eugen Bircher der Fall. In seiner Interpellation vom 7. Juni 1944 brachte er diese ressentimentgeladene Grundstimmung eines Teils der Bevölkerung, die sich nicht nur gegen Internierte, sondern auch gegen Flüchtlinge richtete, deutlich zum Ausdruck. In seiner Argumentation, die Züge einer veritablen Hetze hatte, äusserte sich eine ungeheure Angst davor, die Anwe-

senheit fremder Internierter könnte in der Schweiz einen Wandel auslösen. Als die von 53 Mitunterzeichnern unterstützte Interpellation in der Herbstsession des Nationalrats zur Beratung kam, hielt Bircher eine demagogische Rede, in der er unter anderem ausrief: »Es ist eine zunehmend schlechte Stimmung festzustellen (...). Wer befiehlt in unserem Lande: wir oder die Internierten und die Flüchtlinge?« Lange Passagen widmete er den Beziehungen zwischen Schweizer Frauen zu Internierten und zitierte aus Zuschriften, in denen sich angeblich Benachteiligte Luft verschafften. Solche etwa, die hatten »mitansehen müssen, wie Schweizermädchen von Internierten geküsst werden und wie die Mädchen sie abends aufs Zimmer nehmen«. Bircher selbst polterte: »Es tut mir leid, aber es muss auch hier einmal gesagt werden: Was unserem Lande an Ansehen und Ehre geschadet hat, das ist das Benehmen eines Teils unserer Weiblichkeit Internierten gegenüber. (...) Gerade diese Minderzahl sogenannter Schweizerinnen kann nicht genug angeprangert werden. Man könnte ganz gut das Beispiel des alten Bern nachahmen, das jetzt auch in Frankreich gemacht wird, und diesen Damen und Dämchen einmal die Haare schneiden auf den Kopf hinunter, dass man sie erkennen kann.«

Bircher bekannte, seit der Einreichung seiner Interpellation von seiten der Bevölkerung »mit Material geradezu bombardiert worden« zu sein. Darunter befanden sich auch Durchschläge von Verhörakten der Polizei. Er sammelte alles und reichte diese Unterlagen mit einem zusätzlichen Kommentar den Behörden ein. Im entsprechenden Abschnitt über »Frauen und Internierte« schrieb er, »es geht heute um die Ehre nicht nur der Schweizerfrau, sondern auch des Schweizervolkes, und um die Reinheit der kommenden Generation«. Dokumentiert ist in Birchers Sammlung etwa der Fall von Frau Cornelia von Büren aus Solothurn, die sich laut polizeirichterlichem Dokument »einer Widerhandlung gegen den Befehl über die Beziehungen der Zivilpersonen zu den Internierten schuldig« gemacht hatte. Sie lebte in Scheidung und hatte in Adelboden »mit einem Internierten namens *Byer*, Samuel, ein Liebesverhältnis«. Byer war Amerikaner und als Bordschütze einer B-17 am 18. Juli 1944 nach einem Angriff auf München in Dübendorf notgelandet. Als er von Adelboden nach Wengen ver-

setzt wurde, zog die damals dreissigjährige Cornelia von Büren ihm nach: »Nach Aussagen der Nachbarschaft hat sie den genannten Internierten zu jeder Tageszeit sogar in Anwesenheit des 4jährigen Töchterchens Cornelia in der Wohnung im Chalet Jeanette empfangen und ist mit ihm auch jederzeit Arm in Arm spazieren gegangen.« Weiter wurde ihr vorgeworfen, sich nach der »Strafversetzung« Byers – einem Karteintrag in den Internierungsakten zufolge kam er vor Militärgericht und in dem Zusammenhang vermutlich ins Straflager Wauwilermoos – mit »einem anderen Internierten« angefreundet zu haben: »Das ungebührliche Verhalten der Frau von Büren bildet sowohl Gesprächsstoff bei den Erwachsenen wie bei der Schuljugend.« Mit scheinheiliger Fürsorge hiess es weiter, dies geschehe »zum Leidwesen des 4jährigen Töchterchens Cornelia, das dabei in jeder Beziehung gefährdet« sei. Die Anklageschrift verlangte, Frau von Büren »gestützt auf vorliegenden Tatbestand und in Anwendung von Art. 107 Militärstrafgesetz angemessen zu bestrafen.« Mehr ist nicht bekannt. Der zitierte Art. 107 MSTG lautet: »Wer (...) öffentlich bekanntgemachten Verordnungen oder allgemeinen Befehlen zuwiderhandelt, die vom Bundesrat, vom Armeekommando (...) oder andern zuständigen (...) Stellen zur Wahrung der militärischen Interessen oder der Neutralität oder in Ausübung der Polizeigewalt erlassen sind, wird (...) mit Gefängnis oder Busse bestraft.«

Das von Bircher zusammengestellte Dossier enthält auch die Abschrift eines Briefes aus Zürich vom 4. Oktober 1944, dessen nicht namentlich genannter Verfasser den »Zerfall des schweizerischen Familienlebens« und die zunehmenden Ehescheidungen brandmarkte: »Die Hurerei hat bereits in unseren Schweizerstädten einen solchen Höchststand erreicht, dass es einem beim Gedanken an die Zukunft unserer heranwachsenden Jugend in der Stadt graut und man sich ernsthafte Fragen stellt über die verheerende Wirkung, die anglo-amerikanische Sex-Appeal-, Gangster- und Swingfilme auf das Gemüt und die Seele unserer Jugend haben. Es ist eine Schande, dass bis jetzt noch nirgends ernsthaft gegen diesen amerikanischen Kitsch und Untergang jedes anständigen Lebens in unserm Schweizerhaus protestiert worden ist. Sind dies die Errungenschaften, welche uns die Alliierten zur Befreiung

Europas bringen wollen: Swing-Musik, Gangsterfilme, Hottentotten-Jazz-Musik, Kidnapping-Abenteuer, Sex-Appeal-Filme zur Ver sinnlichung der Jugend in Höchstform, Streiks, Vergnügungsfimmel etc.? Auf den ersten Blick scheint dies alles nichts mit dem Interniertenproblem zu tun zu haben und doch ist es so, dass diese Internierten – der grösste Teil – damit indirekt verbunden sind, denn es sind die meisten Vertreter dieser Weltgesinnung. Es sind dies Schmarotzer am arbeitenden, anständigen Volk!«

FLUCHT AUS DEM PARADIES

Das Gerücht, »die Amerikaner lebten im besten Hotel in den ›Winterferien‹ in Adelboden«, war nach seinem ersten Auftauchen im Dezember 1943 nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Es herrschte in der Schweiz ohnehin die Meinung vor, es sei eine ganz besondere Gunst, den Boden dieses Landes zu betreten. Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit paarten sich nur allzu häufig mit Missgunst und Neid. Dazu brauchte es noch nicht einmal einen Flirt von Internierten mit Schweizer Frauen. Am 16. Dezember 1943 meldete etwa ein Leutnant der Schweizer Armee, ein Berner habe ihm erzählt, an einem Ball »mit eigenen Augen« amerikanische und englische Piloten in Zivil »als letzte ganz besoffen in der Bar« eines Hotels gesehen zu haben.

Wenn britische oder amerikanische Internierte versuchten, aus der Schweiz zu fliehen, um zu ihren Kampfverbänden zurückzuzugelen – und diese Fluchtunternehmen scheiterten –, wurden sie mit einer Unnachgiebigkeit behandelt, die ohne diese tiefsitzenden Ressentiments nicht zu erklären ist. Es war, als stünde die Schweiz mit den Alliierten im Krieg. Mit Schweizerinnen und Schweizern, die den Amerikanern und Briten halfen über die Grenze zu gelangen, wurde wie mit Verrätern umgegangen. Der Detachements-Chef der Heerespolizei (Abteilung Internierung), Oberleutnant Kuhn, erstellte im Dezember 1944 eine lange Liste »verzeigter Personen, die den Amerikanern zur Flucht verholfen haben«. Darunter befanden sich acht Kellner, vier Serviertöchter,

zwei ›Haustöchter‹, vier Hotelportiers, neun Taxihalter, zwei Chauffeure, vier Angestellte, zwei Kaufleute, ein Hilfsarbeiter, ein Mechaniker, ein Student, ein Arzt, eine Klinikbesitzerin, eine Krankenschwester, zwei nicht näher bezeichnete Frauen und ein Beamter. Die Amerikaner verliessen diesem Bericht zufolge die Schweiz jeweils bei Vallorbe, Les Verrières, Le Noirmont, La Brévine, Le Brassus, St. Cerque, Crassier, Genf und St. Gingolph.

Vor der Befreiung Frankreichs wurden die Flüchtenden von der französischen Untergrundbewegung auf geheimen Wegen nach Spanien geführt, von wo aus sie zurück nach England gelangten. Von August/September 1944 an brauchten sie sich nur noch bis zum nächsten alliierten Truppenstützpunkt durchzufragen. Einer der unerbittlichsten Fahnder der Heerespolizei war der Gefreite Urban Engi. Er war nach Davos versetzt worden, weil er einer Italienerin bei einem Verhör »einige Ohrfeigen versetzt« hatte, wie er selber sagte. Am 31. Oktober 1944 wurde er nach eigenen Angaben »wegen Tätlichkeiten gegenüber Internierten und einer Italienerin« verurteilt und von seinem Davoser Posten entfernt. Die Kopien seiner diversen Verhörprotokolle stellte er darauf Nationalrat Dr. Eugen Bircher zu: »Ich habe es also erlebt, dass die Ausländer heute schon mit uns machen, was sie wollen (...), und wenn einem einmal die Nerven durchgehen, gewärtigt man, dass man vor ein Divisionsgericht gestellt wird.« In Davos machte er unter anderen die Bündnerin Elsi Romagnoli dingfest, die ihm am 12. Oktober 1944 gestand, vor drei Tagen ihrem Geliebten Jack M. Athearn – dem Bombenschützen einer B-17, die am 16. März 1944 gelandet war – zur Flucht verholfen zu haben: »Ich liebte [ihn]. Ca. drei Mal pro Woche ass [er] bei uns zu Hause (...). Den ganzen Sommer verbrachte ich mit [ihm] in Davos. Schon anfangs September liess [er] mich wissen, dass er beabsichtige, nächstens zu flüchten. Anfangs Oktober meinte [er], dass er nun gehen müsse. Seine Zeit sei abgelaufen. [Er] liess sich nicht mehr bewegen, hier in Davos zu bleiben. So blieb mir nichts mehr anderes übrig, als mit [ihm] die Flucht zu besprechen. (...) Am 9. Oktober morgens um 08.00 Uhr traf ich mit ihm und seinem Kameraden Wilhelm Moor oberhalb Davos zusammen. Beide (...) waren bereits in Zivil.« Zu dritt gaben sie sich nach Frauenkirch, wo der von Elsi

Romagnoli bestellte Fahrer aus Thusis auf sie wartete. Dieser brachte sie ohne Anhalten nach Lausanne. Von da ging die Flucht im Taxi weiter: »Ca. 21.30 kamen wir drei wohlbehalten in Genf an und hielten beim Place du Théâtre an. Kurz nachdem der Chauffeur fort war, erschienen zwei Herren in Zivil, kamen auf uns zu. Einer dieser Herren sprach sehr gut französisch: ›Ah, Fräulein, Sie kommen aus Davos.‹ Auf meine Anfrage betreffend Grenzübertritt wurde mir nichts gesagt. Auf diesem Platz blieben wir ca. fünf Minuten, dann erfolgte der Abschied.« Ihr wurde versprochen, die Nachricht über die Ankunft der beiden Flüchtenden in England werde ihr in einem chiffrierten und mit ›Yvonne‹ unterzeichneten Telegramm zugestellt.

Elsi Romagnoli gab ausserdem zu Protokoll, drei Wochen zuvor den Internierten Nichols und Mc Clure zwei Zugbillette von Davos nach Neuenburg besorgt zu haben.

Strassen- und Zugskontrollen waren damals an der Tagesordnung. Der stellvertretende Chef der Heerespolizei (Internierung), Leutnant Max Steiner, erklärte im Oktober 1945, dass ihr Detachement während der Kriegsjahre einen Bestand von 120 Mann aufgewiesen habe: »Was im Bereich des Menschenmöglichen war, um den Flüchtenden entgegen zu treten, ist unsererseits getan worden.« Zur »Illustration des Raffinements, mit welchem von den Internierten vorgegangen wurde«, erklärte Heerespolizist Steiner, »dass sich Skigirls mit blonden Locken, roten und lackierten Fingernägeln mitunter als amerikanische Soldaten entpuppten«. Truppen des Armeekommandos seien »zu verschiedenen Malen (...) zur Überwachung der Grenzräume im Waadtländer Jura angefordert« worden; es sei »keine Möglichkeit unversucht geblieben (...), um den Evasionen wirksam zu begegnen«, und sie hätten »keine Kompromisse und Bevorzugungen irgendwelcher Art gekannt«. Aber »wir sind bei unserer Arbeit immer wieder auf Schwierigkeiten gestossen; ganz besonders deshalb, weil sich ein grosser Teil unserer Zivilbevölkerung dazu berufen fühlte, den Flüchtlingen ihre Hilfe in jeglicher Form zuteil werden lassen zu müssen.«

Selbst der »Chefberater der Stelle für Interniertenpost«, Haas, leistete Dienst an der Front. Er trieb insbesondere die Koordinierung des Fahndungsdienstes der Heerespolizei und der Berner

Kantonspolizei hinsichtlich der Strassenkontrollen voran. Am 30. September 1944 kontrollierte er »mit dem Kantonspolizisten Schär (...) abends von 20.30 Uhr bis 24.00 Uhr die Zufahrtsstrasse vom Oberland nach Bern. Es wurden 11 Autos angehalten, wovon 3 Lastwagen, 1 Marktfahrercamion mit ca. 10 Personen und Privatwagen.« Er notierte: »Alle Insassen wurden kontrolliert. Keine Amerikaner, keine Beanstandungen.« Tags darauf, am 1. Oktober 1944, wurde er bei einer Zugskontrolle auf der Linie Zürich-Biel-Lausanne fündig. Chefberater Haas war mit dem Heerespolizisten von Känel in Solothurn zugestiegen: »In diesem Zuge wurden während der Kontrolle sukzessive zwölf internierte Amerikaner in Zivilkleidung festgestellt. Drei davon befanden sich in der 2. Klasse in Begleitung einer Lausanner Dame. Sie waren im Besitze von Fahrkarten Zürich-Lausanne. Drei weitere Internierte, wovon einer ein Jugoslawe, waren in der 3. Klasse, mit Fahrkarten von Klosters-Lausanne. Die übrigen sechs waren ebenfalls im Besitze von Fahrkarten 3. Klasse Zürich-Lausanne. In Grenchen ersuchte ich den Bahnhofvorstand, (...) zur Polizei nach Biel zu telefonieren, damit man einen oder zwei Polizisten an die Bahn schicke, weil ich beabsichtigte, die Amerikaner in Begleitung von Heerespolizist von Känel der Polizei zu übergeben. Ich hatte vor, mit dem gleichen Zug weiterzufahren, um mich der Dame anzunehmen, welche vermutlich Schlepperdienste leistete. In Biel war jedoch keine Polizei auf dem Perron, so dass ich mit Heerespolizist von Känel mit der Festnahme von sechs ausgerissenen Internierten – fünf Amerikaner, ein Jugoslawe – derart stark in Anspruch genommen war, dass wir uns vorerst mit den übrigen nicht mehr befassen konnten. (...) Beim grossen Gedränge in Biel wäre ein weiteres Ausreissen möglich gewesen.« Der Zug fuhr ohne sie ab und die telefonisch veranlasste Grosskontrolle in Lausanne verlief ergebnislos: »Die Leute müssen bereits in Neuenburg oder Yverdon den Zug verlassen haben (...). Die Einvernahme der Amerikaner und des Jugoslawen führte zu keinen Resultaten hinsichtlich der Dame, die die drei zuerst festgenommenen Amerikaner begleitete.«

Pech hatte in einem anderen Fall Jack Mc Kinney, Kopilot einer B-17, die nach Flaktreffern über Oberpfaffenhofen am 18. März 1944 brennend in Altenrhein notgelandet war. Anfang Oktober

flüchtete er mit zwei anderen Amerikanern und einem Schweizer Freund mitten in der Nacht auf Fahrrädern aus dem Lager Davos nach Zürich: »Ohne Lichter« brausten sie die Passstrassen hinunter und traten auf den langen flachen Strecken kräftig in die Pedalen. Ziemlich erschöpft, aber sicherlich mit sich recht zufrieden, lösten sie in der Menge, die den Zürcher Hauptbahnhof bevölkerte, Fahrkarten nach Genf, wo sie über die Grenze ins befreite Frankreich wollten. So hatten sie es geplant, doch als sie den Zug besteigen wollten, wurden sie von der Schweizer Heerespolizei angehalten: »Ich wurde verhaftet«, schrieb Mc Kinney später, »die anderen zwei entkamen. Ich verbrachte mehrere Tage in einem mittelalterlich anmutenden Kerker, bis ich ihnen sagte, wer ich war. Vierundzwanzig Stunden später war ich im Wauwilermoos.«

Der bereits erwähnte amerikanische Armeereporter Ed Cunningham erfuhr aus unterschiedlichsten Quellen eine Menge solcher Fluchtgeschichten: »Verschiedene flohen in einer Kutsche eines Beerdigungsunternehmers. Zwei andere versteckten sich in einem geheimen Abteil eines mit Äpfeln beladenen Lastwagens. Einer, der um Einfälle nicht verlegen war, traf sich mit einem Handelsreisenden, der Teppiche verkaufte. Er machte ihm die Idee schmackhaft, ihn im Innern eines seiner Teppiche zu verstecken, bis sie die Brücke überquert hatten, wo die Heerespolizei Fahrzeuge nach flüchtigen Internierten durchsuchte. Um die Grenze zu überschreiten, verschafften sich drei junge US-Fliegerleutnants Schweizer Pfadfinderuniformen, in welchen sie so natürlich wirkten, dass die Grenzwache sie keinen Augenblick aufhielt. Vier andere Amerikaner verkleideten sich als Fischer, um an den Schweizer Wachtposten vorbeizukommen. Mit Stiefeln bis zu den Hüften versehen warfen sie die Angel nach Forellen aus und warteten in der Doubs der französischen Grenze zu. Seelenruhig arbeiteten sie sich flussabwärts. In einem geeigneten Augenblick setzten sie auf die andere Seite über und hatten das französische Ufer schon erreicht, als die Wachen das Täuschungsmanöver begriffen. Aber die Prämie für die romanhafteste Fluchtmethode errangen vier Yankees, die einen Taxifahrer für den Plan gewannen, sie in einem Hochzeitsausflug an die Grenze zu fahren. Sie heuerten die Frau des Taxifahrers als Mitspielende an und einer von ihnen po-

sierte als ihr neu angetrauter Ehemann. Die anderen drei bildeten die Hochzeitsgesellschaft und gemeinsam fuhren sie in einem blumengeschmückten Taxi durch die Strassen. Obwohl die Heerespolizei an der Strassensperre bei einer Brücke in Alarmbereitschaft versetzt war, um die ausgerissenen Internierten zu verhaften, blieben die Hochzeitsreisenden unbehelligt. Die Wachtmannschaft winkte sie gutherzig durch. An einer abgelegenen Stelle in der Nähe der Grenze liessen der »Bräutigam« und sein dreiköpfiges Gefolge die »Braut« mit ihrem Fahrer stehen und machten sich nach Frankreich davon.« In seiner »Yank«-Reportage erzählt Cunningham auch die Geschichte von ^{Kopilot}Leutnant Oscar C. Sampson aus Ridgefield im Staate New York und Leutnant John H. Garcia aus New York City, ^{Kopilot}Kopilot und Bombenschütze einer B-17, die am 24. April 1944 in der Schweiz gelandet war: »Sie wurden in Davos interniert, einer Brutstätte für Nazisympathien und -intrigen [Davos war unter dem 1936 ermordeten Wilhelm Gustloff, dem »Landesgruppenleiter« der NSDAP-Auslandorganisation Schweiz, zu einem Stützpunkt nationalsozialistischer Aktivitäten geworden; der Kurort war ausserdem wegen der Tuberkulose-Höhenkliniken ein Zentrum für Auslandsdeutsche, und es gab auch ein deutsches Konsulat da]. Eines Nachts beschliessen Sampson und Garcia zu zeigen, was sie über die[se] Mitbewohner des Ortes dachten, und rissen die Naziflagge vom Büro des deutschen Konsuls. Die Deutschen protestierten, und die Schweizer Internierungsbehörden ordneten an, dass die zwei Amerikaner in ein Straf-lager geschickt werden sollten. Aber ein befreundeter Schweizer Zivilist warnte die Amerikaner rechtzeitig, so dass sie am 16. August 1944 flüchten konnten. Mit Hilfe des französischen Untergrunds schafften sie es, sich nach Frankreich durchzuschlagen.«

James Mahaffey, Bordnavigator einer am 18. März 1944 gelandeten B-17, berichtet in seinen Aufzeichnungen, dass dieses kleine deutsche Konsulat in Davos mit seiner Nazifahne einem der Hotels, in dem die Amerikaner einquartiert waren, schräg gegenüberlag. Am 4. Juli 1944, dem amerikanischen Nationalfeiertag, hätten sie es vom Hotel-Balkon aus unter Beschuss genommen, symbolisch wenigstens: »Wir feierten den 4. Juli mit Feuerwerk und bombardierten das Konsulat mit Luftraketen.«

Darin, dass »viele Schweizer den amerikanischen Internierten bei der Flucht halfen«, sah »Yank«-Reporter Cunningham »einen Beweis« dafür, dass »die Durchschnittsschweizer die Obstruktionshaltung einiger Regierungs- und Armeevertreter nicht teilten. Viele Schweizer Berufsleute stellten ihre Autos zur Verfügung, um die Internierten zu kleinen Bahnhöfen zu fahren, da die grossen überwacht wurden. Andere Schweizer versteckten Amerikaner bei sich zu Hause oder gaben ihnen Geld für die Flucht. Einige dieser Sympathisanten wurden später von der Schweizer Polizei verhaftet. Verschiedene von ihnen kamen wegen ihrer Hilfe für die Amerikaner ins Gefängnis.«

Einer von ihnen war Korporal Hans Hungerbühler, die rechte Hand des Davoser Lagerkommandanten. Er war in die Flucht der Amerikaner Bob Vail, Elmer Sutters und Clem Skurca eingeweiht und hatte ihnen Reisedokumente verschafft. Aus der Haft heraus bat Hungerbühler Bob Vail nun seinerseits um Hilfe, und dieser besorgte ihm ein Einreisevisum in die USA. Kaum aus der Haft entlassen, wanderte Hungerbühler aus. Seine ersten Stationen waren Colorado, Los Angeles und Honolulu. Dann verlor sich seine Spur.

Aufgrund der Akten der Heerespolizei bis ins Detail rekonstruierbar ist der Fall von Jean Vorburger, einem 27jährigen Kaufmann aus Zürich. Er war am 22. November 1944 mit dem 46jährigen Taxifahrer Ernst Becker von Zürich Richtung Davos gefahren. Wegen der abgehörten Telefone in Davos flog die geplante Fluchtaktion auf. Der Gefreite Max Nebel von der Heerespolizei schrieb in seinem Rapport: »Am 22.11.1944 begab sich der Unterzeichnete nach Küblis, um in der Nähe des Bahnhofes den Strassenverkehr zu kontrollieren, da verschiedene amerikanische Internierte das hiesige Lager fluchtartig verlassen hatten. Gegen 17.00 Uhr traf vom Heerespolizei-Posten Chur die telefonische Meldung ein, dass vermutlich ein Zürcherauto in der Nähe von Küblis Internierte abholen und Richtung Landquart fahren werde. Gleichzeitig wurde die Heerespolizei Festung Sargans anvisiert. Auf diesen Anruf begab ich mich unverzüglich nach Felsenbach – Talenge zwischen Landquart und Seewis –, wo der Treffpunkt zur Strassensperre vereinbart wurde. Um 18.15 Uhr konnte ein

Personenwagen angehalten werden, in dem sich drei Internierte befanden. Neben dem Chauffeur sass ein gewisser Vorburger aus Zürich, der als Begleiter mitfuhr. Während dieser Aktion traf eine weitere Meldung ein, wonach fünf Internierte einen Polizeibeamten in der Nähe von Küblis niedergeschlagen hätten. Da nur drei Internierte festgenommen werden konnten, setzte ich mich sofort mit dem Heerespolizei-Posten Chur in Verbindung, um eine Zugskontrolle Richtung Sargans zu erwirken. Diese Kontrolle wurde von Gefreitem Schärer durchgeführt, der vor Ragaz die beiden Ausreisser erkannte und nach Chur brachte. Um 19.00 Uhr fuhr wir mit den Festgenommenen nach Walenstadt – Befehl vom Polizeioffizier –, und am 23.11.1944 wurden sie nach Chur transportiert. In der folgenden Nacht konnten weitere 16 Internierte auf der Flucht angehalten werden.«

Vorburger wurde dem Untersuchungsrichter übergeben. In einem anderen Bericht wurde festgehalten, es habe nicht ermittelt werden können, dass der Beklagte gegen »Belohnung« gearbeitet habe. Als Vorburger aus der Haft entlassen wurde und zusammen mit seiner Frau, die ihn in Chur abholte, den Zug nach Zürich bestieg, geriet er auch noch in eine Zugskontrolle. Wie die Heerespolizei rapportierte, reiste »das Ehepaar Vorburger in Begleitung zweier Funktionäre des amerikanischen Konsulates Zürich (...). Vorburger verliess den Bahnhof Zürich in Begleitung seiner Gattin und der Amerikaner, die mit ersterem eifrig Gespräche führten.«

In Lausanne waren der 1891 geborene Ingenieur Pierre Mussard und dessen 1922 geborener Sohn Alexandre Mussard eine wichtige Anlaufstelle für flüchtende Internierte. 1945 war Alexandre Mussard als Soldat in der Nähe von Basel stationiert: »Die amerikanischen Flieger gerieten öfters in den schweizerischen Luftraum und die Schweizer Fliegerabwehr eröffnete das Feuer. Meine Dienstkameraden riefen jeweils: ›Wenn wir nur einen herunter-schiessen könnten!‹ Was sie wollten, war, zusehen zu können, wie so ein Flugzeug brennend abstürzte: Zirkus, Kino. Darin liegt das eigentlich Schreckliche – weniger darin, zu schießen und zu tö-

ten, als im Genuss, den dies bereitet: sadistischer Zuschauer sein.« Als ich Alexandre Mussard an seinem heutigen Wohnort Vaucresson in der Nähe von Paris besuche, erzählt er mir, wie er als 18-jähriger 1940 mit einem Wasserbecken, einem Sandkessel und einer kleinen Pumpe jeweils nachts im passiven Luftschutz auf einem Lausanner Haus den britischen Bombern nachgeschaut habe, die den Himmel durchquerten: »Das Geräusch dieser Bomber war sehr schwermütig und geheimnisvoll.« 1941 ging er als Chemiestudent nach Zürich an die ETH. Im gleichen Jahr wurde er auch in die Armee eingezogen. 1942 lernte er erstmals ein Mitglied der französischen Untergrundbewegung kennen. Der Mann hiess Maurice Baverel und war nur vier Jahre älter als er. Während des deutschen Überfalls auf Frankreich war Baverel in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten, hatte sich aber in einer spektakulären Flucht aus dem Lager befreien können und war als blinder Passagier auf den Puffern von Eisenbahnwagen in mehreren Nächten nach Frankreich zurückgekehrt.

Für Mussard war Baverel ein Mann ausserordentlichen Mutes. So soll er kurz danach im Auftrag des französischen Widerstands nach Deutschland zurückgekehrt sein, um zu versuchen, auch seinen Kameraden die Flucht zu ermöglichen. Bis zur Befreiung Frankreichs war Baverel sowohl für den britischen als auch anerkanntermassen für den schweizerischen Nachrichtendienst tätig. Als Grenzgänger zwischen Frankreich und der Schweiz versorgte er nicht zuletzt mit Hilfe von Pierre und Alexandre Mussard die Résistance der Grenzregionen mit Lebensmitteln, Medikamenten und Waffen. Baverels Deckname war ›Victor‹.

Erstmals in Kontakt mit amerikanischen Internierten war Alexandre Mussard in Zürich gekommen. Eine Gruppe von ihnen war singend unter seinem Fenster vorbeigezogen, und da seine Mutter, Helma Mussard-Hirth, Amerikanerin war, hatte er in dem Lied einen Teil von sich selbst entdeckt. In Davos hatte er danach mit amerikanischen Internierten Poker gespielt, aber wenn er gegen sie zu verlieren begann, hörten sie gleich auf: Sie spielten zu gut und wollten ihm, so erzählt Mussard, nicht das Geld abknöpfen. Nach dem unglücklichen Tod seiner Mutter im April 1944 – sie starb an einer von den Ärzten schlecht behandel-

ten Bauchfellentzündung –, wurde die Lausanner Wohnung zu einem Durchgangsort für amerikanische Internierte. Alexandre Mussard erinnert sich noch gut an die ganz andern Umgangsformen der amerikanischen Offiziere. So nahm ein junger amerikanischer Fliegeroffizier einmal ganz selbstverständlich auf dem Bordstein des Trottoirs Platz, als sie in Lausanne auf den Bus warteten, während Schweizer Offiziere sich damals in der Öffentlichkeit nicht einmal auf eine Bank setzten.

»Am 15. August 1944 verhalfen wir einem Dutzend Amerikaner zur Flucht über den Genfersee. Ich bat Freunde – eine begüterte Familie, die ein Bungalow am Seeufer von St. Sulpice besass –, ob sie es mir nicht zur Verfügung stellen würden. Ich könne ihnen aber den Grund dafür nicht sagen. Sie willigten ein, und wir liessen dort die zwölf amerikanischen Flieger zusammenkommen. In der Zwischenzeit hatte mein Vater in Vidy ein Fischerboot geholt. Damals waren sie noch nicht mit Ketten und Vorhängeschlössern gesichert. Sie lagen einfach am Ufer. Im Schutze der Nacht bestiegen die Amerikaner den Kahn. Ich stand im Wasser und schob sie in den See hinaus. Mein Vater und Maurice Baverel ruderten. Ich blieb zurück. Alles war so schnell und so geräuschlos abgelaufen, dass wir einen der Amerikaner, der vor dem Haus Wache stand, ganz vergessen hatten. Ich nahm ihn mit nach Hause. Es gelang ihm später, auf einem anderen Wege zu fliehen. Mein Vater und Baverel ruderten fast die ganze Nacht, um ans französische Ufer zu gelangen. Sie landeten bei Evian. Das war damals schon befreit. In der darauffolgenden Nacht brachten sie das Boot wieder zurück.«

Am 28. August 1944 wurde Alexandre Mussard aus gesundheitlichen Gründen vorübergehend vom Dienst dispensiert. In der französischen Grenzregion tobten die letzten Kämpfe. Den ganzen August über hatte sein Vater noch eine Waffenlieferung an die französischen Widerstandsgruppen vorbereitet. Am 1. September luden Pierre und Alexandre Mussard zusammen mit Baverel die erstandenen Pistolen und zwanzig alten Ordonnanzgewehre Modell 1889 zusammen mit der Munition in den Wagen des befreundeten und eingeweihten Taxihalters und Garagisten René Emery aus Vallorbe. Dieser fuhr sie auf abgelegenen Wegen bis in die äus-

serste Grenzzone. Es war 17.30, als Baverel und Alexandre Mussard voll beladen die letzten Meter, die sie von Frankreich trennten, zu Fuss hinter sich brachten.

Ein Zöllner, der auf den Wagen aufmerksam wurde, lenkte die Schweizer Behörden erstmals auf die Spur der Mussards. Nach dem Krieg wurde ihnen vor Militärgericht der Prozess gemacht. Pierre Mussard, Maurice Baverel, René Emery und zwei Lausanner Waffenhändler kamen mit Bussen davon. Alexandre Mussard wurde wegen Verletzung der »eidgenössischen Vorschriften zur Erhaltung der Neutralität« (Artikel 107 MSTG), Zuwiderhandlung gegen den Bundesratsbeschluss betreffend die teilweise Schliessung der Grenze (vom 13.12.1940), Fluchthilfe und fremden Diensten (Art. 23 und 105 MSTG) zu 60 Tagen Gefängnis bedingt verurteilt. Denn er war gleich in Frankreich geblieben und



Alexandre Mussard (links), Maurice Baverel (Mitte). Die Foto war Mussard bei seiner Verhaftung abgenommen worden.

hatte sich bis zum 10. September 1944 an den abschliessenden Kämpfen der Résistance beteiligt. Als letzten Anstoss für diesen Entschluss bezeichnet Alexandre Mussard jene deutsche Strafaktion gegen die französische Widerstandsbewegung, bei der eine Abteilung der Waffen-SS am 23. Juli 1944 mit Flammenwerfern und Phosphor den französischen Teil von St. Gingolph am Südufer des Genfersees in Brand gesteckt hatte.

Es war aber nicht dieser illegale Grenzübertritt, der Alexandre Mussard schliesslich in Untersuchungshaft brachte. Am 23. September, keine zwei Wochen nach seiner Rückkehr in die Schweiz, erhielt er um 07.00 in der Früh einen Telefonanruf von Ferris Martin, einem amerikanischen Internierten. Ferris Martin war Bombenschütze einer »Fliegenden Festung«, die am 27. Mai 1944 nach einem Angriff auf Ludwigshafen mit zwei ausgefallenen Motoren in Dübendorf gelandet war. Seine Flucht hatte am 22. September in Davos begonnen. Mit dem Zug war er bis nach Zürich, und von da mit dem Taxi mitten in der Nacht nach Lausanne gefahren. Um 04.00 war er da angekommen und wartete zunächst. Bei Alexandre Mussard konnte er sich anschliessend etwas hinlegen. Abends begaben sie sich ins Restaurant Bock, in der Nähe der Place St. François, um die letzten Details ihres Plans zu besprechen. Im dem Lokal wurden sie auf die zwei amerikanischen Internierten Paul Moritz und David Wightman aufmerksam. Ersterer war Bordfunker und erst seit 11 Tagen auf Schweizer Boden, letzterer hatte als Bordschütze der allerersten hier gelandeten Maschine angehört, jener B-24, die am 13. August 1943 in Wil/SG niedergegangen und von der Mannschaft selbst in Brand gesteckt worden war.

Die beiden hatten am frühen Morgen Reissaus genommen und das Lager Adelboden um 06.30 mit dem Autocar verlassen. Von Frutigen aus waren sie mit dem Zug ungehindert bis nach Lausanne gekommen. Alexandre Mussard und Ferris Martin zögerten keine Sekunde und schlugen Moritz und Wightman vor, sich ihnen anzuschliessen: »Wir hatten nicht sofort gemerkt, dass sie zuviel getrunken hatten. Das war unser Fehler. Nun gut, wir tranken alle vier noch ein Glas zusammen. Dann ging ich los, um ein Taxi zu suchen, und mit diesem Taxi fuhren wir nach Vallorbe.

Ich hatte nicht vor, sie an einer einsamen Stelle in den Bergen über die Grenze zu bringen, wo sie riskiert hätten, sich zu verirren, und was auch mühsam gewesen wäre, sondern ich plante, mit ihnen fünfundzwanzig Meter unterhalb eines Grenzpostens einem Flüsschen entlang zu gehen, das im Prinzip alle Geräusche übertrönte, die wir machen konnten. Baverel machte das oft so. Aber dummerweise liess ich in der Nacht den Taxifahrer zu spät anhalten. Wir waren schon sehr nahe an der Grenze und die Zöllner mussten gehört haben, dass ein Wagen anhielt und dann wieder wegfuhr. Als wir den Hang zum Flussbett hinunterstiegen und uns Richtung Grenze vorzuarbeiten begannen, machte sich ausserdem die Trunkenheit der zwei Amerikaner übel bemerkbar. Sie fielen ein ums andere Mal hin, stiessen Flüche aus und schimpften, und pretty soon hatten wir Schweizer Soldaten, Zöllner und Hunde hinter uns und wurden verhaftet.« Eine Nacht verbrachten sie in einer Polizeizelle in Vallorbe, dann wurden sie ins Lausanner Gefängnis Bois-Mermet überführt. Moritz und Wightman rissen aus, als sie am 26. September mit dem Zug ins Straflager Wauwilermoos transportiert werden sollten. Wieder nüchtern, schafften sie es wenigstens im zweiten Anlauf bis nach Frankreich. Ferris Martin hatte weniger Glück. Im Wauwilermoos wurde er krank, bekam keine angemessene Pflege und landete schliesslich am 15. Oktober in einem Luzerner Spital. Erst nach seiner Genesung gelang ihm von da aus am 25. Oktober 1944 die Flucht.

Wenn Internierte auf der Flucht erwischt wurden, kamen sie zuerst in Polizeigefängnisse, danach auf direktem Weg ins Straflager Wauwilermoos. Die Polizeihaft konnte sich stark in die Länge ziehen. Die Amerikaner Wayne Peterson, Rudolph A. Katainen, William Wilkey und Jacob Stafford, die am Sonntag, 10. Dezember 1944 in Genf eingesperrt wurden, schrieben am Donnerstag, 14. Dezember dem Eidg. Politischen Departement aus der Haft einen Protestbrief: »Es wurde uns verweigert, einen Vertreter der amerikanischen Gesandtschaft zu sehen. (...) Wir wurden in Genf festgenommen, weil wir ohne Erlaubnis das Lager verlassen ha-

ben. Wir verstehen, dass wir bestraft werden müssen, aber wir sehen keinen Grund, weshalb wir wie Kriminelle behandelt werden sollten, denn wir haben kein Verbrechen begangen.«

Ein paar Wochen zuvor hatte sich der Militärattaché der amerikanischen Gesandtschaft in Bern, General Legge, in einem Brief an den Generaladjutanten der Schweizer Armee gewandt, um sich über die Behandlung von Captain Lawrence Mc Guire zu beschweren, dem Kopiloten eines Bombers, der wegen schweren Flabschäden am 13. April 1944 zur Landung gezwungen gewesen war. Diesem Schreiben Legges vom 19. Oktober 1944 zufolge war Mc Guire nach einem gescheiterten Fluchtversuch vom 1. Oktober an während 11 Tagen im Genfer Gefängnis St. Antoine festgehalten worden: »Während dieser ganzen Zeit wurde ihm nicht erlaubt, mit einem Vertreter des amerikanischen Konsuls zu sprechen. Er war in seiner Zelle eingesperrt und wurde wie ein gemeiner Verbrecher behandelt. Pro Tag durfte er nur 30 Minuten an die frische Luft. Die Nahrung war letzter Qualität. Während fünf Tagen enthielt man ihm sein Gebetsbuch vor, das er auf sich trug.« General Legge protestierte im gleichen Zug auch gegen die »jämmerlichen« hygienischen Verhältnisse im Arrestlokal Les Crosettes, einem alten Schulhaus in Genf, wo am 5. und 6. Oktober neun amerikanische Offiziere und sieben Unteroffiziere eingesperrt hatten: »Die ausgeteilten Decken waren voller Ungeziefer; einigen wurde selbst das Stroh zum Schlafen verweigert. Die Nahrung war ungenügend, unsauber und ungeniessbar. Alle persönlichen Gegenstände waren ihnen abgenommen worden, ohne dass sie dafür die Quittung erhalten hätten, welche die Genfer Konvention vorschreibt. Die Gegenstände sind noch nicht zurückerstattet worden.«

Der Amerikaner Howard W. Lawson bemerkte nach einer erst beim zweiten Versuch geglückten Flucht gegenüber den amerikanischen Militärbehörden in Annecy: »Es gibt zu viele Einschränkungen in der Schweiz und keine Demokratie da. Sie werfen Dich ohne Prozess ins Gefängnis« (13. September 1944).

Howard E. Melson, der Kugelturmschütze einer am 18. März 1944 gelandeten B-24, war nach seinem zweiten Fluchtversuch von der Heerespolizei nach Bern gebracht und dort in Beugehaft

genommen worden. Er erklärte damals, im französischen Annecy, als es beim dritten Mal endlich geklappt hatte: »Ich wollte den Namen der Person, die mir geholfen hatte, Adelboden zu verlassen, nicht nennen. Da wurde ich in eine Dunkelzelle gesteckt, mit einem kleinen Stück Brot und zwei Tellern Suppe pro Tag. Nach Ablauf von zehn Tagen wurde ich vor einen Hauptmann gerufen. Aber ich weigerte mich immer noch auszusagen. Ich kam für zehn weitere Tage in die Zelle. Nach vierundzwanzig Tagen kam ich raus. (...) Die Namen derjenigen, die mir zur Flucht verholfen haben, erfuhren sie nie.« Melson stellte bitter fest: »Ich wurde wie ein Hund behandelt.«

George Kenney, Heckschütze einer Maschine, die am 11. Mai 1944 niederging, wurde nach einem Fluchtversuch ebenfalls sehr lange im Bezirksgefängnis Bern festgehalten: »Es ist anzunehmen«, so wurde im Rapport spekuliert, »dass Keeney gewisse Personen, welche bei seiner Flucht mitgewirkt haben, nicht preisgeben will und diese möglicherweise zur amerikanischen Gesandtschaft in Beziehung stehen.« Keeney verweigerte nicht nur die Aussage, sondern berief sich auch auf einen Befehl des amerikanischen Militärattachés, der im Hotel Palace und Regina in Wengen angeschlagen sei. Dieser Befehl wurde sofort sichergestellt. Er lautete: »Kein amerikanischer Internierter wird eine Befragung durch schweizerische Militärpolizei akzeptieren ohne Gegenwart eines amerikanischen kommandierenden Offiziers oder Adjutanten. Keine Disziplinierung durch Schweizer ist zu akzeptieren, ohne dass einer der obgenannten Offiziere anwesend ist. Es liegt im Interesse eines jeden Mannes, dass er hierauf beharrt.«

Im Wauwilermoos, diesem berüchtigten Straflager, blieben die nach einem Fluchtversuch verhafteten britischen und amerikanischen Internierten in der Regel zweieinhalb Monate. Der Prozess vor Militärgericht fand meistens erst nach etwa vier Wochen Haftzeit statt: »Die grossen Verzögerungen bei den Einvernahmen und der späteren Aburteilung, deren Ursachen wir als Überlastung der Gerichte und Untersuchungsrichter kennen, haben Rechtszustände geschaffen, die nicht zu unsern Gunsten sprechen«, stellte



Im Innern einer britischen Lancaster, die wie diejenige von Bouveret zur 207. Squadron gehörte. Linke Seite: Bordfunker Jack Hyde; rechte Seite: Pilot John McIntosh und (von vorne gesehen rechts neben ihm) Engineer Ron Sooley.



Oberst Probst am 18. Dezember 1944 in einem Schreiben an den Grossrichter des Territorialgerichts 2A, Oberstleutnant P. Conrad, fest.

Die Internierten, die ohne viele Umstände und ohne Angaben über die Länge der zu verbüssenden Strafe in das Lager geworfen wurden, klagten die Schweiz später hart an. Major Noel R. Strader, Kopilot einer B-17, der am 16. März 1944 eine Notlandung in Diepoldsau gelang, hatte es nach einem ersten gescheiterten Versuch im August schliesslich Ende September geschafft, aus der Schweiz zu fliehen. In Annecy gab er den amerikanischen Behörden zu Protokoll, er empfinde »Hass auf das Volk, welches das Internationale Rote Kreuz beherberge und wunderbare Uhren herstelle. Wäre es nur um mich und nicht um meine Crew gegangen, ich wünschte, ich wäre in Deutschland gelandet.« Ganz ähnlich drückte sich am 29. September 1944 nach seiner Ankunft in Annecy der amerikanische Bomberpilot Edward J. Jennings aus: »Ich denke, das ganze Land missgönnte uns jedes Stück Brot, das wir assen.«

Sicherlich, einigen wenigen amerikanischen und britischen Internierten war erlaubt worden, sich für ein paar Monate in Genf an der Universität einzuschreiben. Ein Amerikaner (Penrose Ray Reagan) und zwei Engländer bekamen sogar Gelegenheit, in Leopold Lindtbergs Film »Die letzte Chance« (Praesens-Film 1945) aufzutreten, und diejenigen, die sich dazu entschliessen konnten, einfach still in ihren Internierungsorten sitzen zu bleiben, brauchte es nicht schlecht zu gehen. Aber es war damals in der Schweiz zu wenig bekannt, dass die alliierten Flieger vor ihren Einsätzen den Befehl erhielten, im Fall einer Kriegsgefangenschaft oder Internierung Fluchtversuche zu unternehmen.

»Wer zu einer Fliegerbesatzung gehörte und abgeschossen wurde, dessen Pflicht war es zu fliehen; die Untergrundbewegungen der verschiedenen Länder schleusten die Leute weiter«, erzählt mir Douglas Radcliffe, der Sekretär der britischen Bomber Command Association, den ich im Royal Air Force Museum in Hendon, einem Vorort von London, besuche. Radcliffe war Bordfunker in

einer Lancaster gewesen. Wenn die Maschine von deutschen Jägern angegriffen wurde, bediente er auch eines der Bord-Maschinengewehre. Manchmal sei es ihm, als ob es erst gestern gewesen wäre und nicht vor fünfzig Jahren, meint er. Die meisten in der Schweiz, sagt er, machten sich überhaupt keine Vorstellungen davon, was für ein Blutopfer die Alliierten dargebracht hätten, um Nazideutschland zu überwinden: »Wir waren die einzige Kraft, die gegen die Aggression Hitlerdeutschlands zurückschlagen konnte, und wir hofften, was immer wir taten – Krieg ist keinesfalls eine angenehme Sache –, dass man uns in den besetzten Gebieten kommen hörte, und dass wir ihnen das Gefühl geben konnten, jemand schlägt für sie zurück.«

Radcliffes Büro befindet sich in einem Pavillon im Park des Royal Air Force Museums. Wie ich im Anschluss an das Interview durch die grossen Ausstellungshallen gehe und vor dem grossen alten Lancaster-Bomber der Briten und der alten B-17, der »Fliegenden Festung« der Amerikaner stehenbleibe, wird mir schmerzlich bewusst, wie eng diese Cockpits und wie zerbrechlich diese Geschützkanzeln doch waren, die von allen Seiten her die Verteidigung ermöglichen sollten. »Trotz allem«, hatte mir Radcliffe gesagt, »starben allein im Bomberkommando während des Krieges 56'000 Männer.«

Im August 1944 hatten die schweizerischen Internierungsbehörden in allen Internierungslagern, in welchen sich Amerikaner befanden, an die Wachen den Befehl erlassen, bei Fluchtversuchen nach einer ersten Warnung zu schiessen. Im Straflager Wauwilermoos hatte der Kommandant André Béguin diesen Befehl offenbar aus eigenem Antrieb noch verschärft und laut seinem eigenen Bericht den Internierten am 23. August 1944 »mitgeteilt, dass die Wachtmannschaften Befehl hätten, auf jede Person zu schiessen, die den Versuch unternahme, das Lager zu verlassen, *und zwar ohne Warnung oder Anruf.*« Auf den sofortigen Protest des amerikanischen Militärattachés wurde der Befehl vom Generaladjutant der Schweizer Armee, Oberstdivisionär Ruggero Dollfus, mit der Erklärung zurückgenommen, er sei »von den Internierungsbehörden irrtümlich und ohne Befugnis erlassen worden«. Danach galt wieder die Regelung der dreimaligen Warnung.

Geschossen aber wurde. In Wil etwa war 1943 ein französischer Internierter erschossen worden, »der«, wie der Kommandant des Infanterieregiments 1, Oberst Gressley, schrieb, »wegen verspätetem Einrücken abgeführt worden war, sich flüchtig machte und nach mehrfacher Aufforderung nicht anhielt«. Aus ähnlich geringfügigem Anlass wurde am 16. Januar 1944 der sowjetische Internierte Nasar Kiselew erschossen. Kiselew war aus deutscher Kriegsgefangenschaft in die Schweiz geflohen und im Lager Le Chaluët interniert worden. Der Tathergang wird im »Bericht betreffend Tötung des entwichenen Kriegsgefangenen Kiselew Nasar« vom 30.3.1944 mit quälenden Details beschrieben:

»Sonntag, 16.1.1944 wurde den russischen Internierten des Lagers Le Chaluët die Möglichkeit geboten, in Moutier den Film »Suworow« zu besuchen. Nach der Rückkehr nach Court, wo die Russen ca. um 16.00 ankamen, hatten diese noch freien Ausgang bis 21.45. Court befindet sich etwa eine Wegstunde von Le Chaluët entfernt, ist aber immer noch innerhalb des Ausgangsrayons des Lagers.

Gegen 22.30 telefonierte die Wirtin vom Restaurant »de la Gare« der Lagerwache, es befinde sich noch ein betrunkenener Internierter in der Wirtschaft. Wachtmeister Grossenbacher begab sich sofort, bewaffnet mit einer Maschinenpistole, mit dem Velo auf den Weg nach Court. Ungefähr in der Mitte zwischen Le Chaluët und Court traf er auf einen Russen, der sich als der Internierte Kiselew ausgab.

Wachtmeister Grossenbacher hielt bei dem Internierten an und forderte von ihm den Ausweis. Dieser verweigerte die Herausgabe der Karte und trat ganz nahe an den Wachtmeister heran, indem er ihn mit den Händen, mit denen er fortwährend gestikuliert, berührte. Grossenbacher stiess Kiselew mit seiner linken Hand von sich, während er seine Maschinenpistole unter den rechten Arm nahm und die Laufmündung gegen den leicht angetrunkenen Internierten richtete. In diesem Moment war das Magazin eingesetzt, die Ladebewegung aber noch nicht gemacht und die Waffe gesichert. Erst auf einen weitem scharfen Befehl bequeme sich der Russe zur Herausgabe der Ausweiskarte, die Wachtmeister Grossenbacher in der Folge an sich nahm. Darauf kehrte sich letz-

terer um und versuchte das Velo zu besteigen, um seinen Weg fortzusetzen.

Bevor Grossenbacher die Möglichkeit hatte, das Fahrrad zu besteigen, wurde er von hinten herumgerissen und von Kiselew am Rockkragen vor der Brust angepackt. Dieser forderte in scharfem Ton vom Schweizer die Ausweiskarte zurück. Währenddem sich Wachtmeister Grossenbacher durch einen Faustschlag mit seiner freigebliebenen linken Hand zu befreien suchte, befahl er Kiselew, ihn sofort loszulassen, mit der Warnung, er werde sonst schiessen. Da der Russe keine Miene machte, Grossenbacher loszulassen, entscherte dieser die Maschinenpistole und machte die Ladebewegung, indem er den Internierten erneut mit den Worten »lassen Sie los, oder ich schiesse« warnte. Kiselew, der gross und sehr stark war, liess aber nicht los, sondern erwiderte nur »macht nix, ist mir gleich«. Auf das hin zog Grossenbacher kurz durch und gab ein Sprutzfeuer von drei Schuss.«

Der Armeeauditor erkannte in seinem Entscheid vom 28.2. 1944, »dass die Handlungsweise des Wachtmeister Grossenbacher in seiner Funktion als Polizeipatrouille eine rechts- und pflichtgemässe war.« Das gegen ihn eingeleitete Verfahren wurde »mangels strafbaren Tatbestandes eingestellt«. Gegen einen Vertreter des Schweizerischen Arbeiterhilfswerkes Zürich, der an der Beerdigung Kiselews mit offizieller Erlaubnis gesprochen hatte, ordnete Oberst Gressley vom Infanterieregiment 1 wegen angeblich »verdächtige[r] und beleidigende[r] Worte« eine »Beweisaufnahme« an.

Als am 22. Februar 1944, dem Vorabend des Tages der Roten Armee, in der Baracke 29 des stacheldrahtumzäunten Straflagers Wauwilermoos unter den sowjetischen Internierten eine Schlägerei ausbrach, wurde bei einem Schusswaffeneinsatz der Lagerwache der 27-jährige sowjetische Soldat Michal Kondratiew erschossen. Ein weiterer, Theodor Sentschenko, wurde von zwei Kugeln verletzt. Auf die sowjetischen Internierten, die von ihrer Baracke aus Holzscheite, leere Flaschen, Wasserkrüge und Marschschuhe gegen die herbeigeeilten Wachen warfen, waren zuerst Wachhunde gehetzt und schliesslich drei Schüsse aus einem Revolver und eine Salve mit vierzehn Gewehrshüssen abgegeben worden. Der Kommandant André Béguin befand sich zur Tatzeit nicht im Lager.

STRAFLAGER WAUWILERMOOS

Oberst Henry, der Eidgenössische Internierungskommissär, klagte 1942: »Es herrscht noch an zu vielen Orten die Meinung vor, die Internierung wäre gerade gut genug, um ältere oder unfähige Offiziere zu versorgen.« Die schweizerischen Internierungsbehörden hatten von Anfang an mit einem schlechten Ruf zu kämpfen. Aber erst nach Kriegsende wurden die empörenden Missstände in der Verwaltung und Führung der Lager bekannt. Oberst Probst, der Sektionschef des Eidgenössischen Kommissariates für Internierung, schrieb in seinem 1947 abgelieferten Schlussbericht verbittert: »Wir treten als diffamierte Soldaten ab, weit über die Grenzen der Schweiz hinaus angeprangert als ungetreue Diener des Staates, schutzlos jedem Anwurf und jeder Verdächtigung preisgegeben, materiell, gesundheitlich und moralisch geschädigt.«

Besonders viel zu reden gab der Prozess gegen Hauptmann André Béguin, dem Kommandanten des Straflagers Wauwilermoos. Béguin war am 20. Februar 1946 vor dem Zürcher Divisionsgericht zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Er wurde »des Betruges, des wiederholten Betrugsversuches, der wiederholten Veruntreuung, des Sichbestechenlassens, des wiederholten Missbrauchs der Befehlsgewalt, der wiederholten Urkundenfälschung, der wiederholten Fälschung dienstlicher Aktenstücke, der wiederholten Nichtbefolgung von Dienstvorschriften, des wiederholten Materialmissbrauchs und des wiederholten Ungehorsams« für schuldig erklärt. Doch es wäre zu einfach, die fürchterlichen Verhältnisse im Straflager Wauwilermoos einzig an der Person Béguins festmachen zu wollen. André Béguin war lediglich zum Symbol dafür geworden. Die NZZ brachte das damals auf die Formel: »ehrlose Gesinnung eines charakterlosen Elementes inmitten eines ausgedehnten Skandals und einem Morast der Verantwortungslosigkeit«: »Sein Name ist untrennbar mit den Skandalen im Interniertenwesen verbunden. (...) Es war falsch, dass ein Mann mit dieser Vergangenheit auf diesen Posten gestellt wurde; seine Überschuldung, seine rechtsextreme Einstellung, sein Leumund waren bekannt. (...) Durch die Verbrechen des Hauptmann Béguin sind die Schweiz und ihre Armee in Unehre geraten. Be-

sonders bedauerlich ist es, dass hier ausländische Internierte Einblick in diese Verhältnisse erhielten.« Während der Verhandlung bemerkte der Grossrichter, Oberleutnant Ernst Baur, laut NZZ zu Béguin: »Sie brauchten wirklich nichts zu befürchten. Sie wurden ja immer gedeckt!« In der Tat war es mehr als seltsam, dass auch die belastendsten Berichte über Béguins Lagerführung so lange Zeit ohne Folgen geblieben waren.

Das Lager Wauwilermoos lag zwischen Nebikon und Sursee, nordwestlich von Luzern. Es bestand aus 22 Baracken, in denen je maximal fünfzig Mann untergebracht werden konnten. Ed Cunningham schrieb in seiner Reportage für die amerikanische Armeezeitschrift »Yank« vom 12. August 1945: »Offiziere und Mannschaften wurden in überfüllte Baracken gepresst. Die Soldaten [und Unteroffiziere] wurden gezwungen, auf offenem Stroh, welches über Bretter gestreut war, zu schlafen, während den Offizieren der entsprechende »Komfort« von Strohmattentzen zugestanden wurde. (...) Die Baracken selbst waren in einem Loch von knöcheltiefem Dreck aufgestellt«. Auch der Generaladjutant, Ruggero Dollfus, der Ende 1944 als interimistischer Eidg. Internierungskommissär amtierte, stellte fest, dass »die sanitarischen Einrichtungen ungenügend« wären: »Die feuchte Lage weicht die Wege auf und verursacht Schmutz und Krankheiten.« Eine Inspektion im Januar 1945 ergab, »dass die Ordnung und die Sauberkeit viel zu wünschen übrig liessen.«

Als Oberstleutnant Siegrist am 24. Januar 1945 den baulichen Zustand des Lagers kontrollierte, bemerkte er, es wäre Aufgabe des Lagerkommandanten, »das Lager instand zu halten«. Die Öfen aber waren »grösstenteils in defektem Zustand«, auch die Baracken wiesen Mängel auf. Es gab »schlecht unterstützte Planken« und »Kondenswasserbildung«: »Die Mannschaft erhält die im Lager gewaschene Wäsche in nassem Zustande und hängt sie in den Baracken zum Trocknen auf.« Einen Trockenraum im Lager gab es nicht. Am schockierendsten war die »Eisbildung« in den ungeheizten Waschräumen: »Der Boden war mit einer dicken, unebenen Eisschicht bedeckt. Es besteht die Möglichkeit, diese Eisschicht herauszupickeln und stets dafür zu sorgen, dass sie nicht mehr zu dieser Dicke anwächst. Der Lagerkommandant (...) teilt jedoch

mit, dass dies in frühern Wintern durchgeführt wurde, dass jedoch nach dem Entfernen der dicken Eisschicht sich eine dünne gebildet habe, bei welcher ein Ausgleiten viel ausgeprägter stattfand als bei der dicken. Die dünne Eisschicht hat eine viel glattere Oberfläche als die dicke, welche mit der Zeit eine unregelmässige Oberfläche erhalten hat.«

Mit drei Berichten im Januar und Februar 1942 hatte Major Humbert, der verantwortliche Arzt für die Internierten im Sektor Seeland, drei Jahre zuvor schon die Verantwortlichen auf die »anorme Krankheitshäufigkeit« im Lager hingewiesen: »Die moralische Atmosphäre im Lager Wauwilermoos ist absolut unhaltbar. Einer der Kranken aus dem Wauwilermoos erklärte mir mit Heftigkeit, eher bringe er sich um als dahin zurückzukehren. Die Internierten werden einerseits von Hauptmann Béguin aus nichtigem Anlass aufs gröbste beschimpft, und andererseits wird ihnen jede persönliche Aussprache verweigert. Die Strafen sind übertrieben: fünf Tage Arrest für einen nicht zugemachten Knopf; fünf Tage Arrest, wenn einer sich nicht vollständig angezogen mit Gurt und bis oben zugeknöpft in den Waschraum begibt, was unter hygienischen Gesichtspunkten völlig absurd ist. Die Polizeihund-Eskorte auf dem Weg zur [sonntäglichen] Messe wird ebenfalls als schlimm empfunden.« Major Humbert erhob sogar »Klage« gegen Hauptmann Béguin und verlangte »Sanktionen«. Da er aber die Dienststelle im Februar 1942 verliess, verlief sein Vorstoss im Sand. In einem letzten Schreiben hielt er fest, es herrsche im Lager »eine Ordnung durch Furcht«, eine geregelte Arbeitserziehung finde nicht statt. »Meine Schlussfolgerung ist, dass Hauptmann Béguin aus psychologischen Gründen nicht geeignet ist, die Funktion des Kommandanten eines Straflagers zu erfüllen.« Der »traurige Ruf des Lagers« spreche sich im übrigen schon herum.

Da sich Béguin »seit der Mobilmachung ständig mit einem Fotoapparat um Militärs herumbewegte«, war er Ende 1941, Anfang 1942 zudem in den Verdacht der Spionage geraten. Einige, die Béguins Vergangenheit kannten, »hielten ihn zu allem imstande, um sich Geld zu verschaffen«.

Béguin war im Juli 1941 Lagerkommandant geworden. 1897 in Neuchâtel geboren, machte er im Architekturbüro seines Vaters

eine Zeichnerlehre, nannte sich aber stets Architekt. Der Vater starb, als André Béguin 19 war. Mit seinem älteren Bruder, Jacques Béguin, der Abgeordneter der liberalen Partei wurde, zerstritt er sich wegen dem väterlichen Erbe und Fragen der Politik. Die 1923 geschlossene Ehe mit seiner ersten Frau wurde nach sieben Jahren geschieden. Béguin begab sich nach Tunis, wo er in einem Ingenieurbüro arbeitete. »Später erzählte er, er sei zwölf Jahre dort gewesen und gefiel sich in der Rolle des »Légionnaire«, schrieb der Untersuchungsrichter Hauptmann Stockmann 1945. In Wirklichkeit war er nach elf Monaten zurückgekehrt. Eine kurz danach eingegangene zweite Ehe wurde 1936 geschieden. Béguin lebte über seine Verhältnisse, »kam damit in Schulden und machte immer neue Schulden, um die alten zu decken«. Laut Leumundsbericht der Stadt Yverdon »nahm er von 1932 bis 1938 als Architekt von seinen Arbeitern Darlehen auf«.

Was das Politische betrifft, war Béguin zunächst Mitglied der von Dr. Bourquin geführten rechtsradikalen »Jeunesses nationales Neuchâtelaises« geworden. An Bourquins Seite habe er sich, wie er selber schreibt, »in den Kampf gegen den Kommunismus eines Nicole und Graber gestürzt«. Gleichzeitig behauptete er aber von sich, er habe »1917 während des Generalstreiks den Kameraden aus der Kindheit, Jules Humbert-Droz [langjähriger Sekretär der KPS] aus einem Brunnen gezogen, in den ihn die Soldaten von Boudevilliers wegen seines Aufrufs zur Befehlsverweigerung geworfen hatten«. 1936 trat er in Genf der am äussersten rechten Spektrum stehenden »Union Nationale« bei. Später erklärte Béguin: »Ich lehnte mich gegen die Kleinlichkeit und Bosheit der Menschheit auf, und dies trieb mich dazu, aktiv und unternehmend zu werden.« 1937 wurde er Chef der Sektion Yverdon des »Front National«. Sein politischer Ziehvater und Freund Bourquin fand Béguin zufolge in einem Strassenkampf gegen die Kommunisten den Tod. Am 15. Oktober 1937 wurde Béguin wegen verbotenen Tragens einer Parteiuniform an einer Demonstration – graues Hemd, schwarze Krawatte – verurteilt. Schliesslich aber stolperte er auch in seinen rechtsextremistischen Kreisen über Geldgeschichten. In La Chaux-de-Fonds »profitierte er von seiner Zugehörigkeit zur »Union Nationale«, machte im Namen dieser

Partei für seine persönlichen Zwecke Schulden und wurde in der Folge gezwungen, zu demissionieren«. Dies geht aus dem Untersuchungsbericht vom 28. Januar 1942 über den erwähnten Spionageverdacht gegen Béguin hervor.

Wegen seinen Schwindeleien wurde er nicht nur aus seiner Partei rausgeschmissen, auch in der Armee, wo er seit 1928 den Rang eines Artilleriehauptmanns einnahm, galt er wegen seiner prekären finanziellen Lage und den Verlustschein allmählich als untragbar. Wie die Urteilschrift vom 20. Februar 1946 ausführt, war er zwischen 1931 und 1940 ausser Dienst gesetzt. 1938 schritt die Kantonspolizei La Chaux-de-Fonds wegen Missbrauchs der Armeeuniform gegen ihn ein: »Er wurde gesehen, wie er in halb ziviler, halb militärischer Kleidung herumspazierte und erzählte, das Eidg. Militärdepartement habe ihm das Kommando über den Sektor La Ferrière erteilt.«

1938 wurde er arbeitslos. Ein paar Wochen war er daraufhin als Holzfäller tätig, dann zog es ihn nach München, wo er laut Urteilschrift »zuerst bei einem Architekten, später als Chef des »Projektbüros« bei den bayrischen Heimstätten, vermutlich einem nationalsozialistischen Unternehmen«, Anstellung fand. Die NZZ schrieb: »In München arbeitete er in Organisationen, die mit der Partei verbunden waren, unterzeichnete Briefe mit »Heil Hitler« und bezeichnete sich darin als Gegner der Freimaurer.«

Nach Kriegsausbruch kehrte er in die Schweiz zurück und heiratete erneut. Im September 1939 wurde er in Neuchâtel noch einmal dabei gesehen, wie er unerlaubterweise die Armeeuniform trug. Erst 1940 wurde er auf sein Gesuch hin als Offizier reaktiviert. Zuerst wurde er mit der Übersetzung eines Artilleriereglements ins Französische betraut, danach leistete er in einem Artilleriedepot Dienst. Anschliessend wurde er der FHD und schliesslich im August den Internierungsbehörden zugeteilt. Zunächst befahl er das Lager Kalchrain, dann wurde er am 14. Juli 1941 Kommandant des Interniertenstrafagers Wauwilermoos.

Der Spionage wurde Béguin nach eingehender Überprüfung und einem abschliessenden Bericht vom 28. Januar 1942 nicht mehr verdächtigt. Hingegen hatten die Ermittlungen derart belastendes Material über seinen politischen Hintergrund und sein

Finanzgebaren zutage gefördert, dass Oberst Robert Jaquillard, der Chef des Spionageabwehrdienstes der Armee, sich gegen die Beibehaltung Béguins als Kommandant des Straflagers Wauwilermoos aussprach: »Persönlich sind wir der Ansicht, dass der Posten des Kommandanten eines Interniertenlagers verlangt, dass derjenige, der ihn einnimmt, eine Vergangenheit hat, die weniger belastet ist als diejenige Béguins, der gewiss fehl am Platze erscheint.« Der Chef des Generalstabs Huber übermittelte darauf Jaquards Bericht dem Generaladjutanten der Armee »zur Kenntnisnahme und Ergreifung der gebotenen Massnahmen«.

Doch Béguin verlor seinen Posten nicht. Der Chef des Rechtsdienstes des Eidg. Kommissariats für Internierung, Major Imer, in dessen Hände die Entscheidung vermutlich letztlich gelegt worden war, kam nach einem Besuch im Straflager zum Schluss, die – insbesondere von Sektorarzt Major Humbert vorgebrachten – Klagen über die Behandlung der Internierten im Wauwilermoos seien »ungerechtfertigt und zum grössten Teil übertrieben«: »Es trifft zu, dass das Regime im Lager Wauwilermoos strenger ist als das eines gewöhnlichen Lagers, aber das stellt für ein Straf- und Disziplinierungslager nachgerade eine Notwendigkeit dar. Ganz allgemein hatte ich einen ausgezeichneten Eindruck von diesem Lager. Hauptmann Béguin ist der Mann, den es braucht, um ein Lager dieser Art zu führen.« Major Imer bescheinigte dem Lager Wauwilermoos auch in einem späteren Bericht die »eiserne Disziplin«, die er für geboten hielt, und nahm Béguin gegen Vorwürfe in Schutz.

Besonderer Stolz Béguins war eine Gruppe begünstigter Lagerhäftlinge, die darauf verzichtet hatten, in ihre normalen Lager zurückzukehren. Diese Freiwilligen lieferten ihm ein famoses Gegenargument gegen alle Vorwürfe, das Wauwilermoos sei zu streng. Sie dürften eine Art Kapo-Funktion übernommen haben. Neben freiem Ausgang am Abend in den Wirtschaften der Umgebung kam ihnen zweifellos zugute, dass Kommandant Béguin bei der Aquirierung von Arbeit für die Internierten nicht zuletzt wegen seinem üblen Ruf in der Gegend wenig erfolgreich war. Diese Freiwilligen und die Tatsache, dass die Lagerhäftlinge nicht immer mit Arbeit beschäftigt waren, trugen Béguin aber umgekehrt von

gewisser Seite den ernstgemeinten Vorwurf ein, »das Régime im Wauwilermoos sei zu mild«. Als ein richtiges »Konzentrationslager« auf jeden Fall sah Nationalrat Eugen Bircher – sehr zu seinem Bedauern – das Straflager Wauwilermoos nicht an. Er hatte es im Frühling 1944 zwecks Vorbereitung seiner Interpellation inspiziert. Es genügte, dass Béguin ihm von seinen Freiwilligen erzählte, und schon sah sich Bircher – aus dem Trugschluss heraus, *allen* würde das Leben da so leicht gemacht, dass sie sich nicht »bemüh[t]en, wieder hinauszukommen« – »nahezu an ein fideles Gefängnis erinnert«:

»Am 30. Mai [1945] fuhr ich in Begleitung eines Feldweibels (...) nach dem Besuch verschiedener Interniertenlager in der Umgebung von Sursee nach Wauwilermoos, wo wir ca. 10.30 ankamen. Das Lager liegt von Wohnstätten abgelegen, auf einer flachen Geländekuppe, sehr gut überblickbar mitten im sog. Wauwilermoos, das allerdings seinen Namen nicht mehr verdient, da es weitgehend urbar gemacht ist. Der Ort ist sicher für den Zweck des Lagers – Straflager – deshalb sehr glücklich ausgewählt, da ein Entweichen bei guter Bewachung kaum möglich erscheint. Wir fahren mit dem Auto durch 3 Tore, die aus Stacheldrahtpallisaden gebildet sind und durch je einen Soldaten mit Stahlhelm und aufgepflanztem Bajonett und, wie man sagt, sogar geladenem Gewehr, bewacht werden. Nachdem ich zweimal mein »Laisser passer« vorgewiesen [habe], stehe ich im Lager mit Auto, Begleiter und Chauffeur. Ich suche den Kommandoposten auf, der mir dann endlich nach längerem Herumirren gezeigt wird. Ein älterer Oberleutnant begleitet mich durch das Lager, das bei mir unwillkürlich plötzlich einen Lachkrampf auslöst. Ich musste feststellen, dass wohl der Eingang ganz ordentlich durch drei Stacheldrahtverhaue, von Soldaten in voller Kriegsausrüstung bewacht, gesichert war, dass aber die übrige Umzäunung um das ganze Lager durch eine einfache Hecke umgeben war mit folgender Konstruktion: Alle 5 Meter ein Holzpfeiler von ca. 2 Meter Höhe, ca. 4 Stacheldrähte im Abstand von 30-40 cm um dieses »Konzentrationslager« gezogen, so dass es ein Leichtes war, zwischen diesen Drähten ohne starke Hosendefekte hindurchzujucken. Es wurde mir vom Kommandant und andern Lagerfunktionären erklärt, dass man die grösste

Mühe habe, die einmal im »Straflager« Eingekerkerten wieder auf freien Fuss zu setzen, da der Betrieb und das ganze Lagerleben insbesondere den Schlimmeren sehr zusage. (...) Mit wenig mehr Initiative könnte die ganze Sache aus einem trauten Verbrecherheim in ein würdiges, strenges Konzentrationslager, wie es eben sein sollte, verwandelt werden. (...) Mit einem Wort, das ganze sogenannte Straflager macht einen lächerlich friedlichen Eindruck tagsüber, entbehrt absolut des Gesichtes eines Straflagers, wie es sein sollte, und wird abends zum Schauplatz besoffener Schlägereien, Wachtanödereien und sonstigen Lustszenen, alles nur deshalb, weil erstens oben jegliche Einsicht für die geforderten Notwendigkeiten – mehr Material, vor allem Stacheldraht etc. –, die nötige Initiative, etwas Zweckentsprechendes zu schaffen, fehlt, wahrscheinlich aber auch Bequemlichkeit der Verantwortlichen und eventuell die berühmte Angst vor den Auslandvertretungen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.«

Béguin war ein exzellenter Selbstdarsteller, das rettete ihn immer wieder. Als er am 26. Juni 1944 Gelegenheit erhielt, vor Schweizer Offizieren einen Vortrag zu halten, schaffte er es, den Eindruck zu erwecken, nicht nur ein Mann unerbittlicher Strenge, sondern auch ein versierter Menschenkenner zu sein. Internierte müssten »militärisch geführt werden«, sprach er. Unter dieser Voraussetzung sei es »leicht, ein Lager zu organisieren (...), weil jeder Soldat irgend einer Armee weiss, dass ein Befehl nicht diskutiert wird. (...) Der internierte Soldat ist ein Mensch, der seiner Freiheit beraubt ist und der sich an irgend etwas festzuklammern sucht. Er denkt und empfindet nicht mehr als freier Mensch. Er ist zum grossen Kind geworden. (...) *Der Lager Kommandant ist die Seele des Lagers, der geistige Führer dieser Menschen*, die Richtung und Gleichgewicht verloren haben, und die im Grunde nur eines wünschen: klare Befehle zu erhalten und gehorchen zu dürfen.« Zur Illustration der »Kunst der Massenbehandlung« erzählte er folgenden Vorfall:

»115 Internierte weigerten sich zu arbeiten. Dreimal gaben wir den Befehl dazu. Die Arbeit wurde verweigert. Wir untersuchten allen 115 Mann die Taschen, liessen ihnen nichts darin als die Taschentücher und sperrten sie alle in eine Baracke. Wir teilten ih-

nen gleichzeitig mit, dass sie erst dann wieder Essen bekämen, wenn sie arbeiteten. Während 14 Tagen blieben diese 115 Mann ohne jegliche Nahrung. Am 14. Tag sagten sie uns, sie seien am sterben. Unsere Antwort war: »Da der Mensch 24 Tage leben kann, ohne zu essen und zu trinken, haben wir den Arzt auf den 23. Tag bestellt.« Einige Stunden später verlangten sie zu essen. Wir antworteten: »Hier stehen 57 Schaufeln und 58 Pickel. Wenn ihr eine Stunde gearbeitet habt, werdet ihr zu essen bekommen.« Eine Stunde später, nach 60 Minuten Arbeit, assen 114 Mann. Der 115. hat es 17 Tage ausgehalten. Dann ass auch er.«

Erst am 31. Juli 1945 wurde Béguin von seinem Amt suspendiert. Am 5. September 1945 wurde ihm darüber hinaus der Zutritt zum Lager verboten, nachdem die »Luzerner Neuesten Nachrichten« am 3. September 1945 enthüllt hatten, dass Béguin »in der letzten Zeit unter zwei Malen Akten verbrannt« hatte. Am 24. September 1945 kam er in Untersuchungshaft. Nach Kriegsende wurden die Lager nicht sofort aufgelöst. Die Repatriierung der Internierten zog sich zum Teil lange hin.

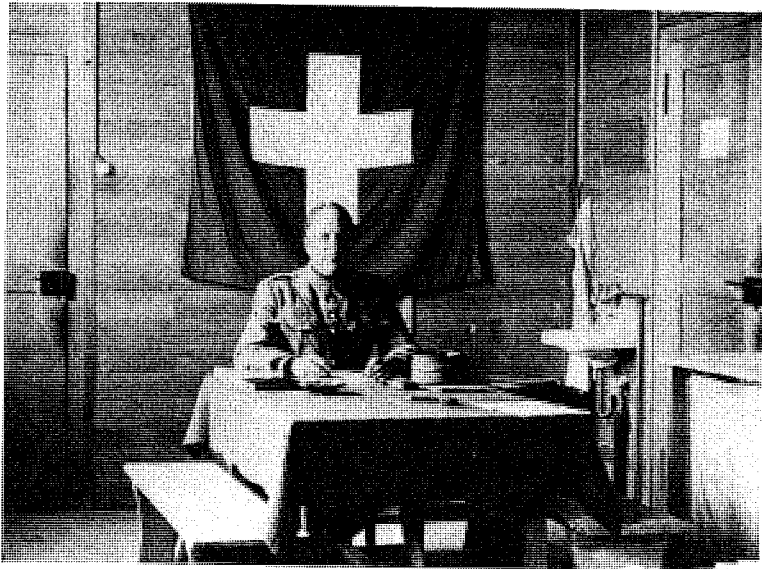
Nach allgemeinem Wachtbefehl vom 6. August 1943 verfügte das Lager über eine Wachhundabteilung. Die »Kriegshunde«, wie Béguin sie nannte, wurden von einem Unteroffizier und neun Soldaten geführt und unterstanden dem direkten Befehl des Kommandanten. Die Wachtruppen bestanden zusätzlich aus 47 Gewehrtragenden (Stand 13.2.1945). Unter dem Titel »Das ist ein Skandal. Mit Hunden gehetzt« berichtet die »Berner Tagwacht« am 7. Januar 1944:

»Der sovjetrussische Internierte Dobroljubow wurde Ende November 1943 nach einem misslungenen Fluchtversuch aus der Schweiz in das Straflager Wauwilermoos/Kanton Luzern und dort in die Strafzelle bestimmt. Da er krank war, erklärte er, nicht in der Zelle sein zu können, und bat um seine Versetzung in das Krankenzimmer des Lagers und die nötige medizinische Hilfe. Die ihn begleitende Wache und auch der Lagerkommandant Hauptmann Béguin schenkten dieser Bitte Dobroljubows kein Gehör. Der Kommandant befahl, ihn mit Gewalt in die Strafzelle

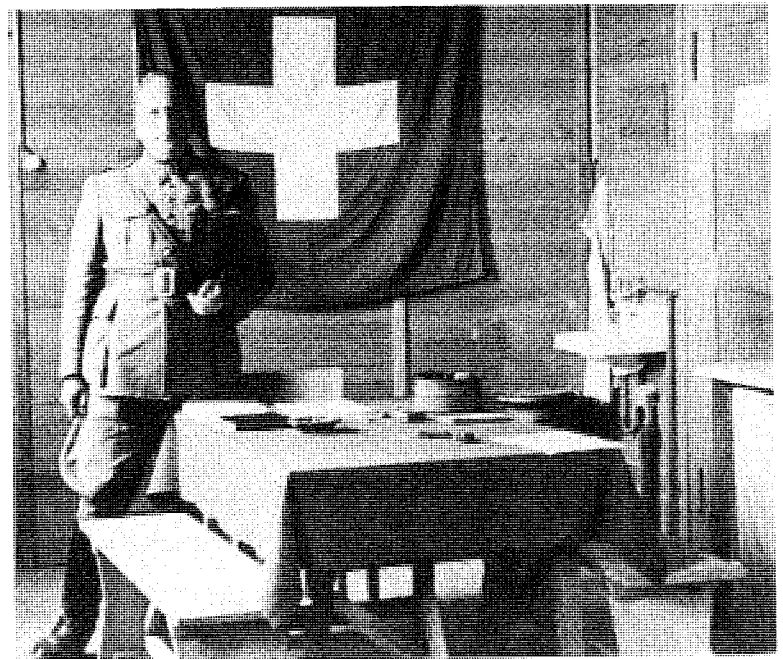
zu setzen, und als D. dem widersprach, wurde ein Hund auf ihn gehetzt. Der Hund zerrte ihn zu Boden und zerriss sein Kleid, wobei der Soldat ihm noch einige Fusstritte versetzte. Schliesslich wurde Dobroljubow doch in die Strafzelle eingeliefert. In der ersten Hälfte Dezember 1943 wurden die 26 sowjet-russischen Internierten zusammen mit den Polen, Engländern, Italienern usw. aus dem Lager Wauwilermoos in den Wald geschickt, um Holz zu holen. Sie waren von einer Wache mit Hunden begleitet. In dem Wald angekommen, befahlen die Soldaten, so eine Unmenge von Holz herbeizuschleppen, dass es unmöglich war, alles in das 1,5 Kilometer entfernte Lager zu bringen. Die Russen, ihrer 26, weigerten sich, so viel Holz zu tragen, und erklärten, sie werden nur das bewältigen, was in ihren Kräften lag. Zur Antwort wurden einige Hunde auf sie gehetzt und Schüsse in die Luft gefeuert. Für den angeblichen Widerstand wurde Genosse Malfejew für zehn Tage in die Strafzelle verbracht.«

Béguin setzte aber auch auf subtilere Formen der Erniedrigung. Den polnischen Leutnant Symforian Dziedic, der nach einer ersten geglückten Flucht zu fünf Monaten Wauwilermoos verurteilt worden war – er hatte sich nach einem zweimonatigen Aufenthalt in Frankreich freiwillig in die Schweiz zurückbegeben – und nach einem zweiten Fluchtversuch Ende 1943 erneut in dieses Straflager kam, sperrte er »in ein Arrestlokal neben dem Saustall«: »Er nahm mir meine Uniform ab und liess mich in alte Lumpen kleiden, in welchen er mich vor den Augen der polnischen Soldaten durch das ganze Lager führte. Ich werde diese schmachvolle und menschenunwürdige Erniedrigung (...) nie vergessen.«

Am 3. November 1944 sah sich der Generaladjutant und intermistische Internierungskommissär Dollfus gezwungen, mit einem harschen Befehl einzugreifen, nachdem bekannt wurde, dass »die im Wauwilermoos untergebrachten Amerikaner die Gefangenepakete des amerikanischen Roten Kreuzes nicht ausgeteilt erhalten.« Die spätere Durchsuchung von Béguins Büro im Wauwilermoos förderte grössere Mengen »Lebens- und Genussmittel – Schokolade, Kaffeebohnen, Zigaretten etc.« – zutage, »die Hauptmann Béguin den Internierten abgenommen hatte [und] die er angeblich bei Gelegenheit unter die Gesamtheit der Internierten



Der Kommandant des Straflagers Wauwilermoos André Béguin. Linke Seite: Béguin dritter von links; im Vordergrund Internierte des Straflagers Wauwilermoos. Rechte Seite oben: Béguin zweiter von rechts (mit Pistole).



habe verteilen wollen. (...) In der Privatwohnung von Hauptmann Béguin fand man zwei Büchsen Margarine amerikanischer Herkunft, eine angebrauchte Büchse Pfeifentabak, welche Dinge [er] geschenkt erhalten (...), Fleischpasteten und Ovomaltine, die er als Zwischenverpflegung gefasst haben will.«

Die untersuchenden Beamten stiessen in Béguins Büro auch auf liegengelassene Expressbriefe und Telegramme, ja ganze Berge von ungeöffneter Post an die Internierten. Laut einer am 4. März 1946 erstellten Liste hatte Béguin im Straflager Wauwilermoos 483 Briefe »nicht abgesandt oder den Empfängern nicht zustellen lassen«. Eine ganze Anzahl von ihnen befindet sich heute im Bundesarchiv in Bern. Viele blieben über all die Jahre ungeöffnet. Den Internierten waren damals »pro Monat nur zwei Briefe und pro Woche eine Postkarte gestattet«. Wegen der Zensur war ihnen die Benützung öffentlicher Briefkästen streng verboten. Wie Oberst Probst in seinem Bericht von 1947 ungerührt festhielt, hätten Versuche zur Umgehung der Zensur »zu den häufigsten Delikten« gehört, und es habe sich dafür »die Zivilbevölkerung (...) leider allzu skrupellos zur Verfügung« gestellt, obwohl sie sich damit »selbstverständlich auch strafbar« machte. Der Berichterstatter der NZZ schrieb während des Béguin-Prozesses: »Auf dem Tisch des Gerichtes steht eine Schachtel voll Briefe, die Hauptmann Béguin als Kommandant des Internierten-Straflagers Wauwilermoos gleich wie viele Pakete einfach liegen liess. Briefe aus aller Welt an die Internierten.« Auch »ganze Bündel ausgehende Post (...). Endlich gibt der Angeklagte zu, diese Briefe nicht spediert zu haben, weil er sie hätte zensieren sollen und dazu ... keine Zeit hatte. Dieses Delikt (...) wirkt besonders gemein. (...) Wie manche enttäuschte Hoffnung liegt in dieser Schachtel begraben.«

Der amerikanische Captain Albert Jak. Morgow, der nach seiner Flucht aus italienischer Kriegsgefangenschaft Ende Oktober 1944 über die Schweizer Grenze kam, schrieb am 2. Dezember 1944 in gebrochenem Deutsch in einem dieser nie beförderten Briefe: »Ich protestiere wegen Behandlung von Seite lagermil. Behörden in Wa[u]wilermoos[.]. Ich befinde mich hier seit 5 Tagen, ohne dass ich weiss warum. Ich kam hier von Krankendepot Zofingen, wo ich krank war – und noch jetzt bin von schwere Ner-

vositetkrisen und Hemoroiden. Ich wurde untersucht vom Lagerarzt, welcher hat konstatiert, dass ich unbedingt nach Spital gehen muss, aber der Lagerkommandant hat es verboten, mit Motiwierung, dass ich simuliere. Von meinen Ansichten kann nicht ein Mensch, der nicht Arzt ist sagen ob ich gesund oder krank bin. (...) Ich bitte höflich, dass Sie sich ein wenig um mich interessieren.«

Ein Robert Gamperl, der im November 1943 vermutlich als deutscher Deserteur in die Schweiz kam, war »mit zwanzig Tagen scharfem Arrest und Versetzung nach dem Straflager Wauwilermoos auf drei Monate bestraft« worden, weil er und eine Anzahl Mitinternierte im Lager Lindenhof-Witzwil mit einer Arbeitsverweigerung eine Untersuchung der dortigen »undemokratischen und unmenschlichen Verhältnisse« hatten erzwingen wollen. In seinem Brief vom 30. April 1944 an das Kommissariat für Internierung bat Gamperl um »die Überprüfung der wirklichen Gründe, [um] die Einvernahme durch den Rechtsoffizier und Strafaufschub bis zur Klarstellung der Angelegenheit.« Da sein Brief nie ankam, wartete er drei Monate lang vergebens auf Antwort, genau so wie Alfred Friedrich und Josef Haslinger, die am selben, beziehungsweise folgenden Tag in derselben Sache je ein Schreiben verfasst hatten.

Eine Leidensgeschichte für sich sind die mindestens fünf Briefe, die der magen- und darmkranke deutsche Deserteur und ehemalige Medizinstudent Jules Keller am 23. und 29. August, 3. und 10. Oktober sowie 2. November 1944 an die Adresse des Eidg. Kommissariats für Internierung zu richten suchte. Jules Keller stammte aus einer Gegend »direkt an der Grenze«: »Ich (...) war in der Schweiz in der Schule und meine beiden Tanten wohnen hier (...). Kann es nicht begreifen, dass man mich als deutschen Deserteur so behandelt und mit mir machen kann, was man will. Dass ich *kein Simulant* bin ist klar erwiesen.« Im ersten Brief hatte er um die Erlaubnis gebeten, bei der ihm befreundeten Familie der Frau Josy Rosenberg in Zürich wohnen zu dürfen, da er infolge seines chronischen Magen-Darmleidens für »lager- und arbeitsunfähig erklärt« worden sei. Im zweiten Brief bat er um Überführung in ein Krankenhaus und wies auf die »von verschiedenen schweizeri-

schen Ärzten« ausgestellten Atteste hin: »Mit meinem Leiden kann ich es in einem Militärlager nicht mehr aushalten.« Als letzten Ausweg zog er eine Abschiebung ins – eben gerade befreite – Frankreich in Betracht: »Besteht die Möglichkeit, dass ich illegal an die Grenze gestellt werden kann, weil ich zivil über die Grenze kam? (...) Bis jetzt habe ich noch nie eine Antwort von Ihnen erhalten! (...) Am besten wäre es, wenn Sie mich bei Genève an die Grenze stellen würden. Ihrer geschätzten Antwort baldigst entgegengehend grüsst Sie mit vorzüglicher Hochachtung J. Keller.« Mit wachsender Verzweiflung bemerkte er in seinem vierten Schreiben: »Bei Kranken sollte man doch eine Ausnahme machen und dieselben nicht in einer Baracke herumliegen lassen.«

Auch Josef Dudkowiak, ein anderer deutscher Deserteur, rannete mit seinen vielen Schreiben gegen eine Mauer des Schweigens an (6. und 21. August, 12. und 20. September 1944). Er war »viereinhalb Jahre Offizier in der deutschen Luftwaffe« gewesen, erklärte er in einem erst von mir selbst im Archiv geöffneten Brief. In Deutschland war er zu einer »Gefängnisstrafe von fünf Monaten wegen Erregung von Missvergnügen 102 [deutsches] MSTG« verurteilt worden, »weil ich öffentlich gegen die Korruption meines Vorgesetzten angegangen war«. Als er die Strafe abgesessen hatte, suchte er »als politischer Flüchtling die demokratische Schweiz als Schutzstaat auf. (...) Ich bin nur aus Sicherheitsgründen ohne Ausweise über die Grenze gekommen. (...). Ich bin [ins] Straflager Wauwilermoos eingeliefert worden, ohne dass mir für die Behandlungsweise die geringste Erklärung gegeben wurde.« Josef Dudkowiak konnte sich schliesslich das Ausbleiben einer Stellungnahme zu seinen ersten Briefen an das Eidg. Kommissariat für Internierung nicht anders als mit der »Möglichkeit« erklären, »dass meine Schreiben nicht zu Ihnen gelangen«. Seine Bitte, ihm den Empfang eines früheren Briefes bestätigen zu wollen, der »für mich von besonderer Wichtigkeit ist«, blieb unerfüllt.

Dies alles aber hätte, da nicht bekannt oder sorgsam zugedeckt, Béguin nie zu Fall gebracht. Ausschlaggebend für seine Verhaftung waren einzig seine kleinen Betrügereien. Die Liste der Verfehlungen war lang. Seit 1942 lief er in einer unbezahlten Uniform herum – »sämtliche an ihn gerichteten Schreiben« der Unifor-

menfabrik A. Knoll AG in Zürich liess er »unbeantwortet«. Für die Rodungsarbeiten, welche die Internierten in der Gemeinde Gettnau ausführten, liess sich Béguin Vorschüsse von mehreren Tausend Franken auszahlen, die er »unrechtmässig für seine eigenen Bedürfnisse« verwendete. Den Sold der Internierten zahlte er erst mit Verspätung aus. Unter dem Vorwand, Verhandlungen des Militärgerichts zu besuchen, liess er sich für Privatreisen in Uniform Transportgutscheine ausstellen. Auch die Kantingelder schien er veruntreut zu haben. Unter Internierten war es »ein offenes Geheimnis, dass jenes Geld mitunter in unbefugte Hände fiel.« Das Divisionsgericht erklärte ihn auch für schuldig, mit unwahren Angaben in betrügerischer Absicht in seiner ganzen Umgebung Darlehen von über 10'000 Franken aufgenommen zu haben. Sogar den Feldprediger und die »Soldatenmutter« Rosa Bühler, die in einer der umliegenden Gemeinden die Kantine leitete – zweimal pro Woche durften die einzelnen Gefangenen da hin –, hatte er angepumpt, ohne ihr zudem eine Quittung auszustellen. Gelegentlich kassierte Béguin unter Ausnützung seiner Machtstellung offen ab, etwa im Juli 1945, als der seit Jahresanfang wirkende neue Lagerarzt mit den verbliebenen Internierten eine Theateraufführung in Sursee machte und Béguin diesem nach der Vorstellung »den Befehl« gab, ihm 100 Franken aus der Kasse auszuhändigen – ohne jegliche Empfangsbestätigung. Die NZZ bezeichnete Béguin als »Pumpgenie«. Dem alten Lagerarzt hatte er Geld abgeknöpft, »nachdem er ihm erzählt hatte, was er als Agent des schweizerischen Nachrichtendienstes in Deutschland und Frankreich alles geleistet hatte« – natürlich war von der Geschichte kein Wort wahr. Ein anderes Mal hatte er gerade »das Portemonnaie vergessen oder sein Salär noch nicht erhalten«.

Vor dem Schuhhaus Capitol in Olten war Béguin im März 1945 mit Chauffeur vorgefahren und hatte sich gegen Rechnung ein paar Schuhe für sich geben lassen: »Im vollsten Vertrauen auf einen Schweizer-Offizier haben wir Herrn Hauptmann Béguin die Ware ohne Bedenken ausgehändigt.« Alle Zahlungsaufforderungen und Mahnungen liess er unbeantwortet. Auch das Sporthaus Sträuli in Zürich fiel auf Béguin herein, der »als Hauptmann in der Schweizer Armee, in welcher Uniform er erschienen war«,

gewissermassen die Vertrauenswürdigkeit in Person darzustellen schien. Dem Fahrradhändler der Ortschaft Wauwil versuchte er ebenfalls, eine grössere Restzahlung schuldig zu bleiben.

Auch brachte er mindestens einen Internierten – den deutschen Deserteur Lt. Rintelen – dazu, ihm verschiedene Darlehen zu gewähren, und begünstigte ihn im Gegenzug mit Urlaubsgewährung und einem Vorzugsposten. Die steten Geldnöte machten ihn zu einem Mann, dessen Zeit kostbar war. Wie hätte er sich da mit der Post seiner Internierten herumplagen sollen. Um den NZZ-Prozessberichterstatte noch einmal zu zitieren: »Er hatte keine Zeit, weil er mit dem Dienstauto zu allen Bekannten fuhr, um von ihnen Darlehen zu erwirken (...). Vor allem brauchte er aber viel Zeit für seine verschiedenen Geliebten: Seine dritte Frau wohnte ja in der Westschweiz. Die Barsängerin ›Wassy‹ holte er im ›Break‹ ab, als sie ihn im Mai 1945 im Lager besuchte. (...) Er hatte auch Zeit, sie wöchentlich ein- bis zweimal – nachmittags! – in der Bar in Zürich zu besuchen, in der sie auftrat.« Bei einer anderen Bekannten, der Tänzerin ›Dolores‹, erschien Béguin ebenfalls »jede Woche in der Bar. Er plagierte viel über seine Verdienste für die schweizerische Gegenspionage: Andererseits war ihr seine ausgeprägt deutsch-freundliche Gesinnung nicht entgangen. Als der deutsche Spion Peter Philipp, Handelsattaché bei der deutschen Gesandtschaft – er wurde vor Kriegsende aus der Schweiz ausgewiesen –, versuchte, sie für den deutschen Nachrichtendienst anzuwerben – sie sollte die Gespräche von Barbesuchern belauschen –, teilte sie [Béguin] den genauen Sachverhalt mit einigen Übertreibungen mit (...). Beim nächsten Besuch brachte er einen internierten deutschen Offizier [Lt. Rintelen] [mit] (...). Dieser Leutnant suchte ›Anknüpfungspunkte‹«.

Nichts wäre falscher, als in Béguin einen blossen Bouffon zu sehen. Béguin war ein sehr gefährlicher Narr, und der Gegensatz zwischen der Person, die er zu sein behauptete, und dem Charakter, den er wirklich hatte, hat etwas Unerträgliches. So verkündete er etwa in dem bereits erwähnten Vortrag im Juni 1944, den er übrigens unter das Motto ›Dienen mit Ehre und Treue‹ stellte: »Der fremde Soldat wird eines Tages die Schweiz verlassen. Er wird das Wesen der Schweiz, ihre moralische und geistige Bedeu-

tung in seinem Lagerkommandanten verkörpert sehen und nicht in den Liebesgabenpaketen einer wohlmeinenden Patin. Die Rolle des Lager-Kommandanten ist von nationaler Bedeutung. Er repräsentiert sein Land mit seinem ganzen Dasein. Deshalb muss sich der Lager-Kommandant selbst scharf beobachten, damit das Bild wahr sei, das er von seinem Lande gibt. Er ist der Propagandist und der Gesandte, er stellt die schweizerische Seele dar mit all ihren Vorzügen. Diese moralische Rolle ist vielleicht die wichtigste, die einem Lagerkommandanten liegen muss. Alles Administrative ist nur eine Frage der Routine, des Berufes, des in der Zentralschule, in der Rekrutenschule, an der Spitze der Kompanie, der Schwadron, der Batterie, erworbenen Wissens. (...) Die Fahnen der Regimenter der Fremdenlegion sind zur Erinnerung an das letzte schweizerische Regiment, das in französischen Diensten stand, in goldenen Buchstaben mit den Worten geziert: ›Honneur et fidélité‹. Als Träger dieses Erbes darf der Lager-Kommandant seine bescheidene Aufgabe erfüllen, eine Aufgabe, die undankbar erscheint und die doch ganz erfüllt ist von einer geistigen Bedeutung; einer Bedeutung, die sich den Herzen der fremden Soldaten wie mit heissem Eisen eingepägt hat, wenn sie einmal unser Land verlassen.«

HÖLLE IN DER BARACKE 9

Durch seinen Aufenthalt im Wauwilermoos in der Tat ›geprägt‹ und für sein ganzes Leben traumatisiert worden ist der damalige amerikanische Sergeant Daniel L. Culler. Er war Bordingenieur einer von Leutnant George D. Telford pilotierten B-24, die am 18. März 1944 in Dübendorf landete. General Legge, der amerikanische Militärattaché in Bern, der sehr herzliche Beziehungen mit dem Generaladjutanten der Schweizer Armee, Oberstdivisionär Ruggero Dollfus, unterhielt, schärfte bis im Sommer 1944 allen amerikanischen Internierten ein, entgegen der vor dem Start erhaltenen Befehle keinesfalls zu versuchen, aus der Schweiz zu fliehen. Meistens wurde Legge von den Crews ausgelacht, erinnert sich

Dan Culler: »Darüber wurde er sehr zornig und er teilte uns mit, dass wir, wenn wir dabei erwisch werden, ganz für uns allein stünden und keinerlei Hilfe von der amerikanischen Regierung erhielten. Das machte für niemanden von uns Sinn, denn vor jeder Mission wurden wir darüber unterrichtet, dass es im Falle eines Abschlusses unsere Pflicht sei, zu den eigenen Leuten zurückzukehren.«

Legge kam erst im September 1944 unter starken Druck, als die Klagen von amerikanischen Internierten, die sich von ihm hängen gelassen fühlten, bis nach Washington gelangten. Auch General Spaatz, der Oberbefehlshaber der alliierten Luftstreitkräfte in Europa, soll sehr aufgebracht darüber gewesen sein, dass bis zu jenem Zeitpunkt so wenig Fluchtversuche unternommen worden waren. Ende September 1944 wurde schliesslich der amerikanische Geheimdienst OSS (Office of Strategic Services) damit beauftragt, die Fluchtunternehmen mitzuorganisieren. Von da an änderten sich die Dinge.

Aber als Dan Culler am 12. Mai 1944 zusammen mit dem Crew-Kollegen und Kugelturmschützen Howard Melson sowie dem britischen Soldaten Matthew Thirlaway aus Adelboden floh, hatten die drei noch ganz auf eigene Faust zu handeln. Alles schien sich gegen sie verschworen zu haben. Die Flüchtenden hatten geplant, zuerst nach Zürich und von da über Bellinzona nach Italien zu gelangen. Anschliessend wollten sie sich durch die Kampflinien zu den gegen Rom vorrückenden amerikanischen Truppen durchschlagen. Da sie im Tessin als Proviant nur ein paar Orangen und Bananen kauften, war ihr Plan, über die Berge nach Italien zu gelangen, nur unter grossen Entbehrungen zu verwirklichen. Sie blieben drei Tage in den Bergen. Während Melson und Thirlaway es zumindest bis über die Grenze schafften – unglücklicherweise verloren sie da die Orientierung und kehrten mit einer Gruppe Italiener versehentlich in die Schweiz zurück! –, ass Dan Culler vor Hunger ihm unbekannte Beeren und wurde krank davon. Er musste dauernd erbrechen und beschloss, die zwei anderen ziehen zu lassen und zum Lager zurückzukehren. Der Kommandant von Adelboden verurteilte Dan Culler, der sich sterbenskrank fühlte, zuerst einmal zu scharfem Arrest in einem Kerker in Frutigen.



Dan Culler (Engineer/Top Turret Gunner), untere Reihe zweiter von links. Die übrigen Besatzungsmitglieder, obere Reihe, von links: Coune (Co-Pilot), Carrol (Bombardier/Nosegunner), Telford (Pilot), Mc Connel (Navigator); untere Reihe von links: Hancock (Waist Gunner), Culler, Hughes (Tail Gunner), Testa (Radio Operator), Petrick (Waist Gunner/Second Engineer), Melson (Ball Turret Gunner).

Culler schreibt in seinen Aufzeichnungen: »Ich verbrachte zehn Tage in diesem höllischen Loch und bekam nur Wasser und Brot. Das meiste davon erbrach ich.« Zurück in Adelboden, als es ihm nach ein paar Wochen wieder etwas besser ging, wurde er eines Morgens, bevor jemand anderer auf war, aus dem Bett gezerrt und ins Wauwilermoos überführt. Ein Untersuchungsrichter hatte die bereits verbüsste Strafe für zu milde befunden und Haft im Wauwilermoos verfügt. Dan Culler zog einen guten Anzug an, der ihm aber von Béguin gleich abgenommen und gegen alte, dreckige Klamotten eingetauscht wurde: »Ich konnte meinen Augen nicht trauen, als ich das Wauwilermoos sah. (...) Als sie mich in Adelboden abholten, durfte ich nichts mitnehmen, weder Kamm noch Zahnbürste, Zahnpasta oder Seife. Ich erhielt auch nichts dergleichen während meines ganzen Aufenthalts da.«

Im Juni 1944 war Dan Culler noch einer der ganz wenigen Amerikaner im Wauwilermoos. Die Lagerverwaltung tat Culler auf jeden Fall mit niemand Englischsprachigem zusammen. Nur am ersten Tag hatte er einen aus Neu-Mexiko stammenden Landsmann gesehen, der gerade einen Ausbruchversuch hinter sich hatte und in eine Strafzelle geführt wurde: »Er sagte mir, das Lager sei die Hölle. Ich sah ihn nie wieder. Ich wurde in Baracke 9 gebracht, und mir wurden zwei Decken mitgegeben. Die Baracken massen etwa 12 auf 40 Fuss, und an einer Seitenwand war eine Rinne, die nach draussen führte und als Toilette diente. Es gab kein Toilettenpapier, nur Stroh. (...) Ungefähr einmal die Woche bekamen wir mehrere Kübel Wasser, um die Rinne durchzuspülen. Ein Gefangener wurde bestimmt, der [unter der Baracke] alles mit einer Tonne auf Rädern auffing und auf die Felder ausserhalb des Lagerkomplexes verteilte. Die Käfer und der Gestank, die aus der Rinne kamen, waren grauenhaft.«

Dan Culler wurde mit gefangenen Internierten zusammengetan, deren Nationalität er nicht kannte. »Sie waren mittleren Alters, schmutzig und schauten gemein aus.« Das Wauwilermoos war ursprünglich als Lager für »schwierige Elemente« gegründet worden: »Mir wurde später gesagt, sie seien wegen wirklich schlimmen Verbrechen gegen Schweizer dahingekommen, einige waren Schmuggler und manche waren von den Deutschen in anderen

Ländern ganz übel behandelt worden und hassten jeden. Ich versuchte, freundlich zu sein, doch sie starnten mich nur an, und als ich fragte, ob jemand englisch spräche, kam keine Antwort. In jener Nacht wurde ich brutal vergewaltigt. Wieviele Male, weiss ich nicht. Ich weiss, dass ich von vier Männern niedergedrückt wurde, während der erste sein Geschäft verrichtete, dann wurde ich von anderen festgehalten, bis jeder dran war. Ich blutete aus dem Rektum und ein Teil der Haut ragte heraus. Wie lange das dauerte, werde ich nie wissen, denn etwas in mir löste sich ab und versetzte mich in einen anderen Zustand. Ich kam aus einer kleinen Farmstadt in Indiana und hatte noch nie davon gehört, dass Männer dies Männern antun können. Ich hatte zu jener Zeit noch nie mit einer Frau geschlafen, ich war eben gerade am 22. März [1944] zwanzig Jahre alt geworden. Sobald ich freikam, rannte ich hinaus, da die Türe nicht abgeschlossen war, und verbrachte den Rest der Nacht draussen in der Kälte.

Beim ersten Tageslicht ging ich ins Büro des Lagers und teilte dem Kommandanten und einigen der Wachen mit, was passiert war. Ich hörte, wie eine Wache zum Kommandanten redete, und sie lachten. Ich nannte ihn einen »fucking Swiss«, und er [der Kommandant] fragte die Wache, »Fas iss thes, 'fucking'«. Die Wache sagte etwas, und plötzlich schrie er mich an, und ich wurde für den ganzen Tag ohne Essen in die Arrestzelle abgeführt. So lernte ich, wie ich von der Baracke 9 wegkommen konnte [nur über die Arrestzelle]. Wieviele Tage das so weiterging, werde ich niemals wissen, aber ich weiss, dass von jenem Tag an die Türe [von Baracke 9] in der Nacht verschlossen war, so dass ich nicht entfliehen konnte. Manchmal zwängte ich mich durch die Öffnung in der Abortrinne, die unter die Baracke führte, und gelangte durch den ganzen Dreck hindurch hinaus. Und ich wehrte mich nach Leibeskraften. Viele Male wurde ich k.o. geschlagen und lag in der Abortrinne, wenn ich erwachte. Einmal hielten sie mich fest und einer von ihnen versuchte, mir seinen Penis in den Mund zu stecken, und ich liess das nicht zu und hielt meinen Mund verschlossen und wurde bewusstlos geschlagen, und als ich zu mir kam, hatten sie mir Holzstücke unter meine hinteren Zähne geschoben, um mich daran zu hindern, ihn zu schliessen, und steck-

ten ihre Penisse tief in meinen Mund hinein. Ich biss so hart zu, dass ich mehrere meiner Stockzähne brach. Ich erinnere mich nur an ein Mal, dass dies geschah.

Ich tat alles, was in meinen Kräften stand, um in die Arrestzelle zu kommen, manchmal für länger als eine Woche. Nach einem solchen Arrest wurde ich in die Baracke 9 zurückgebracht, und da waren alle dies Männer weg und eine neue Gruppe da, und das Problem hörte auf. Zu diesem Zeitpunkt war ich ein totales Wrack, traute niemandem, hustete Blut und blutete schlimm aus dem Rektum. Ich hatte dauernd Durchfall und war so krank, dass ich mich nicht auf den Beinen halten konnte, und wenn ich bei der Abortrinne hinkauerte und mich an nichts halten konnte, fiel ich oftmals rückwärts in den Abfluss und hatte nichts als Stroh, um mich zu wischen. Es ist nicht schwer, sich den Geruch vorzustellen. Ich war über und über bedeckt mit Furunkeln und wunden Stellen, von denen viele infiziert waren. Ich hatte viele Male das Gefühl, ich würde sterben.

Endlich sah ich eines Tages einen britischen Sergeant Major in blitzblanker Uniform ins Lager kommen und ins Büro des Kommandanten gehen. Ich folgte ihm auf der Stelle und kämpfte mich ins Büro vor. Er warf einen Blick auf mich und konnte seinen eigenen Augen nicht trauen, und ich bat ihn, sich zu erkundigen, weshalb der amerikanische Attaché nicht über meinen Zustand informiert war. Er teilte mir mit, dass der amerikanische Attaché sich keinen Deut um mich und andere, die zu flüchten versuchten, kümmere. Ich fragte, warum ich die Rotkreuz-Pakete nicht erhalte, alles, was ich bekäme, sei Tomatensuppe und dunkles Brot. (...) Der Sergeant informierte mich, er würde die Amerikaner kontaktieren und sehen, ob diese helfen würden, sonst werde er versuchen, mir über die britische Gesandtschaft medizinische Hilfe zu verschaffen. Ich fragte, wie lange ich hier bleiben müsse, und er sagte mir, ihm sei mitgeteilt worden, mir zu sagen, für immer.«

Möglicherweise handelte es sich bei diesem britischen »Sergeant Major«, der Culler Mitte Juli 1944 besuchte, um Wing Commander W. O. Jones. Der australische Royal Air Force Flight Sergeant

Murray Thomas Bartle – Bordfunker jener Lancaster, die am 28. April 1944 um 02.15 in den Bodensee gestürzt war –, verzeichnete in seinem Wauwilermoos-Tagebuch für den 11. Oktober 1944 den Besuch eines Wing Commander Jones von der britischen Gesandtschaft. Jones war als sogenannter Evadé de Guerre in die Schweiz gekommen und bekleidete den Posten eines stellvertretenden Air Attachés. In einem Brief vom 8. November 1944 an den Generaladjutanten der Schweizer Armee schrieb Jones über das Wauwilermoos: »Ich war auf peinliche Weise überrascht von den Verhältnissen, die in diesem Lager herrschen und die in jeder Hinsicht unter dem stehen, was ich in meinen 20 Monaten Kriegsgefangenschaft in Italien gesehen habe.« Wing Commander Jones kritisierte vor allem die lange Dauer der Haftstrafen: »Nach der Genfer Konvention beträgt die Maximallänge der Haft wegen Flucht 30 Tage. Während meines Aufenthalts als Kriegsgefangener in Italien konnte ich feststellen, dass diese Strafen in der Praxis häufig noch kürzer waren. Ich bin sicher, die Schweizer Regierung wünscht nicht, die internierten Engländer schlimmeren Bedingungen zu unterwerfen, als in dieser Hinsicht in den Kriegsgefangenenlagern der Länder unserer Feinde herrschen.«

Auch die amerikanischen Internierten wiesen gegenüber der Lagerleitung immer wieder auf die Genfer Konvention aus dem Jahre 1929 hin, die in Artikel 50 und 54 festlegte, dass Fluchtversuche nur disziplinarisch und höchstens mit dreissig Tagen Arrest zu bestrafen seien. Die Schweiz hatte dieses Abkommen am 19. Dezember 1930 als erstes Land überhaupt unterzeichnet. Doch im Wauwilermoos war sie ein Fremdwort. Nach Aussagen verschiedener amerikanischer Internierten bestritt Béguin kategorisch, dass die Genfer Konvention für die Schweiz Gültigkeit habe. James Mahaffey etwa, Navigator einer am 18. März 1944 gelandeten B-17, erklärte: »Auch ich kann bestätigen, dass der Schweizer Kommandant des Lagers Wauwilermoos meine Forderung [nach einem Exemplar] der Regeln der Genfer Konvention abschlägig beantwortet hat. Er behauptete, die Schweiz sei keine Unterzeichnerin.« Das Gerücht machte schnell die Runde. Noch Ed Cunningham hielt 1945 in seiner »Yank«-Reportage diese Behauptung Béguins für wahr und bedauerte diese »Inkonsequenz für ein

weltweit für seine humanitären Aktionen für Kriegsgefangene und andere Kriegsoffer berühmtes Land«. Die Mitglieder der Swiss Internees Association erfuhren erst 1988 vom Rechtsdienst des US-Aussenministeriums, dass die Schweiz schon damals selbstverständlich ein Unterzeichner-Staat war.

Während Béguin die Genfer Konvention als humanitäres Abkommen schlicht und einfach verleugnete – Artikel 58 sieht auf Verlangen von disziplinarisch Bestraften täglichen Arztbesuch vor, Artikel 11 verbietet Essenskürzungen als kollektives Disziplinierungsmittel –, setzten die Militärjustiz-Behörden die Konvention dadurch ausser Kraft, dass sie behaupteten, diese gelte nur für Kriegsgefangene, nicht aber für Internierte. Diese Art Leugnung war noch viel schwerwiegender. Entflohene und wieder eingefangene Amerikaner und Briten erhielten nach konstanter Praxis bis im Herbst 1944 zwei bis drei Monate Lagerhaft, Angehörige anderer Nationen wie etwa Polen sogar bis zu sechs Monaten.

Wing Commander W. O. Jones liess nicht locker, intervenierte am 13. November 1944 erneut und verlangte konkret die Freilassung von vier Briten, die nach einem Fluchtversuch schon über dreissig Tage im Wauwilermoos festsassen. Der Generaladjutant der Schweizer Armee antwortete ihm am 14. November 1944, es handle sich »da um eine juristische Grundsatzfrage« und er werde sie dem Eidg. Militärdepartement vorlegen: »Sie scheinen davon auszugehen, dass es nicht erlaubt sei, Fluchtversuche mit mehr als 30 Tagen Haft zu strafen, dass mit anderen Worten Militärpersonen, die aus einem Schweizer Lager fliehen, wie Kriegsgefangene zu behandeln sind, die aus einem Lager einer kriegführenden Macht entfliehen. Ohne der Antwort vorgreifen zu wollen, glaube ich nicht, dass dies der Standpunkt der Schweiz ist, denn bis jetzt werden Militärpersonen, die versucht haben, aus unseren Lagern zu fliehen, vor Militärgericht gestellt.« Bundesrat Kobelt, der dem EMD vorstand, hatte am 13. November 1944 auch ein Schreiben von Oberst Probst, dem Sektionschef Internierung, bekommen, der aufgeregt berichtete, er habe in der Sache bereits den dritten Brief von General Legge erhalten. Die Frage der Internierung, schrieb Probst alarmiert, sei »zu einer politischen Frage« geworden: »Sie allein, bzw. der Bundesrat, können entscheiden,

inwiefern es für uns gefährlich oder ungefährlich sei, die schweizerisch-amerikanischen Beziehungen wegen der Frage der Behandlung der entwichenen und wieder eingefangenen Internierten zu trüben.«

Ebenso besorgt äusserte sich am 17. November 1944 ein Major W. Huber aus dem Büro von Generalstabschef Jakob Huber. Ein Amerikaner, der sich in offizieller Mission in der Schweiz befinde, habe sich wie folgt ausgedrückt: »Die Schweiz verletzt in grober Weise die minimalen Garantien der Genfer Konvention von 1929 über die Behandlung von Kriegsgefangenen. Zwar glaubt sie nicht, dass die Bestimmungen auf sie Anwendung finden, da sie keine Kriegsgefangenen, sondern nur Kriegsinternierte hat. Diese Ansicht könnten die Amerikaner verstehen, wenn Internierte bei uns [in der Schweiz] besser behandelt würden als Kriegsgefangene andernorts. Trotzdem scheint das Gegenteil wahr zu sein. (...) Durch die Behandlung, die mangelhaften Einrichtungen, Ernährung und Unterkunft [im Wauwilermoos] wurde die Gesundheit der Internierten schwer geschädigt. Einer ist beinahe irr geworden, mehrere sind in Spitalbehandlung wegen Augenzündungen, einer wird wahrscheinlich ein Auge verlieren, einer hat sicher, ein anderer wahrscheinlich Tuberkulose entwickelt, alle sind verlaust, viele haben schwere, zum Teil skorbutähnliche Hauterkrankungen. (...) Rear Captain McGuire (...) ist Berufsoffizier, ging durch die Militärakademie in West Point und ist Sohn von General McGuire aus dem persönlichen Stab von Generalstabschef Marshall. Er ist bereit, vor Gericht auszusagen, und wird es gewiss auch anderswo tun. Ihm ist die Flucht aus Wauwil zwar nicht gelungen, aber andern, z.B. einem Sohn eines Bundesrichters der USA. Sie werden drüben nicht der Schweiz zu Liebe schweigen.« Bei diesem nicht namentlich genannten Amerikaner handelte es sich mit grösster Sicherheit um Major Thorens, einen Sanitätsoffizier aus dem Hauptquartier von General Alexander, der das Wauwilermoos Anfang November besuchte.

Schlüsselfigur in diesem Justizskandal um die langen Lagerhaftstrafen war der Oberauditor der Schweizer Armee, Oberstbrigadier Eugster. Als Eugster erst stellvertretender Oberauditor und noch Oberst war, fand unter seinem Vorsitz am 13. August 1940

in Bern ein Rapport der Justizoffiziere statt. Frankreich war damals eben gerade zusammengebrochen, und grosse Kontingente französischer und polnischer Truppen waren über die Grenze gekommen und interniert worden. Zur Debatte stand an jenem Tag »die Flucht aus Internierungslagern«. Oberst Eugster sprach damals zu den Versammelten: »Die Frage hat heute eine aussergewöhnliche Bedeutung deshalb, weil aus den schweizerischen Internierungslagern kürzlich in einer einzigen Woche ca. 700 Mann entwichen sind. Sie sind zum Teil ins Ausland gelangt. Dort wurden sie in vereinzelt Fällen vom Feind erschossen. Zum grössten Teil haben sie noch in der Schweiz wieder eingefangen werden können. Ein derartiges massenhaftes Entweichen könnte der Schweiz den Vorwurf eintragen, die Internierungspflichten nicht ernst zu nehmen, ihre Neutralitätspflichten zu verletzen. Ein wirksames Einschreiten ist auch notwendig, um nicht allzu viele Truppen für die Bewachung der Interniertenlager aufwenden zu müssen, wir benötigen dafür heute schon 12 Bataillone.« Eugsters damals entwickelter Doktrin zufolge war die rechtliche Stellung des Internierten »eine ganz andere« als die des Kriegsgefangenen: »Der Internierte tritt unter die Gewalt des Gewahrsamsstaates durch eigenen Entschluss und zwar insbesondere, *um sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen*. Er kann schon deshalb nicht mehr Anspruch erheben auf die Sonderrechte eines Kriegsgefangenen (...). Der Internierte befindet sich im Gewahrsamsstaate als Schutzsuchender. Für die Gewährung dieses Schutzes, der vor allem ein Schutz vor weiterer Lebensgefahr im Kriege oder anderer Unbill aus der Gewalt des Feindes ist, auferlegt [der Gewahrsamsstaat] ihm als Gegenleistung die Pflicht, sich seinem Rechte anzupassen, insbesondere dessen Neutralitätspflichten nicht zu beeinträchtigen. (...) Mit Rücksicht darauf, dass der Umfang der bisherigen Entweichungen, wenn er in diesem Masse seinen Fortgang nähme – und disziplinarische Massnahmen sich bisher völlig wirkungslos erwiesen haben – zu unhaltbaren Zuständen in den Interniertenlagern führen müsste[,] und zu internationalen Schwierigkeiten führen könnte[,] ist die disziplinarische Erledigung möglichst einzuschränken. Die kriminelle Erledigung erscheint notwendig.« Damit war die Genfer Konvention zu einem blossen Fet-

zen Papier geworden. Der Weg war frei, um statt wie bisher 20 Tage scharfen Arrest – laut Art. 186 MSTG die längste Disziplinarstrafe nach schweizerischem Recht – nunmehr Gefängnisstrafen bis zu 6 Monaten zu verhängen. Juristisch wurde diese Abkehr vom humanitären Recht im Fall des polnischen Internierten Tabaka durchgespielt, dessen lange Haftstrafe wegen Fluchtversuch vom Eidg. Militärkassationsgericht am 28.9.1940 bestätigt wurde.

In dem Exposé, das Oberstbrigadier Eugster vier Jahre später angesichts des wachsenden Drucks der Alliierten für das Eidg. Militärdepartement ausarbeitete, nahm er den alten Gedankengang nochmals ohne Korrekturen auf: »Der in einem neutralen Staate internierte Kriegsteilnehmer ist nicht Kriegsgefangener, denn Kriegsgefangene kann begrifflich nur eine Kriegspartei machen. (...) Der internierende Staat hat (...) eine weitere Kriegsteilnahme dieser Leute zu verunmöglichen (...) [und] auch dafür zu sorgen, dass die Internierung nicht nur dazu ausgenützt werden kann, auf dem Umweg über das neutrale Gebiet sich dem eigenen Heere wieder anzuschliessen. Tun sie das, so verletzen sie die dem Internierungsstaat auferlegten internationalen Pflichten, bringen diesen in Gefahr, von Kriegsgegnern der Begünstigung oder indirekten Teilnahme an den Feindseligkeiten bezichtigt zu werden. (...) [D]er neutrale Staat (...) muss, um nicht der Begünstigung des Gegners beschuldigt werden zu können, für die tatsächliche Ausschaltung auch dieser Internierten strafrechtlich wirksame Mittel zur Verhinderung der Wiederausreise zur Anwendung bringen.« Das war die Logik, die befahl, aus Neutralitätspflicht einen flüchtenden Internierten im Notfall auch totzuschliessen – wer da sein Leben nicht von uns hatte retten lassen wollen, war gewissermassen selber schuld. Internierte waren zu Geiseln der schweizerischen Neutralität geworden.

Bei alledem glaubte sich Eugster auf die Haager Konvention von 1907 und ihre Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Neutralen berufen zu können, obwohl diese die Frage der Bestrafung von Internierten gar nicht berührte. Eugster übersah auch geflissentlich, dass, wie schon erwähnt, die Haager Konvention in Artikel 6 klar festhielt: »Eine neutrale Macht ist nicht dafür verantwortlich, dass Leute einzeln die Grenze überschreiten, um in

den Dienst eines Kriegführenden zu treten.« Gab Eugster nicht selbst zu, dass selbst bei dieser aussergewöhnlichen Fluchtwelle im Sommer 1940 die Internierten »zum grössten Teil« wieder eingefangen worden waren und nur »in vereinzelt Fällen« in Kriegshandlungen gerieten?

Dan Culler war kurz vor dem Auftauchen des britischen »Sergeant Major« aus dem Wauwilermoos abgeholt und vor Militärgericht gebracht worden. Die Verhandlung hatte den Akten zufolge am 27. Juli 1944 in Bern stattgefunden. Grossrichter des Territorialgerichts 2A war Oberst Markwalder. Seit Mitte Juni – also über einen Monat lang – war Culler ohne »rechtsgültiges« Verfahren und ohne den geringsten Rechtsschutz im Lager eingesperrt gewesen: »Ich war in einem fürchterlichen Zustand und wurde von zwei Hunden und drei Wachen eskortiert. Die Blicke, die von den Schweizerinnen und Schweizern auf den Bahnsteigen und in den Zugswaggonen auf mich geworfen wurden! Niemand setzte sich auch nicht einmal in die Nähe von uns. Sie müssen gedacht haben, ich sei der schlimmste Verbrecher in der ganzen Schweiz.« Einer der Wachsoldaten, die ihn zum Prozessort führten – sie waren nicht vom Wauwilermoos –, sprach mit ihm und konnte es nicht fassen, dass es bloss um einen gescheiterten Fluchtversuch ging. »Ich habe nicht viele Erinnerungen an den Prozess, ausser, dass ich Melson und Thirleway traf, ohne mit ihnen sprechen zu können.« Melson, Crew-Mitglied und Fluchtgefährte Cullers, war nach seiner Verhaftung ebenfalls ins Wauwilermoos gebracht worden. Die Lagerverwaltung hatte sie aber nie zusammenkommen lassen. Am 16. Juni 1944 hatte Melson mit einem Gefährten erneut einen Ausbruchversuch unternommen, war aber drei Tage später wieder festgenommen worden, als er zu Fuss nach Bern wollte. Seither hatte er im Berner Bezirksgefängnis gesessen. Der Brite Thirleway war wie Culler im Wauwilermoos geblieben, gänzlich von diesem getrennt.

Der Prozess ging, da Culler nicht deutsch konnte, völlig an ihm vorbei: »Ich erfuhr nie, was für eine Strafe ich erhalten hatte, da die Person, die mich verteidigte, nicht mit mir sprach und mich

nie darüber informierte, wie lange ich noch im Lager zu bleiben hätte. Ich erinnere mich nur noch an die Richter, die mich mit harten Augen anblickten und deren Stimmen nicht allzu gut klangen, wenn sie sich an meinen Verteidiger richteten.« Auch der Wachsoldat, der englisch konnte, vermochte für Culler nichts in Erfahrung zu bringen. »Zuletzt sagte er mir, ich solle aufpassen, denn er denke nicht, dass der Lagerkommandant wolle, dass ich zu reden beginne. Ich hatte weder dem Wachsoldaten noch dem Verteidiger bei Gericht gesagt, was mit mir geschehen war. Vielleicht, weil ein Teil davon schon im Dunkeln zu verschwinden begann. Aber der Wachsoldat sagte mir, niemand, was immer er auch getan haben möge, sollte so behandelt werden wie ich. Er sagte, er würde versuchen, Hilfe für mich zu finden.«

Zu Culler durchzukommen war einzig dem »Sergeant Major« von der britischen Gesandtschaft gelungen: »Einmal, als der Sergeant mich besuchte, waren wir beide im Büro des Kommandanten. Sie diskutierten über meinen Gesundheitszustand. Der Sergeant warnte den Kommandanten für den Fall, dass mir etwas zustosse. Mit meiner Gesundheit ging es von Tag zu Tag schlechter. Infektionen, Blutungen und ein schlimmer Bluthusten. Ich wurde immer schwächer. Der Sergeant schärfte mir ein, vorsichtig zu sein, denn er glaubte, der Kommandant wolle mich nicht lebendig herauslassen.«

Der Wachsoldat, der am Verhandlungstag in Bern mit Culler zusammen gewesen war, hatte ihm auch erzählt, dass er und seine zwei Kollegen gleich anschliessend einen »ungarischen Internierten aus dem Wauwilermoos mitnehmen müssten, der wegen Beischlafs mit einer Minderjährigen im Dorf Wauwil vor Gericht gestellt werde und vermutlich für den Rest seines Lebens ins Gefängnis komme.« Der Ungare hatte, als er sich mit diesem Mädchen getroffen hatte, die Erlaubnis erhalten, das Lager zu verlassen und nach Wauwil zu gehen. Was sich dahinter verbarg, war, wie Culler wenig später selbst erfahren sollte, nichts anderes als ein raffiniert eingefädelter Versuch, gewisse Wauwilermoos-Strafgefangene für immer loszuwerden.

»Als der Sergeant [nach der erwähnten Diskussion mit Béguin] das Lager verlassen hatte, wurde ich am Nachmittag in den Kom-

mandoposten geholt. Es würde mir gut tun, sagte mir da ein Verantwortlicher, einmal herauszukommen, und aus reiner Herzengüte gebe mir der Kommandant eine Ausgeherlaubnis, damit ich diesen Nachmittag zum Dorf Wauwil spazieren könne. Wenn ich allerdings zu flüchten versuche, würden sie auf mich schießen. So wie ich behandelt worden war, brauchte ich davon nicht lange überzeugt zu werden und hatte daher keinerlei Absicht, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Seltsam war, dass dieser Mann der Lagerwache plötzlich Englisch konnte, und sie mich die ganze Zeit im Glauben gelassen hatten, ich könnte mich mit niemandem verständigen. (...) Mit schmutzigen Kleidern, eiternden Wunden und Abszessen begab ich mich ins Dorf Wauwil, wurde aber, obwohl ich niemanden sah, das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Als ich das Dorf betrat, hörte ich eine Stimme rufen: ›Hello Yank‹. Ich blickte mich um und sah ein junges Mädchen, das sich gegen einen grossen Baum etwas abseits der Strasse lehnte und mir ein Zeichen gab, zu ihr zu kommen. Damals war es das schönste Mädchen, das mir je begegnet war. Sie hatte dunkle, nussbraune Haare und ein helles Gesicht, und sie sprach ausgezeichnet Englisch, was für sich genommen schon erfrischend war. Wir sprachen etwa eine halbe Stunde, und ich erzählte ihr, dass ich ein Gefangener des Lagers sei, das sich ausserhalb des Dorfes befinde. Sie schien über diese Information nicht überrascht zu sein. Ich fühlte mich schrecklich mit meinem Aussehen, doch da schlug sie vor, wir sollten in ihr Zimmer gehen. Ich fragte, ob sie von Wauwil sei, und sie sagte ›Nein‹. Etwas schien mir daran merkwürdig zu sein, und als sie mit dem Vorschlag kam, Liebe zu machen, gingen meine Gedanken zu dem hochaufgeschossenen, hageren Ungarn, der aus dem Lager abgeführt wurde, weil er mit einer Minderjährigen geschlafen hatte. Ich teilte ihr mit, dass ich nicht so einer sei, da ich von einer strengen Quäkerfamilie komme und gelehrt worden sei, Frauen zu respektieren und mit derlei Dingen bis zur Heirat zu warten. Da schien sie erleichtert, und sie sagte mir, wie froh sie darüber sei. So wie ich aussah, schien ich ihr schon genug zu leiden.

Was sie mir erzählte, war unglaublich. Sie sagte, sie werde von den Militärs benutzt, um Missliebige, welche die Schweizer aus

dem Wege haben wollten, in eine Falle zu locken. Sie und ihre Mutter kämen aus Österreich und hätten keine andere Wahl gehabt, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, als sich in Bern zu prostituieren. Da seien sie von der Polizei gefasst und vor die Wahl gestellt worden, als Köder zu dienen oder ins Gefängnis zu gehen. In allen Fällen sei es immer dieselbe Geschichte gewesen: Ein Mann wird des Missbrauchs an einer Minderjährigen überführt und zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt. Ich fragte sie, was nun mit ihr geschehe, da ich mit ihr nicht Liebe machen wolle, und sie sagte, nichts, das sei auch früher schon vorgekommen, sie würde einfach woanders hingeschickt. Ich fragte sie, ob sie kürzlich auch auf den langen mageren Ungarn gewartet habe, und sie sagte ja. Ich fragte sie, ob sie wisse, warum die Schweizer mich aus dem Weg haben wollten, aber sie sagte, derlei Dinge würden ihr nie mitgeteilt. Sie sagte, sie wünschte, der Krieg wäre bald vorbei, damit sie nach Österreich zurückkehren könnte. (...) Als ich ins Lager zurückkam, sprach niemand ein Wort, und ich wurde in die Baracke 9 zurückgeführt. Ich konnte nach dem Fussmarsch vor Schwäche kaum mehr gehen. Ich war so krank, wie ich noch nie zuvor gewesen war. (...) Das nächste, an das ich mich erinnere, war ein Spitalraum mit sauberen Leintüchern und eine Person mit einer weissen Kleidung und einer grossen weissen Kopfbedeckung. Sie trug eine Maske vor dem Mund. Um ehrlich zu sein, ich glaubte, gestorben zu sein und mich in einer anderen Welt wiederzufinden. Bis ich herausfand, dass diese Person eine Nonne war. Während meiner Kindheit in der kleinen Farmgegend von Indiana hatte ich nie eine Nonne gesehen oder auch nur einen Katholiken kennengelernt. Ich fürchtete mich, als ich die Nonne stumm dastehen sah. Wie sie den Raum verliess, wendete ich den Kopf und sah zu meiner Rechten ein Bett mit einer ebenso erschreckenden Person wie die Nonne: Ein Hindu aus Indien. Es war ein britischer Soldat. Er trug einen sehr langen, lenkstangenartigen Schnurrbart, der die ganze Breite seines Gesichts einnahm. Alles, was er tat, war spucken und die Enden seines Schnauzbartes aufzuzwirbeln. Er war gross, nichts als Haut und Knochen, und wenn er aus dem Bett stieg, bewegte er sich wie eine Schlange.«

Wie die Diagnose ergab, hatte sich Culler während der Haftzeit

im Straflager Wauwilermoos mit Tuberkulose angesteckt. Im Spital kam er endlich wieder in Kontakt mit Schweizer Freunden und Freundinnen, die ihn von Adelboden her kannten, aber erst jetzt wieder die Möglichkeit erhielten, mit ihm in Kontakt zu treten.

›GENTLEMEN, YOU ARE IN FRANCE‹

›Vom Spital aus wurde ich in eine Tuberkulose-Klinik hoch in den Bergen geschickt«, schreibt Dan Culler weiter. ›Alle da waren sehr krank, und die Schwestern und Pfleger trugen Masken. Schliesslich fand mein Pilot [George] Telford heraus, wo ich steckte, und trat mit mir in Verbindung. Er sagte mir, er versuche mich da rauszuholen.« Telford liess Culler durch einen amerikanischen Offizier Ausweispapiere und Zugfahrkarten nach Genf überbringen. Culler war gerade im Park der Klinik und half einer Mitpatientin beim Gehen, als der Kurier ihn beiseite nahm und ihm die Einzelheiten der geplanten Flucht erklärte.

Aber irgendwie schien ihnen die Schweizer Heerespolizei auf die Spur gekommen zu sein. Der unterwegs zugestiegene Bombenschütze der Crew, William E. Carroll, wurde im Zug verhaftet, obwohl er ein gültiges Reisedokument auf sich trug. Culler kam es merkwürdig vor, dass er mit seinen gefälschten Papieren ungeschoren davon kam. Als er am 26. September 1944 im verabredeten Genfer Restaurant dem Servierpersonal bei der Bestellung das Lösungswort zuflüsterte, bekam er keinerlei Reaktion. Nach mehreren Versuchen stand er auf und ging in die Küche des Restaurants. Da zertraten sie ihn aufgebracht eine Treppe hinauf in einen Raum, wo der Pilot und der Kopilot seiner alten Mannschaft, George Telford und Francis L. Couw, auf ihn warteten. ›Mir wurde gesagt, alles sei voller Geheimpolizei, und ich hätte dadurch, dass ich hinausgegangen sei, die ganze Operation in Gefahr gebracht. (...) Kurze Zeit später stoppte ein Taxi vor dem Gebäude. Wir eilten die Treppe hinab und sprangen auf den Rücksitz des Wagens. Das Taxi raste los, und der Fahrer instruierte uns, den

Geldbetrag hinter dem Rücksitz zu verstecken. Er fuhr wie ein Irrer, und bald waren wir ausserhalb von Genf. Nach etwa einer Stunde sagt er uns, wir sollten uns bereitmachen, wir näherten uns der Stelle. Der Grenzzaun machte [linker Hand] einen Bogen und reichte bis an die Strasse heran. [Die Grenze lag da unter dem Strassenniveau und die drei aufeinandergetürmten Rollen Stacheldraht waren verhältnismässig leicht zu überspringen.] Eine Viertelmeile vor der verabredeten Stelle hielt der Taxifahrer brüsk an und schrie, raus, raus. Wir öffneten die linke Hintertür und rannen so schnell wir konnten los. Augenblicklich ertönten Gewehrschüsse. [Einem später aufgezeichneten Lageplan Cullers zufolge waren die Grenzsoldaten rechts von der Strasse in einem nicht allzu weit entfernten Waldstück verborgen.] Ich konnte hören, wie die Kugeln an uns vorbeiflogen. Unter keinen Umständen war ich bereit anzuhalten (...). Wie durch ein Wunder schafften wir es bis zur Stelle und setzten über den Zaun hinweg. Da sich der Stacheldraht tief in unsere Haut einbohrte, glaubten wir zuerst, von den Kugeln getroffen worden zu sein. Sie feuerten auch noch auf uns weiter, als wir den Zaun schon hinter uns hatten, hörten dann aber auf, als wir auf französischem Boden waren. Ein Schuss hatte Telford [laut den Ancey Interrogations: am linken Bein] oberhalb des Knöchels [Durchschuss, ohne Knochenverletzung] erwischt, und ich hatte einige Schusslöcher in meinem Mantel und in meinen Hosen. Als wir uns umblickten, sahen wir jenseits der Strasse ein Feld und daran angrenzend den Wald. Die Grenztruppen mussten da auf uns gewartet haben.« Noch am selben Tag kamen die drei in Ancey an, und jeder von ihnen gab da die Umstände ihrer Flucht zu Protokoll.

Diese Schüsse an der Grenze bildeten keine Ausnahme. Auch Lloyd H. Roach, der am 13. April 1944 als Bordschütze in einer ›Fliegenden Festung‹ in die Schweiz gekommen war und mit einer ganzen Gruppe, zu der auch Polen gehörten, flüchtete, erzählt: ›An der Grenze schossen sie auf uns, und einige unserer Gruppe wurden gefangen genommen. Ich hatte Glück und entkam mit einigen andern.« Leask H. Hermann, ebenfalls Bordschütze und am 16. März 1944 mit einem ›Liberator‹ (B-24) gelandet, bestätigt Lloyd Roachs Schilderung: ›Ich stand direkt hin-

ter Lloyd, als die Schweizer Grenzwächter auf uns Fliehende zu schiessen begannen.« Auf Peter Zarafonetis und Robert Dillworth, zwei Navigatoren, die mit ihren Maschinen am 7. Januar und am 27. April 1944 gelandet waren und am 9. September 1944 zu zweit aus dem Wauwilermoos ausbrachen, wurde an der Grenze ebenfalls geschossen. In ihrem Fall war es dann aber ein französischer Grenzsoldat, der Zarafonetis in dieser Nacht »by mistake«, wie dieser in Annecy aussagte, mit seiner Waffe am vierten Finger der rechten Hand verwundete.

Die in der Swiss Internee Association zusammengeschlossenen amerikanischen Ex-Internierten, insbesondere jene, die im Straflager Wauwilermoos gewesen waren, begannen 1985 einen zähen Kampf mit dem Ziel, als ehemalige Kriegsgefangene in einem neutralen Land anerkannt zu werden (»Status of Americans held as Prisoners of War in Neutral Countries«). Unmittelbar nach dem Krieg hatten sie zunächst Recht auf dieselben Vergünstigungen (Spitalbehandlungskosten und dergleichen) gehabt wie diejenigen, die aus Kriegsgefangenenlagern zurückkehrten. Der entsprechende Befehl Eisenhowers, Internierte als Kriegsgefangene zu betrachten, war jedoch in späteren Jahren in Vergessenheit geraten. Heute haben sie sich weitgehend durchgesetzt. Es kam sogar zu einer Gesetzesänderung in ihrem Sinne. Dan Culler erhielt diesen POW-Status (Prisoner of War) 1989 zugesprochen: »Es ist Zeit für die Internierten, den Kopf aus dem Sand zu ziehen und die Wahrheit über die Internierung zu sagen«, erklärte Culler damals.

Ihm selber war das allerdings ungeheuer schmerzhaft. All die Jahrzehnte hindurch hatte er beinahe täglich darunter gelitten, dass es ihm seit jener Schreckenszeit in Baracke 9 nicht mehr möglich ist, ohne gleichzeitige Anwesenheit zumindest einer Frau mit Männern in einem geschlossenen Raum, sei es auch nur ein Sitzungszimmer oder ein Wagen, zusammenzusein, ohne panikartig mit irgendwelchen Entschuldigungen auf den Lippen das Weite zu suchen – von den Schlafstörungen und Alpträumen ganz zu schweigen. Dan Culler war als ehemaliger Bordingenieur nach Kriegsende in einer grossen Transportfirma Verantwortlicher für

den Unterhalt einer ganzen Flotte von Lastwagen geworden, sah sich aber in seiner beruflichen Karriere durch die Folgen der Internierung stark behindert.

Am 1. Oktober 1944 befanden sich genau 1116 amerikanische und 2643 britische Internierte in der Schweiz. Sie bildeten nur einen kleinen Teil der insgesamt 39'670 Internierten an diesem Stichtag (822 Russen, 245 Franzosen, 10'082 Polen, 20'650 Italiener, 5 Australier etc.). Im September 1944 hatten die obersten amerikanischen Militärbehörden das Office of Strategic Services (OSS), den damaligen amerikanischen Geheimdienst, beauftragt, die Flucht von 1000 amerikanischen Internierten zu organisieren. Dieses Ziel wurde in den folgenden Monaten beinahe erreicht. Eine führende Rolle übernahm dabei der amerikanische Generalkonsul in Zürich, Sam Woods.

Sam Woods war am 19. August 1942 in die Schweiz gekommen, drei Monate vor Allen Welsh Dulles, der von der Schweiz aus das US-Spionagenetzwerk OSS leiten sollte. Woods war zuvor Handelsattaché an der US-Botschaft in Berlin gewesen, da aber nach dem Eintritt der USA in den Krieg verhaftet und mit 133 anderen Diplomattinnen und Diplomaten in einem Grand Hotel in Bad Nauheim interniert worden. Woods war damals gerade fünfzig Jahre alt. Milada Woods, seine Frau, war Tschechin und sprach deutsch: »Das Paar baute einen weiten Kreis von Schweizer und amerikanischen Freunden auf«, schreibt John Dippel in seiner Biographie über Woods.

Woods verhalf persönlich etwa zweihundert amerikanischen Fliegern zur Flucht. »In mancher kalten Nacht im Winter 1944/45 verliess Woods (...) seine (...) Wohnung an der Toblerstrasse, stieg in seinen Wagen und fuhr los in die Dunkelheit.« In einem Fall war der Ort des geheimen Treffens eine katholische Kirche bei Luzern. Diskretes Husten und das obligate fallengelassene Taschentuch bildeten das Erkennungszeichen. Im übrigen trugen Woods und der Vize-Konsul Robert Cowan grüne Krawatten, weil sie bemerkt hatten, dass »Schweizer Männer das nie taten«. In seinem grossen schwarzen Opel Baujahr 1938 brachte er die entflohenen Internierten an die Grenze. Ein anderer Treffpunkt scheint die Simplon Bar nahe beim Bahnhofplatz gewesen zu sein. Der

amerikanische Generalkonsul verschaffte den Internierten gefälschte Schweizer Armeedokumente, stattete sie mit Zivilkleidern aus und besorgte ihnen Zugbillete. Einen Teil der Kosten übernahm übrigens Werner C. Lier, der Kopf des Europabüros von IBM, der »über die Beschwerden der amerikanischen Fliegerbesatzungen in der Schweiz sehr beunruhigt war«.

Als James Mahaffey zusammen mit einem Fluchtgefährten am 24. August 1944 in Zürich ankam, suchten sie als erstes das US-Konsulat auf. Sam Woods brachte die beiden bei George Page, einem amerikanischen Geschäftsmann, der am Zürichsee wohnte, unter. Da hätten sie bleiben sollen, bis der Kontakt mit der französischen Widerstandsbewegung hergestellt war. »Die Schweizer sind sehr nationalistisch«, erzählt James Mahaffey, »einer von Pages Dienstboten zeigte uns bei den Behörden an. Als die Polizei kam, um uns abzuholen, rannten wir zum See hinunter. Aber als einige Schüsse auf uns abgegeben wurden, hoben wir die Hände. Das Mass war voll – wir waren bereit gewesen, für unser Land über Deutschland zu sterben, nicht aber in der Schweiz.« Mahaffey wurde ins Wauwilermoos gebracht, fand es aber sehr rasch unerträglich, »auf Stroh zu schlafen und das Essen aus Blechkanistern zu fassen«. Zusammen mit einem deutschen Deserteur, der vor seiner Flucht aus Deutschland für den britischen Geheimdienst gearbeitet hatte – Mahaffey war dies später bestätigt worden –, kroch er am 19. September 1944 um zwei Uhr nachts unter dem Stacheldraht durch, machte Autostopp und wurde bis nach Zürich mitgenommen. Da aber hatte er erneut Pech. Auf dem Weg vom Konsulat zur nahen Wohnung des Vize-Konsuls, wo er alles weitere hätte abwarten sollen, lief Mahaffey einem Heerespolizisten direkt in die Arme, der ihn umgehend ins Wauwilermoos zurückschickte. Da war aber unterdessen von vier anderen amerikanischen Gefangenen bereits alles für einen weiteren Ausbruchversuch vorbereitet worden. In der Nacht auf den 21. September wartete in der Nähe ein vom Konsulat bestelltes Taxi...

Hatten die Flüchtenden Pflege nötig, brachte sie Woods erst einmal für ein paar Tage in der EOS Privatklinik am Zürichberg

unter. Klinikbesitzerin war Frau Flora Jörg. Laut Heerespolizeiakten wurde die Krankenschwester Agnes Berchtold mitbeschuldigt, »geflüchteten Internierten Unterschlupf gewährt zu haben«: »Heerespolizist Gefreiter Humbel vom Territorialkommando 6 meldete, dass am 31. Oktober 1944 auf dem Posten eine nicht genannt sein wollende Person erschien und zur Anzeige brachte, dass in der EOS Privatklinik in Zürich sechs geflüchtete Amerikaner untergebracht seien. Die Untersuchung ergab, dass die sechs Internierten, die aus dem Lager Davos geflüchtet waren, von Generalkonsul Sam Woods dorthin verbracht worden wären.« Woods selbst stattete in mehreren Fällen auch Internierten, die in Spitälern lagen, einen Besuch ab. Wenn sie schon wieder etwas bei Kräften waren, wartete er nicht weit entfernt im Wagen auf sie, und bald darauf waren sie spurlos verschwunden: »Heerespolizist Rem des Straflagers [Wauwilermoos] meldet, dass er am 7. November 1944 im Garten des Spitals in Sursee Kontrolle machte, da ein dort eingelieferter Amerikaner nach einem Telefongespräch gesagt hatte, er werde heute noch Besuch erhalten. Nach etwa einer Stunde fuhr eine Limousine mit Kontrollschild ZH 12574 CD vor, der ein Herr entstieg. Dieser begab sich ins Spital. Die zwei im Wagen zurückgebliebenen Herren wiesen sich als Mitglieder der amerikanischen Gesandtschaft aus und der Besucher des Spitals als Generalkonsul Sam Woods aus Zürich. Der Wagen fuhr Richtung Sursee weg. In der gleichen Zeit rissen drei Amerikaner des Straflagers aus.«

Vom Herbst 1944 an stand auch die US-Gesandtschaft in Bern nicht mehr hinter dem Zürcher US-Generalkonsulat zurück. James Misuraca, der Bombenschütze eines am 24. April 1944 gelandeten »Liberators« war mit einem Fluchtgefährten dank gefälschten Reisedokumenten von der Gesandtschaft und Zugbillets, die ihnen eine befreundete Österreicherin besorgt hatte, bis nach Genf gekommen: »Ich hatte meine Hände gerade auf den Grenzzaun gelegt, um darüber zu klettern, da drückte mir ein Soldat sein Gewehr in den Rücken und nahm mich fest.« Nach ein paar Wochen Straflager, fassten sie den Entschluss, aus dem Wauwilermoos auszubrechen: »Wir hatten genau berechnet, wieviel Zeit wir hatten, um, von der mit Hunden patrouillierenden Wache

unbemerkt, im Schatten der Ecklampen aus einem Barackenfenster zu springen und den Stacheldrahtzaun zu übersteigen. Wir eilten westwärts, so schnell wir konnten. Wir rannten die ganze Nacht. Nass, hungrig, erschöpft und frierend fanden wir schliesslich einen Stoss Brennholz. Da es neblig war, machten wir ein Feuer, trockneten unsere Kleider, wärmten uns und schliefen ein wenig. Als sich der Nebel verzog, bemerkten wir etwa eine halbe Meile entfernt ein Gasthaus. Da ich etwas Französisch konnte, wurde ich dazu bestimmt, hinzugehen. Bei einer freundlichen Serviererin bestellte ich ein Bier. Sie wusste sofort, dass ich Amerikaner war. Als ich an der Wand ein Telefon erblickte, fragte ich sie, ob ich die amerikanische Gesandtschaft anrufen könne. Ich sprach mit einem Captain (...). Er sagte uns, wir sollten bleiben, wo wir seien, er werde uns so bald wie möglich holen. Nach langem Warten kam er und brachte uns nach Bern. Wir kriegten ein Bad, saubere Kleider, gutes Essen und schliefen bis zum Mittag des folgenden Tages. Dann wurden wir in eine Gegend gebracht, die nicht weit von jenem Ort entfernt war, wo wir telefoniert hatten. Wir wateten durch einen eisigen Fluss, überstiegen zuerst den schweizerischen, dann den französischen Grenzzaun. Kurz danach begegneten wir einem französischen Grenzwächter und fragten ihn, ob wir in Frankreich seien. »Oui«, antwortete er mit einem breiten Lachen. Er hängte sich ans Telefon und sagte uns dann: »Die Amerikaner werden in ein paar Stunden hier sein, um euch zu holen«. Nach mehreren Cognacs sahen wir den amerikanischen Lastwagen herannahen. Es war ein grossartiger Augenblick, wieder mit »friendly forces« zusammenzusein.«

Die Aktivitäten rund um die US-Gesandtschaft entgingen dem aufmerksamen Auge gesetzestreuer Bürgerinnen und Bürger nicht. Die Bernerin Frida Haller etwa, die auf dem Eidg. Kommissariat für Internierung arbeitete, schrieb ihrem Kanzleichef Adjutant Herrmann noch kurz vor Kriegsende, am 4. Januar 1945: »Im Hause Feldeggstrasse 1, Bern, wohnt ein Kanzleibeamter der USA-Gesandtschaft namens Meadows, der mit einer gebürtigen Bernerin verheiratet ist, die ich schon vor ihrer Verheiratung kannte. Das Ehepaar Meadows hat von jeher sehr viel Besuche empfangen und Diners gegeben, auch Gäste in guten Restaurants der Stadt

Bern bewirtet. Frau Meadows, die im Gegensatz zu ihrem sehr zurückhaltenden und Fremden gegenüber distanzierten Mann gerne von ihren gesellschaftlichen Pflichten spricht, hat sich oft darüber geäussert, dass diese Art von Leben sehr anstrengend sei. Nach den Angaben der Frau Meadows war der USA-Gesandte oft bei ihr zu Gast, des weitern andere hohe Funktionäre dieser Legation – was ich von jeher, da Meadows selber nicht Angehöriger des diplomatischen Corps ist – auffallend fand. Ferner empfing das Ehepaar des öftern amerikanische Internierte (...). Bis Dezember 1942 wohnte eine meiner Schwestern in dem Hause (...). Ich war sehr oft bei ihr und traf dort auch viel mit der Frau Meadows zusammen. Seither habe ich sie nicht oft gesehen, aber bei gelegentlichen Begegnungen hat sie betont, dass ihre gesellschaftlichen Pflichten sie mehr denn je in Anspruch nähmen. Vor ungefähr einem Vierteljahr las ich den Namen des Ehepaars Meadows in einem Rapport der Heerespolizei betreffend Evasion eines amerikanischen Internierten. Der betreffende Internierte hatte die Nacht vor seiner Flucht in der Wohnung der Meadows verbracht. Ich möchte der Vollständigkeit halber anführen, dass der train de vie des genannten Ehepaares mir zu der – wenn auch gut honorierten – Stellung des Herrn Meadows nicht im richtigen Einklang zu stehen scheint. Die beiden Eheleute sind aber ausserordentlich geschäftstüchtig, und ich möchte, nur an dieser Stelle, die Vermutung äussern, dass sie für eine bestimmte illegale Tätigkeit speziell bezahlt werden. Ich bemerke zum Schluss, dass ich Frau Meadows einer gewissen Gutmütigkeit halber gut leiden konnte und gar nichts gegen sie persönlich habe oder hatte. Andererseits möchte ich nicht verfehlen, Ihnen meine Beobachtungen in einer Sache, die unserm Lande schadet, zur Kenntnis zu bringen und bitte Sie, Herr Adjutant, gegebenenfalls um Weiterleitung.«

Geradezu in die Berner US-Gesandtschaft gerannt sind Donald Grove und Joe Piemonte, als sie von Fluchthelfern vor der Hintertür des Gebäudes abgesetzt worden waren. Um vier Uhr nachts wurden sie danach zu Fuss aus Bern hinausgeführt und in einem Lastwagen mit Körben voller Hühner Richtung Grenze gefahren. An einem sicheren Ort wurden sie von zwei Franzosen in Empfang genommen und auf einem langen Fussmarsch durch den



Wauwilermoos im Winter (links vom Stacheldrahtzaun: Wachsoldaten; rechts: amerikanischer Internierter, der sich eine Zigarette ansteckt).

Schnee geführt. Zwei Polen steuerten sie anschliessend im Schlauchboot über einen See. Zwei andere Franzosen begleiteten sie darauf in das Haus einer schon älteren Französin, die etwas Englisch sprach: »Sie gab uns trockene Kleider und setzte uns neben einen wärmenden Ofen. Währenddessen bereitete sie uns etwas zu Essen vor. Sie teilte uns mit, die Amerikaner würden uns am folgenden Morgen mitnehmen. Wir schliefen behaglich unter dicken Daunendecken.«

Bordschütze Dale Ellington war seit dem 13. April 1944 in der Schweiz. Er und drei Mitglieder der Crew hatten wegen eines ersten fehlgeschlagenen Fluchtversuchs bereits satte 75 Tage Wauwilermoos hinter sich, als sie in Adelboden in ein Taxi stiegen und

einen erneuten Versuch wagten, aus dem Land zu kommen. Vor Frutigen stiegen sie aus, schlugen sich zu Fuss durch den bewachten Ort. Am andern Dorfe, wo das Taxi auf sie wartete, stiegen sie wieder ein. Während der Wagen weiterfuhr, tauschten sie ihre Uniformen gegen Zivilkleider aus: »Was für eine Szene, wenn sich vier auf dem Rücksitz eines Taxi ausziehen«, schreibt Dale Ellington. In Bern gaben sie telefonisch ihr Codewort durch »There is a package at the Schweizerhof Hotel« und wurden an einem verabredeten Ort aufgebelt. Fünf Tage schliefen sie in einem Büro der Gesandtschaft, auf Stühlen und auf dem Boden: »Laufend stiessen andere hinzu, und am Schluss waren wir dreiundzwanzig.« Als es endlich soweit war, verliessen sie in einer Reihe die Botschaft und schlichen durch die verdunkelte Stadt. In einer Garage des Wohnquartiers, in welchem sich die US-Gesandtschaft befand, bestiegen sie einen Lastwagen: »Wir stiegen auf und wurden zu einem Bauernhof gefahren. In einem Raum lag für jeden von uns ein Rucksack bereit. Wir wanderten still durch halbgefrorenes sumpfiges Gelände, sanken ein, stolperten, meilenweit. Schliesslich kamen wir zu einer kleinen Farm, und da wurde uns auf Französisch mitgeteilt: »Gentlemen, you are in France!«. Wir brachen in Jubel aus – und weckten damit den Bauern. Es war früher Morgen.«

Die offizielle Schweizer Statistik zählt 947 amerikanische Fluchtversuche (204 britische). 763 dieser Versuche glückten (bei den Briten: 86), 184 scheiterten (Briten: 118) – und brachten die Betroffenen ins Straflager.

Der australische Royal Air Force-Angehörige Murray T. Bartle, der seit Anfang Oktober 1944 im Wauwilermoos war, erwähnt in seinem Tagebuch, dass im Laufe des Monats Oktober immer mehr Amerikaner eingeliefert wurden. Ende Oktober befanden sich schon 80 amerikanische Fliegeroffiziere da. Am 10. November 1944 war die Zahl der Amerikaner im Straflager auf 108 angestiegen. Unter ihnen befand sich auch Marion Dale Pratt, der in jener ersten amerikanischen Maschine gesessen hatte, die am 1. Oktober 1943 bei Ragaz abgeschossen worden war. Durch diesen Zustrom wurde das Wauwilermoos endgültig in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit gerückt.

Murray T. Bartle, der Australier, hatte selbst einen abenteuerlichen Fluchtversuch hinter sich: Er und ein Gefährte hatten es bis zum Bahnhof in Genf geschafft, wo sie »von einem halben Dutzend zum Teil mit Maschinenpistolen bewaffneter Schweizer Soldaten und ihren Offizieren sowie einem Charakter in schwarzem Anzug, schwarzem Hut, Ledermantel und Lederhandschuhen« aus dem Toilettenraum geholt wurden, in den sie sich geflüchtet hatten: »Plötzlich waren draussen Schreie und Kommandorufe zu hören. Gewehrkolben wurden gegen die Türen gerammt und auf Englisch ertönte die Drohung: ›Come out or we shoot!‹«.

In seinem Wauwilermoos-Tagebuch vermerkte Murray Bartle für den 18. Oktober 1944 den Besuch einer amerikanischen Zweierdelegation, »eines amerikanischen Majors und eines Captains aus dem Hauptquartier von General Spaatz«, des Oberkommandierenden der alliierten Luftstreitkräfte in Europa. Mitte Oktober 1944 kam der amerikanische Konsul Sam Woods ins Lager. Kurz darauf brach im Wauwilermoos der ›Kartoffelaufstand‹ der Amerikaner aus. Sie fanden das Essen derart unzureichend, dass sie aus Hunger auf den angrenzenden Feldern Kartoffeln ausgruben und in der Glut des Barackenofens backten. Als ihnen darauf das jeweils am Morgen verteilte, knapp bemessene Brennholz ausging, baten sie um neues. Das Holz wurde ihnen verweigert. Es war der 17. Oktober 1944, 19.30, als der Schweizer Adjutant Keller dem Kommandanten Béguin meldete, die Amerikaner drohten, »sie würden Bänke und Tische verbrennen, wenn die Brennholzmenge nicht erhöht werde«. Béguin dürfte solche Auseinandersetzungen geliebt haben. Er drohte ihnen seinerseits mit der Verrechnung aller Kosten dieses »Delikts« und mit Militärgericht. Anderntags traktierte er die amerikanischen Offiziere – und bei gleicher Gelegenheit die italienischen, die mit den Amerikanern in derselben Baracke 5 waren – als »Flegel«, die »sich wie unerzogene Kinder aufführten«, als »Lausejungen« und »Lümmel«. Ein andermal liess Béguin die amerikanischen Strafgefangenen vor sich antreten und »setzte sie mit den Worten herab, sie seien nicht tauglich, ihre Uniform zu tragen«.

Murray Thomas Bartle erwähnt in seinem Tagebuch zwei grosse Ausbruchversuche der Amerikaner. Béguin rächte sich jeweils

an den Zurückgebliebenen und kürzte, so Bartle, »die mageren Essensrationen«: »Die Wachmannschaften schrien durcheinander, rannten durch unsere Hütte, befahlen allen, draussen anzutreten. Sie zwangen uns, in Regen und Schnee dazustehen. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet und hielten uns manchmal bis zu einer Stunde so fest.« Danach wurden sie in die Baracken gesperrt.

General Legge, der einen eigentlichen Sinneswandel durchgemacht hatte, übte immer stärkeren Druck auf die Schweizer Behörden aus, denen er Monate zuvor noch jedes Neutralitätspolitische Argument unbesehen abgekauft hatte. Am 19. Oktober 1944 bezeichnete er Fluchtversuche klipp und klar als ein »ehrenwertes Vergehen« und winkte mit dem Zaunpfahl: Eine Änderung der Verhältnisse im Wauwilermoos, so schrieb er Generaladjutant Ruggero Dollfus, »wäre sicherlich geeignet, bessere Beziehungen zwischen unseren jeweiligen Ländern herbeizuführen, wenn der Krieg vorüber ist«, denn er sei sich sicher, »dass das Lager, so wie es jetzt existiert, Gegenstand vieler Klagen sein wird, sobald diese Männer freigelassen sind«.

Am 25. Oktober 1944 besuchte der Davoser Journalist Albert Adler das Wauwilermoos. Adler war Redaktor des ›Kriegswirtschaftlichen Beobachters‹. Er durfte sogleich seinen Kollegen Paul Altheer, Redaktor der ›Davoser Zeitung‹, informiert haben. Dieser setzte sich gleichentags an die Schreibmaschine und beschwerte sich bei ›Heer und Haus‹ über die dortige Behandlung der Internierten: »Es wird als erniedrigend empfunden, dass man, wenn man nicht frieren will, in den gleichen Kleidern, die man tagsüber trägt, schlafen muss, dass man also nicht aus den Kleidern herauskommt (...) Für Reinigung, Waschen, Rasieren etc. ist nur eine einzige Leitung da, die im Freien ist. Es fehlt (...) an einer Douche. (...) Hautkrankheiten sollten nicht selten sein, da es an jeder Möglichkeit zu gesunder und hygienischer Körperpflege fehlt.«

Adler selbst, der sich vier Stunden im Lager aufhielt und viele Amerikaner dort persönlich kannte, da er ihnen in Davos – kostenlos – Unterricht erteilte, schrieb einen mehrseitigen Bericht, den er Oberst Probst, dem Sektionschef des Eidg. Kommis-

sariats für Internierung unterbreitete. Ein Freund Adlers schickte den Bericht am 7. November 1944 auch dem General: »Das mit Mühe herangebildete Verständnis für die Eigenart der schweizerischen Neutralität«, schrieb Adler über seine Gespräche mit den amerikanischen Freunden im Wauwilermoos, »ist spurlos verschwunden. Die Leute behaupten heute, dass die Schweizer Bevölkerung zu mindestens 70% pro deutsch eingestellt sei, dass sie niemals mehr ihren Fuss auf Schweizerboden setzen werden, und dass sie bei ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten alles daran setzen werden, um die dortige Bevölkerung über diese »schmachvolle« Behandlung aufzuklären und sie davon abzuhalten, jemals wieder etwas mit der Schweiz zu tun zu haben. Sie weisen darauf hin, dass, wenn wir schon neutral sein wollten, wir dann auch nicht die Verdunkelung auf Druck seitens Deutschland [hätten] einführen [müssen]. (...) Man liest dann und wann in den Zeitungen Abschiedsbotschaften von Flüchtlingen, die unser Land verlassen. Diese Botschaften erwecken bei der Bevölkerung die Meinung, als ob alle Flüchtlinge und Internierten unser Land mit einem Gefühl herzlicher Dankbarkeit verlassen. Die Bevölkerung wäre wahrscheinlich sehr erstaunt, wenn sie wüsste, was diese amerikanischen Flieger-Offiziere über unser Land heute denken und auch gewillt sich, nachher andern Stellen mitzuteilen. Ohne unseren Rücken vor irgend einer fremden Macht beugen zu wollen, und ohne uns irgendeinem günstigen Wind anpassen zu wollen, ist es doch klar, dass wir gerade in wirtschaftlicher Beziehung auf die Alliierten nach dem Kriege in grossem Masse angewiesen sind. Das Problem gehört mit grosser Weitsicht behandelt und muss vor allem auch mit den Folgen bedacht werden. Wenn man auf dem Standpunkt steht – wie dies leider bei manchen Stellen der Fall ist –, dass sich jedermann nach unseren Befehlen und Gebräuchen zu richten habe, und dass wir mit vollem Recht den Schulmeister spielen dürfen, dann ist allerdings an diesen Zuständen nicht zu ändern oder zu verbessern. (...) Sofern die Art und Weise der Bestrafung von Fluchtversuchen der amerikanischen Internierten in der gleichen Weise fortgesetzt wird, dann ist mit den schlimmsten Folgen für unser Land zu rechnen. (...) Wir werden Mühe genug haben, Verständnis für unsere speziellen Lebensbe-

dingungen bei den Grossmächten zu finden. Da ist es nicht nur unnötig sondern höchst unklug, diese Verständnisbereitschaft zum vornherein durch ein solches unverständliches Verhalten zu zerstören. (...) Gewiss wird es möglich sein, den einen oder andern Punkt mit juristischen oder bürokratischen Spiegelfechtereien als richtig zu erklären. Aber es wird unmöglich sein, diesen Leuten das Gefühl zu nehmen, sie seien in der demokratischen Schweiz ungerecht behandelt worden, und es wird vor allem unmöglich sein, diese Leute daran zu hindern, dies nachher auszusagen, und gerade an Stellen auszusagen, die für uns von grösster Wichtigkeit sind. Hier können nur politischer Weitblick und eine rasche Tat helfen. Es geht keineswegs darum, Gnaden zu erteilen, sondern Recht zu schaffen.«

H. S. Rüeegger, der Besitzer eines Wollgeschäfts in Davos, schrieb dem Generaladjutanten der Armee am 26. Oktober 1944, in Davos erzählten sich die Leute, »dass es keinen Wert habe, wenn die Schweiz durch das Rote Kreuz so viel Gutes tue, sich aber auf der andern Seite einen so schlechten Namen schaffe«.

Allmählich schien die oberste Armeeführung zu begreifen, dass die Lage ziemlich verfahren war. Den einzigen Ausweg aus dieser Situation sah der Generaladjutant der Armee, Ruggero Dollfus, im Bau eines Entlastungslagers für das Wauwilermoos, das »entsprechend komfortabler eingerichtet werden« sollte. Am 4. November 1944 beauftragte er den eher widerspenstigen Oberst Probst – der sich noch wochenlang darüber ärgerte, dass Béguin »auf einen Journalisten-Trick hereingefallen« war und Redaktor Adler überhaupt ins Wauwilermoos hineingelassen hatte –, dieses zweite Straflager »innert kürzester Frist zu verwirklichen«. Dollfus nahm mit diesem Schritt unausgesprochen eine Empfehlung Albert Adlers auf (»oder aber man schafft ein neues Straflager«).

Von Ende 1944 an kamen die amerikanischen Unteroffiziere nach Fluchtversuchen nicht mehr ins Wauwilermoos – welches im übrigen auf den Jahreswechsel hin einen neuen Lagerarzt bekam –, sondern ins neu eingerichtete, zwischen Cham und Luzern gelegene Straflager Hünenberg. Die Offiziere wurden nach Les Diablerets gebracht. Auch wurden die neu ausgesprochenen Haftstrafen von den Militärgerichten – widerwillig, doch allmählich

– heruntergesetzt. Aber selbst wenn in Hünenberg die offensichtlichsten Missstände vom Wauwilermoos vermieden wurden, blieb es ein mit Stacheldraht umgebenes, von bewaffneten Soldaten und Hunden bewachtes Straflager. Die Genfer Konvention, die lediglich Disziplinarstrafen erlaubt hätte, wurde weiterhin verletzt, und die Proteste rissen nicht ab.

Auch die Fluchtversuche nicht. Roland K. Colgate, der Bordingenieur einer B-24, die am 16. März 1944 gelandet war, schreibt: »Es bestand unter uns ein Konsens, dass Hünenberg etwas besser war als das Wauwilermoos.« Doch die Verbesserungen hielten sich in engen Grenzen: »Wir hatten nur eine Decke, und die meisten behielten zum Schlafen ihre Kleider an. Auf den Brettern, wo wir schliefen, lag Heu. Wir hörten die Mäuse herumhuschen. Es war nicht einfach, das Brot vor ihnen in Sicherheit zu bringen (...). In einer nebligen Nacht unternahmen drei von uns einen Ausbruchversuch. Sie benutzten dabei eine Drahtschere, die der Kaplan der Gesandtschaft bei einem Besuch hineingeschmuggelt hatte. (...) Als die Flüchtenden den Stacheldraht des ersten Zauns durchschnitten, machte das soviel Lärm, dass sie beschlossen, über den zweiten Zaun hinwegzuklettern. Zwei waren schon drüben, als die Wachen die Flucht bemerkten. Sie hielten den dritten Mann fest und feuerten mindestens zwei Schüsse auf die andern zwei ab, die im Nebel verschwanden. Diese hatten sich in einen Graben geworfen und wurden gefunden, als die Wachen die Hunde holten und ihnen nachsetzten.« Peter J. Lysek, Bordschütze einer B-24, die am 20. Juli 1944 bei Erlen/TG abstürzte, hatte in Hünenberg einen anderen Ausbruchversuch mitverfolgt, bei dem drei über den Zaun zu klettern vermochten, ehe die ersten Schüsse fielen. Einer, der sich am Fluchtversuch beteiligt, aber nicht aus dem Lager hinausgekommen war, sei darauf weiss wie ein Leintuch in die Barakke zurückgekehrt: »Wer zum Teufel sagte, diese Bastarde würden nicht schießen!« habe er gerufen und zugegeben, dass er erschrocken war. Lysek selber, dessen Haftzeit im Lager beinahe um war, hatte sich dem Fluchtunternehmen bewusst nicht angeschlossen: »Ich dachte, ich wäre ja verrückt, das Risiko einzugehen, durch einen verdammten Schweizer umgebracht zu werden.«

V ›IN UNSEREM GLÜCKLICHEN LAND‹

›HANDEL MIT DEM FEIND‹

Wer Alliierte mit dem Argument der »Neutralität« vom Himmel schießt, muss sich schon die Frage gefallen lassen, wie »neutral« er wirklich war. Wenn Amerikaner oder Briten während des Krieges über die Schweiz und ihre vielverkündete Neutralität sprachen, charakterisierten sie diese gerne mit dem Witz: »Die Schweizer Neutralität besteht darin, sechs Tage in der Woche für die Deutschen zu arbeiten, und am siebten Tag für die Alliierten zu beten.« Wenn ihnen nicht nach Scherzen zumute war, konnten sie aber auch ganz einfach sagen, die Schweizer seien »begierig, ihre Wirtschaft auf Kosten alliierter Interessen zu mästen, by playing ball with the nation that has shattered the peace of the world«.

Da infolge Zensur und bundesrätlicher »Geheimpolitik« (›Volksrecht‹) in der Schweizer Presse über die umfangreichen schweizerisch-deutschen Geschäftsbeziehungen mehr geschwiegen als geschrieben wurde, äusserte sich das Unbehagen der Schweizerinnen und Schweizer über diese Formen der wirtschaftlichen Kollaboration lange Zeit nur in Form von Gerüchten. Gerüchte waren das ambulante schlechte Gewissen der Nation.

Dr. August R. Lindt, der Leiter des Aufklärungsdienstes der Armeeorganisation ›Heer und Haus‹, erklärte Gerüchte »aus dem Bedürfnis nach Information«. Sei »die Wahrheit bekannt«, mühe »sich die Einbildungskraft nicht mehr weiter ab, Erklärungen zu finden«: »Das Gerücht benötigt als Lebelement eine Stimmung der Unsicherheit, der Aufregung und des Misstrauens. (...) Im Gerücht finden unbestimmte Gefühle des Volkes ihre Konkretisierung.« Es bilde »deshalb einen wichtigen Fingerzeig für die Beurteilung der Volksstimmung«. In einer vertraulichen Unterredung mit Bundesrat Etter vom 3. November 1943 präziserte Lindt: »Es

werden immer wieder Äusserungen laut, die bezweifeln, dass unsere Lieferungen nach Deutschland im Einklang mit unserer Neutralität stehen (...). Auf dem Gebiete des Aussenhandels besteht ein vollständiges Vakuum an Information. Um das Vakuum aufzufüllen, greift unser Volk zu allen Informationsquellen, mögen sie auch noch so trübe sein. Unser Volk ist infolge der Geheimhaltungspolitik der Handelsabteilung dazu gezwungen, seine Orientierung über die Aussenhandelsbeziehungen der Schweiz aus Gerüchten und ausländischen Sendern zu schöpfen. (...) Zahlreich sind die Schweizer, die unsere Handelspolitik gegenüber Deutschland als unklug oder gar als unneutral betrachten und mit Bombardierungen unserer Rüstungsindustrie rechnen.« In seinem Schlussbericht über den Aufklärungsdienst schrieb Lindt nach dem Krieg: »Der Schweizer hatte sich schon lange daran gewöhnt, wenn etwas los war, Beromünster ab und den englischen oder den Atlantiksender anzudrehen. Da zahlreiche Schweizer nach und nach zur Auffassung gekommen waren, dass wichtige Dinge doch nicht in den Schweizerzeitungen zu finden wären, fanden die englischen Behauptungen Glauben: Die Schweizerindustrie steigere ihre Waffen- und Munitionslieferungen nach Deutschland, um die Produktionsausfälle der deutschen Industrie wettzumachen.«

August R. Lindt unterschied bei Gerüchten stets die »psychologische Voraussetzung« – in der Gestalt eines Gefühls – und den an sich wahren »Gerüchtekern«. Anlass zur Gerüchtebildung konnten so beispielsweise unter Kindern die silberfarbenen Staniolstreifen bieten, welche die alliierten Bomber zur Verwirrung und Störung der deutschen Radaranlagen abwarfen. Frau Anna Gsell schrieb der Sektion »Heer und Haus« am 6. März 1944 aus Weerswilen bei Weinfeld: »In der Nacht vom Freitag auf Samstag, als so viele fremde Flugzeuge unsern schweizerischen Luftraum durchflogen, fanden die Schulkinder Mengen von solch beigelegten Papierstreifen, schmälere, breitere und auch zweiteilige, lose aneinander flatternde Streifen von Staniol und weissem Papier. Nun erzählen die Kinder so mancherlei, was sie jedenfalls von älteren Leuten gehört haben. So zum Beispiel, dass diese Streifen, wenn sie von der Sonne beschienen würden, hauptsächlich dann im Sommer, explodieren und brennen würden, oder es seien

Streifen mit Schwefelstoff und dürften nicht an die Wärme gebracht werden, kurzum, was sich so Kinder erzählen.« Auch unter Erwachsenen waren die Informationen noch eher lückenhaft. So geisterte etwa in St. Gallen die Vorstellung herum, »die Engländer, die unser Gebiet überfliegen, w[ü]rden in die Wälder in kleinen Papiersäckchen leicht [ent]zündbare Stoffe ab, die durch Darauftreten etc. in Flammen geraten. Der Luftschutz habe entsprechende Weisung zur Bannung dieser Gefahr erhalten« (W. Wetz, 19.10.1943). Tatsächlich waren hingegen schon sogenannte »Brandplättchen« versehentlich über Schweizer Gebiet abgeworfen worden.

Die Furcht vor alliierten Strafmassnahmen gegen die Schweiz hatte ihren »Kern« in den Bombardierungen der Fabriken Vichy-Frankreichs durch die Royal Air Force und in der unverblümt vorgetragenen alliierten Kritik an der Schweiz. Schon im November 1939, als eine Schweizer Delegation unter der Leitung des Industriellen und Diplomaten Hans Sulzer in London das Recht auf Exporte nach Deutschland geltend machte, liessen die Briten die Schweizer Regierung ihren Standpunkt in dieser Frage mit aller nur wünschbaren Klarheit wissen: »Grossbritannien befindet sich in einem Kampf auf Leben und Tod, der [uns] gegen [unseren] Willen aufgezwungen wurde. Es ist eine Überlebensfrage, Deutschland daran zu hindern, sich die notwendigen Ressourcen zur Fortführung des Krieges zu beschaffen, und langfristig kann es auch nicht im schweizerischen Interesse sein, dass Deutschland diese Mittel erhält.«

In Schweizer Armee- und Regierungskreisen war bekannt, dass die Alliierten die enge wirtschaftliche Verflechtung der Schweiz mit Deutschland schwer missbilligten. Am 23. März 1941 schrieb General Guisan dem EMD-Vorsteher Kobelt, »persönlich und geheim«, in Kreisen der britischen Gesandtschaft scheine man nicht immer überzeugt zu sein, »dass die zum Import nach der Schweiz zugelassenen Waren nicht weiterwandern nach Deutschland. Man will sogar die Beweisführung dafür antreten können. Aus diesem Grunde müsse sich die Schweiz, solange nicht das Gegenteil bewiesen werde, wohl oder übel in die gleiche Linie gestellt sehen wie die Regierung von Vichy.«

Wären das britische Aussenministerium und der britische Ge-

sandte in Bern, David Kelly (1940-1942), nicht für die Schweiz eingetreten, so hätte das Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung (Ministry of Economic Warfare) nach Abschluss des schweizerisch-deutschen Handels- und Verrechnungsabkommens vom 9. August 1940 eine vollständige Blockade gegen die Schweiz verhängt. Die Schweiz hatte sich damals nach den schweren Luftzwischenfällen vom Mai und Juni 1940 und den unverhüllten Drohungen der nationalsozialistischen Führung zu massiven Konzessionen an das deutsche Reich bereit erklärt, insbesondere zur Gewährung eines 150-Millionen-Kredits.

Dieser Verrechnungskredit erlaubte es den Deutschen, sich im Schweizer Warensortiment frei zu bedienen. Als die Schweiz ihn am 18. Juli 1941 in einem Zusatzabkommen auf 850 Millionen aufstockte – durch Überschreitung der Limite erreichte er sogar die nach damaligem Geldwert erhebliche Summe von 1 Milliarde Franken –, sah sich Grossbritannien schliesslich zu Sanktionen genötigt. John Garnett Lomax, der 1941/42 im Alter von 45 Jahren Handelsattaché in der Britischen Gesandtschaft in Bern wurde, kam in einem Bericht vom 10. August 1941 an das Foreign Office zum Schluss, die Schweiz müsse als »durchlässigste Stelle in der Blockade« gegen Deutschland gewertet werden:

»Bei der grossen Mehrheit der Bevölkerung herrscht eine pro-alliierte Gesinnung vor, aber ungeachtet dessen ist den Schweizern gestattet worden, in eine vollständige Pro-Achsen-Politik abzudriften. Dies während der zwei Monate, die ich jetzt hier bin, zu begreifen, versetzte mir eine ganze Reihe unangenehmer Schocks, und es stellt sich schon die Frage, warum dies so sein soll und ob es ungehindert so weitergehen muss.« Lomax, der sich den Spitznamen »The Tiger« erworben hatte und später seiner Verdienste wegen in den Adelsstand erhoben wurde, kam zum Schluss: »Effektiv haben die Schweizer ihre Neutralität aufgegeben. Erstens, indem sie ihre ganze überschüssige Produktionskapazität in den Dienst der Achse stellten. Zweitens, indem sie deren Industrie finanzieren, um fortlaufenden und ununterbrochenen Absatz sicherzustellen; dadurch werden die normalen finanziellen Grenzen überwunden, die in Friedenszeiten grosse Lieferungen an Deutschland behindern würden – eine ausserordentliche Massnahme (...).

Viertens gestatten sie [die Schweizer] den Deutschen, die Schweiz für den Transit ihrer Waren nach Italien zu nutzen.« Lomax nahm, in diesem Punkt ganz unbritisch, kein Blatt vor den Mund: »Das Argument für dieses schweizerische Verhalten – dass sie aufgrund deutschen Drucks dazu gezwungen seien – stellt nichts als ein Dafürhalten dar und ist wahrscheinlich eine blosser Entschuldigung, die nur dann akzeptiert werden könnte, wenn offensichtlich wäre, dass die Schweizer deutschen Forderungen Widerstand entgegengesetzt hätten«. Dafür, so Lomax, gebe es keinen Hinweis: »Wohin, denken die Schweizer wohl, wird so eine Handlungslinie mit der Fortdauer des Krieges führen? Sie kennen die deutsche Methode: Wenn Druck zu Konzessionen führt, dann führt noch mehr Druck zu noch grösseren Konzessionen, bis das Opfer hoffnungslos ausgeliefert ist. (...) Wenn ich so mit den Schweizern rede, stosse ich bei den meisten auf bemerkenswerte Reaktionen.« Lomax sah den Grund allen Übels darin, dass die »Regierung« und die »strikte zensierte Presse« die »Kollaboration mit der Achse« als »für die Wohlfahrt des Landes notwendig« hinstelle: »Deutsche Aufträge halten die Arbeitslosigkeit tief; deutsche Kohle ist unverzichtbar; jeder Schritt auf die Alliierten zu wäre unvereinbar mit ihrer Neutralität. Die wirklichen Fakten werden der Bevölkerung, ja selbst den Geschäftsleuten, vorenthalten. (...) Wenn unsere und die amerikanischen Nachrichtenmedien beginnen würden, unsere Klagen unumwunden zu äussern, und dies von ein paar Radiogesprächen begleitet wäre, würden die Leute hier begreifen, was für ein gefährliches Spiel ihre Regierung spielt.«

Am 9. September 1941 verhängte Grossbritannien als Reaktion auf das zweite schweizerisch-deutsche Abkommen vom 18. Juli 1941 (Zusatzabkommen) eine Liefersperre für Rohstoffe und Fertigwaren über die Schweiz. Ausgenommen blieben lediglich Getreide und Futtermittel. Dingle Foot, Parlamentarischer Sekretär des Ministry of Economic Warfare, erläuterte diese Massnahme dem Schweizer Botschafter gegenüber am 22. September 1941 mit den Worten: »[D]ie Schweizer Industrie engagiert sich so weitgehend in der Arbeit für unsere Feinde, dass wir, wären unsere Beziehungen zur Schweiz sonst nicht vollkommen freundschaftlicher Art, uns gezwungen gesehen hätten, die Möglichkeit zu Lie-

ferungen in die Schweiz (...) vollständig zu unterbinden.« Ein weiteres Sanktionsmittel war die sogenannte Schwarze Liste der Firmen, mit denen keinerlei Geschäftsbeziehungen mehr erlaubt sein sollten. Auf der ersten vom 13. September 1939 figurierten auf Anhieb zehn Schweizer Firmen, unter anderen AEG, Robert Bosch AG, Telefunken, alle in Zürich, sowie die beiden zur Rhein-Metall AG in Düsseldorf gehörenden Unternehmen Steyr Solothurn Waffen AG und Waffenfabrik Solothurn AG. Die Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon-Bührle & Co. sowie die Bührle-Zweiggesellschaft Contraves AG wurden am 13. November 1941 auf die Liste gesetzt. Waren am 3. August 1940 bereits hundert Schweizer Firmen und Einzelpersonen gebannt, so stieg ihre Zahl am 21. Juli 1943 erstmals auf über tausend. Am 24. Oktober 1944 erreichte sie den Höchststand von 1352. Nur gerade Argentinien wies damals mehr Einträge auf, nämlich 1697.

»In verschiedenen führenden und einflussreichen Kreisen Londons gilt die Schweiz als mehr und mehr ins politische und wirtschaftliche System der Achse eingegliedert«, hält eine undatierte schweizerische »Note über unsere Beziehungen zu England«, die heute im Bundesarchiv liegt, fest. Im selben Dossier liegt auch ein Protokoll eines Gesprächs »über Wirtschaftskrieg und Blockade«, das ein ungenannt bleibender Schweizer – »un Suisse digne de confiance«, heisst es – am 7. Dezember 1941 mit drei alliierten Vertretern führte: mit John G. Lomax, dem bereits erwähnten britischen Handelsattaché, mit Major Fryer, dem britischen Militärattaché, sowie mit einem Mr. Chase von der amerikanischen Botschaft: »Lomax beklagte sich darüber, dass die Schweiz wenig neutral sei. Sie liefere für Hunderte von Millionen Kriegsmaterial nach Deutschland, darunter Präzisionsinstrumente, und verlange Durchfuhr von Lebensmitteln durch die [alliierte] Blockade, um diese Tätigkeit fortführen zu können (...). Die Schweiz sei ein Kriegsarsenal Deutschlands geworden, das England nicht bombardieren dürfe. Unsere Zünder für die deutschen Torpedos dienen zur Versenkung englischer Schiffe, während wir freies Geleit für Schiffe und Lebensmittel verlangten, um Deutschland weiter beliefern zu können. Lomax schätzte die schweizerischen Kriegsmateriallieferungen auf 4% der deutschen Totalproduktion.«

Grossbritannien zögerte nicht in den von Deutschland besetzten Gebieten die Fabriken zu bombardieren. Die »Times« schrieb dazu am 9. März 1942, es sei »zutiefst abstossend, den Tod über zivile Arbeiter zu bringen, die unfreiwillig für ihre und unsere Feinde tätig seien, aber wir müssen uns die Freiheit nehmen, Hitlers Kriegsproduktion zu treffen, wo immer sie angesiedelt ist«. Vier Tage zuvor hatte das gleiche Blatt unterstrichen, diese Fabriken in den besetzten Ländern seien »so deutsch, als ob sie auf deutschem Boden stünden«.

Gegenüber einem »neutralen« Land wie die Schweiz mochte Grossbritannien jedoch augenscheinlich nicht über Wirtschaftssanktionen hinausgehen. Vor alliierten Bomben fühlten sich aber auch viele Schweizerinnen und Schweizer nicht mehr ganz sicher. Schon am 21. November 1942 fragte sich H. Landolf, Lehrer in Amlikon/TG, in einem Schreiben an »Heer und Haus« besorgt: »Wo, wie und wann wird »die Festung Europa« angegriffen? Wie lange wird England die im Dienste der Achsenmächte arbeitende[n] schweizerischen Industrieanlagen, sowie unsere Verkehrsadern mit Angriffen aus der Luft verschonen?« John Lomax bewies unterdessen, dass er seinen Übernamen »The Tiger« nicht zu Unrecht trug. Hemmungen hatte er auch vor dem Waffenfabrikanten Bührle nicht. Der deutsche Gesandte Köcher berichtete am 27. August 1942 nach Berlin: »Herr Bührle hatte in der letzten Zeit zwei Unterredungen mit dem britischen Handelsrat [Lomax], die ausserordentlich stürmisch verlaufen sein müssen, denn Herr v. Bibra [Legationsrat, nomineller Leiter der NSDAP in der Schweiz] hatte die Empfindung, dass die Erregung über die letzte Unterredung, von der Herr Bührle gerade kam, in ihm noch nachzitterte. Anlass zu der stürmischen Auseinandersetzung war das wirtschaftspolitische Problem der in die Schweiz verlagerten deutschen Zünderaufträge, die Herr Lomax in jeder Art zu hintertreiben versucht. Er hat bereits einige Uhrenfabriken zur Lieferungsunwilligkeit gebracht und beabsichtigt, auf diese Weise fortzufahren, um so auch der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon die Ablieferung der Deutschland vertragsmässig zu liefernden Munitionsteile unmöglich zu machen. (...) Herr Bührle (...) hat aus seiner schweren Verstimmung über das ungeheuerliche britische Vorge-

hen keinen Hehl gemacht. – Herr Lomax führte etwa aus: England im Verein mit den USA würde sich nicht scheuen, der Schweiz gegenüber eine Politik zu betreiben, die die Schweiz vor die Wahl stelle, entweder als Bundesgenosse Deutschlands in den Krieg einzutreten oder sich für die demokratischen Mächte zu entscheiden. Es könne nicht geduldet werden, dass die Schweiz eine doppelsinnige Politik treibe. Wer nicht für die demokratischen Mächte sei, der sei eben gegen sie, und auf die Dauer werde es der Schweiz sowieso nicht möglich sein, ihre sogenannte Neutralität aufrecht zu erhalten. Der britische Druck werde sich mehr und mehr verschärfen. Schliesslich sei die Schweiz eine Demokratie und müsse das Ihrige für die gemeinsamen Ideale tun oder aber man werde sie auf angelsächsischer Seite als Feind betrachten, auf den man keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen brauche. Die Schweiz solle daher die wirtschaftlichen Ansinnen ablehnen, die Deutschland an sie stelle ...«

Auf britische Appelle reagierte die Schweiz jedoch lange Zeit nur mit leeren Versprechungen. Als die Briten dahinterkamen, dass die Schweizer Waffen- und Maschinenlieferungen ins deutsche Reich trotz des Ende 1942 ausgelaufenen schweizerisch-deutschen Abkommens und des formell vertragslosen Zustandes weiter anstiegen, »riss« ihnen, wie Oswald Inclin in seinem Buch »Der stille Krieg. Der Wirtschaftskrieg zwischen Grossbritannien und der Schweiz« (1991) schreibt, »die Geduld«: »Im April [1943] stellten sie die Gewährung von Navicerts [Verschiffungszertifikaten] für Brotgetreide und andere Lebensmittellieferungen vorübergehend ein (...). Damit war der Tiefpunkt der englisch-schweizerischen Beziehungen erreicht.« Anfang Mai 1943 erklärte der britische Aussenminister (1940-45) Anthony Eden dem Schweizer Botschafter Thurnherr in London: »Jeder Franken an Kriegsmaterial, das Deutschland von der Schweiz geliefert wird, verlängert den Krieg.« Dingle Foot vom Ministry of Economic Warfare machte dem Schweizer Botschafter einen Monat später, am 5. Juni 1943, unmissverständlich, mündlich und auf dessen Wunsch hin auch schriftlich, klar, dass die britische Regierung auf der Erfüllung »ihrer Forderung nach sofortiger, substantieller Reduktion der Waffen- und Maschinenexporte« beharre.

Als die Schweiz am 1. Oktober 1943 noch einmal einen Wirtschafts- und Verrechnungsvertrag mit Deutschland abschloss – die sogenannte »Sondereinbarung« – und sich darin zu weiteren Kriegsmateriallieferungen an das deutsche Reich bereit erklärte, musste Grossbritannien einsehen, dass die herkömmlichen Formen der Diplomatie ausgespielt hatten. Der im Oktober 1942 nach London zurückgerufene John Lomax war davon wohl schon lange überzeugt. Über die britische Gesandtschaft in Bern begann Grossbritannien auf indirekte Weise, den Druck auf die einzelnen Schweizer Firmen, die mit Deutschland Geschäfte machten, zu verstärken. Die Unternehmen wurden ohne Umschweife vor die Alternative gestellt, sich entweder schriftlich zu verpflichten, ihre Exporte ins Reich stark einzuschränken, oder aber auf die Schwarze Liste zu kommen. Gleichzeitig beschloss die britische Regierung, über die deutschsprachigen Programme der alliierten Radiosender die Schweizer Öffentlichkeit, die weder von den ausgedehnten Waffenlieferungen noch von der schwarzen Liste der Alliierten irgend etwas wusste, über diese Sachverhalte aufzuklären.

Eines der ersten »Opfer« war die Firma Gebrüder Sulzer AG in Winterthur. Auf deren Weigerung hin, sich zu einer Reduktion ihrer Maschinen- und Motorenlieferungen ins Reich festzulegen, wurde sie mit Mitteilung an die gesamte internationale Presse am 26. Oktober 1943 auf die Schwarze Liste gesetzt: »trade with the enemy«. Damit verbunden waren Blockierung der Vermögenswerte im Ausland, Verweigerung von Navicerts, Visa und Transportbewilligungen. Ausserdem riskierte jede Firma, die mit Sulzer oder einem anderen Unternehmen auf der Liste Geschäftsbeziehungen pflegte, dasselbe Schicksal zu erleiden. Die Schweizer Geschäftswelt, die mit ihr liierte Presse und die Schweizer Regierung heulten auf. Und die Bevölkerung rieb sich die Augen.

In seiner Antwort auf zwei Schweizer Memoranden erklärte es Dingle Foot vom Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung im Oktober 1943 allen, die noch immer nicht verstehen wollten, noch einmal: »Wenn eine neutrale Firma Vorteile aus der Kriegssituation zieht und ihre Verkäufe nach Deutschland oder dessen Satellitenstaaten erhöht, trifft sie tatsächlich die Wahl, die deutschen

Kriegsanstrengungen zu unterstützen und verzögert damit die mögliche Befreiung Europas, ein Ereignis, das ebensowohl im Interesse der neutralen europäischen Länder liegt wie in demjenigen der Vereinten Nationen.«

Die Organisation ›Heer und Haus‹, die sich gewohnt war, die Informationsfäden nach eigenem Dafürhalten zu ziehen, musste sich düpiert vorgekommen sein. Als Dr. A. Wartenweiler, der Leiter des sehr freiheitlichen Internats (›Landerziehungsheims‹) Schloss Glarisegg bei Steckborn am Bodensee mit einem Schreiben vom 26. Oktober 1943 das Gerücht meldete, »die englische Gesandtschaft sei bei der Firma Sulzer in Winterthur in ultimativer Form vorstellig geworden«, hatte ›Heer und Haus‹ (i.A. Aufklärungsdienst Pozzi) in einer Antwort vom 2. November 1943 steif und fest erklärt: »Selbstverständlich ist das Gerücht (...) frei erfunden, und wir sind Ihnen dankbar, wenn sie es überall energisch dementieren.« Bald gab es nichts mehr zu beschönigen. Erst am 4. November erfolgte auch in der Schweiz eine ›amtliche Mitteilung‹ über den Fall Sulzer.

Die Schweizer Bevölkerung selbst war über alliierte Informationskanäle längst im Bild. Frau Jenni aus Bern schrieb ›Heer und Haus‹ am 26. Oktober 1943: »Es macht einen peinlichen Eindruck und ist dem Ansehen unseres Landes abträglich, wenn man vorwiegend Dinge, die uns angehen, zuerst durch ausländische Radiosender vernimmt. Darf man sich da noch verwundern, wenn weite Kreise die ausländischen Sender bevorzugen? Dieser unerwünschten Entwicklung kann nur durch vermehrte schweizerische Nachrichten gesteuert werden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die Haltung gegenüber Deutschland durch eine zu weit gehende Rücksichtnahme – um nicht gerade zu sagen Angstkomplexe – bedingt. Dabei ist es ja leider Erfahrungstatsache, dass Willfährigkeit und Liebedienerei gar manches Volk trotzdem nicht vor Unglück und Not bewahrt hat. Darum: mehr Vertrauen in das eigene Volk.« E. Bischoff aus Olten, der offenbar keine alliierten Sender hörte, machte sich am 27. Oktober 1943 auf seine Weise ähnliche Gedanken: »Die Zeitungsmittelungen

über die Handelsvertragsabkommen mit Deutschland nimmt das Volk immer mit einem gewissen Misstrauen auf. Warum? Weil scheinbare Vorteile immer allzusehr herausgestrichen werden und von Nachteilen sozusagen nie etwas verlautet, obwohl man ja weiss, dass wir gewöhnlich immer die Leidtragenden sind.«

Schon am 6. September 1943 hatte P. Zigerli aus Zürich ›Heer und Haus‹ wissen lassen: »Die Radio-Nachrichten werden stark kritisiert. Sie sind zu zurückhaltend und verspätet, sodass heute allgemein der Atlantiksender oder London eingestellt wird. Man merkt es oft dem Sprecher selbst an in Bern, wie er plötzlich zögert und nicht weiss, ob er etwas sagen darf oder nicht. Man sagt sich sofort – da ist etwas los, und stellt London ein! Das Schweizervolk ist ja schliesslich keine Kleinkinderschule.«

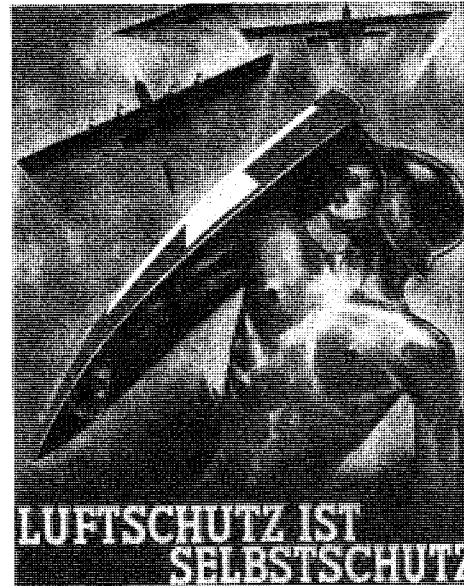
K. Gurtner aus Buochs/Nidwalden stellte am 19.9.1943 ebenfalls ganz generell fest, dass in vielen Fällen nichts oder »erst nach Tagen« etwas gemeldet werde: »Hier sehe ich eine kleine Gefahr, denn die Leute am Radio könnten sich denken, die Schweiz wolle dem Volke nicht soviel Vertrauen geben.«

Nachdem die Sulzer-Affäre endlich publik gemacht war, beschwerte sich E. Bearth aus Chur am 10. November 1944: »Verschleppung von wichtigen Nachrichten und Auskünften in Bern bewirkt Missstimmung; zum Beispiel kann man Nachrichten über schweizerische Angelegenheiten an ausländischen Sendern hören, wenn man sich in Bern oder Beromünster noch lange in tiefes Schweigen hüllt.« Auch Leutnant Hs. Bucher aus Zürich gab die ganze Sache zu denken: »Es ist auch direkt unheimlich, wieviele Leute die englischen Schwarzsender und auch regulären Sender abhören. So hörte ich den Fall der Firma Sulzer im Zuge von verschiedenen Gruppen erörtern, bevor die Schweizer Zeitungen und der Schweizer Radio nur ein Wort darüber berichteten. Dies bedeutet sicher eine Gefahr für uns, da dadurch Falschmeldungen sofort weit verbreitet werden.«

Unterdessen war aber schon längst auch die Waffenschmiede Oerlikon-Bührle ins Schussfeld der Kritik geraten: »Der Englandsender – Atlantiksender – hat letzten Dienstag abends [12.10. 1943] einen Brief aus Schweden verlesen, der einen diesbezüglich etwas unsicher machte. Es hiess darin, dass der Leiter und Besitzer

der Maschinenfabrik Oerlikon (...) – Millionär Bührle – (...) auch beteiligt sei in vielen (...) deutschen Zweigfabriken in der Schweiz, die alle bekannt und auf der schwarzen Liste seien«, berichtete B. Stutz am 14. Oktober aus Zofingen.

R
Am 16. Oktober meldete W. Meyer aus ebendemselben Buochs/NW wie der bereits erwähnte K. Gurtner: »Soeben ist ein Gerücht, das unter verschiedenen Personen ziemlich aufregend wirkte, aufgetreten. Laut englischer Radiomeldung sei die Werkzeugfabrik Oerlikon auf der schwarzen Liste der Engländer. Nun wird schon gemeldet durch Einzelne, Oerlikon werde nächstens bombardiert.« Gleichentags rapportierte auch Oberleutnant Bauer aus Henggart/ZH: »In nächster Zeit werde die Maschinenfabrik Bührle in Oerlikon bombardiert werden, da diese Munition für Deutschland herstelle. Die Sulzerwerke in Winterthur würden aber verschont werden, weil diese keine fremde Munition herstellen.« Korporal Kunz aus Genf berichtete am 21. Oktober 1943: »Es wird behauptet, der britische Rundfunk habe offiziell erklärt, wenn der Auftrag von obgenannter Firma – von deutscher Seite soll der Maschinenfabrik Oerlikon ein Rüstungsauftrag von 2 Milliarden erteilt worden sein – angenommen werde, hätte dieselbe mit unverzüglicher Bombardierung ihres Betriebes zu rechnen.« Otto Büchi jun. aus Möhlin/AG schrieb »Heer und Haus« am 23. Oktober 1943: »Ich kenne solche, die absolut keine Klassenkämpfer sind, die aber erklären: Sollte es auch zu Ende dieses Krieges [wie nach dem Ersten Weltkrieg] zu revolutionären Krawallen kommen, so wird man uns nicht zur Bewachung und Verteidigung von Rathäusern, Fabrikanlagen und Geschäftsvierteln brauchen können; denn wir müssen den Kommunisten in vielen Punkten doch recht geben. (...) Letzthin verbreitete der Londoner Rundfunk in deutscher Sprache eine Polemik über die Schweiz. Es hiess, dass zum Beispiel die schweizerische Werkzeugmaschinen-Fabrik Oerlikon Waffenlieferungen an Deutschland ausführe. Diese böse Saat ist offenbar bei den Schweizer Gemütern auf guten Grund gefallen und gab den Anlass zu Munkeleien. Ich selbst – verzeihen Sie bitte – bin nämlich nicht ganz vom Gegenteil dieser britischen Behauptung überzeugt. Es ist doch bestimmt anzunehmen, dass Teile von Kampfaffen für das Reich fabriziert wer-



Plakat, das seit Februar 1936 für den Luftschutz warb.

den. Von einem Freund, der in einer Speditionsfirma arbeitet, weiss ich jedenfalls, dass in der Schweiz Konstruktionspläne für das OKW [Oberkommando der Wehrmacht] hergestellt werden.«

Die ganze Schweiz schien wie aus dem Tiefschlaf erwacht. Der Jus-Student Walter Tanner aus Bern fragte am 28. Oktober 1943: »Entspricht es den Tatsachen, dass Amerika in einer öffentlichen Radiosendung mit einer Bombardierung Oerlikons drohte?« Josef Dörig aus Appenzell berichtete am 2. November 1943: »Sulzer Winterthur und »Oerlikoner«, andere sagen 17 Fabriken sind auf der schwarzen Liste und können ihre Bombardierungen erwarten.« Werner Bühler aus Uster, gleichentags: »Die Engländer haben am Samstag und Sonntag [30./31.10.1943] folgende Meldung durch den Sender bekannt gegeben. Die Schweiz werde bombardiert, wenn die Lieferungen nicht eingestellt werden. Stimmt's, oder ist es erfunden?« Frau C. Wiedmer-Klee aus Diepflingen/BL stellte am 3. November 1943 fest: »Missstimmung ergaben die Gerüchte, dass diverse Firmen sehr viele Lieferungen an die Achsenmächte machen sollen.«

In der Schweiz konnten über die Jahre hinweg mindestens vier alliierte Geheimsender empfangen werden: der ›Soldatensender Calais‹, der ›Atlantiksender‹, der ›Soldatensender West‹ und der Sender ›Gustav-Siegfried-I. August R. Lindt, der damalige Leiter des Aufklärungsdienstes von ›Heer und Haus‹ und Mitglied der ›Aktion Nationaler Widerstand‹, die damals den Anpassungsstendenzen engegentrat, hat diese Sendungen noch deutlich in Erinnerung: »Im ›Soldatensender Calais‹, einem englischen Sender, ist die Schweiz ziemlich angegriffen worden«, erklärt er mir. Gesendet worden sei auf deutsch und zu hören gewesen seien männliche Stimmen: »Das waren Nachrichtensendungen. Der ›Atlantiksender‹ hat mit Bombardierungen von Waffenfabriken in der Schweiz gedroht. Ich habe ihn auch abgehört.« Auf die Frage, wie explizit die Drohungen waren, antwortet Lindt: »Soviel ich mich besinne, ist es eben sehr klar geworden: Die müssen bombardiert werden, es werde zu Bombardierungen kommen, denn diese Fabriken würden Kriegsmaterial an Deutschland liefern. Aber offiziell ist darauf nie eine Bestätigung gekommen. Unsere Gesandtschaft in London hat sich informiert, und die [Britten] sagten immer, sie wüssten von nichts.« Diese Geheimsender hätten sich als deutsche Sender »kamoufliert«, aber wer sie einschaltete, dem wurde schon klar, dass es Alliierte waren: »Der ›Soldatensender Calais‹ hat eine Zeitlang viel Erfolg gehabt in Deutschland. Denn er berichtete über die Bombardierungen von deutschen Städten und Fabriken, bevor die Deutschen diese zugaben. Sie haben eben von der Royal Air Force Nachrichten darüber gehabt, was in der Nacht bombardiert worden ist. Darum hatten sie eine gewisse Glaubwürdigkeit in Deutschland.«

Auch der Historiker und Zeitchronist Jean Rodolphe von Salis hatte damals diese Sender eingeschaltet und sich später sogar einmal mit den Verantwortlichen getroffen: »Ich habe die nach dem Krieg besucht. Wir lachten, weil wir uns gegenseitig abgehört hatten. Sie sagten, sie hätten mich auch auf Band aufgenommen. Der ›sensationellste‹ dieser Sender – nicht der wichtigste, denn das war die BBC – war der ›Soldatensender Calais‹. Der war sehr gut gemacht. Sie haben mit Emigranten und zum Teil auch mit Kriegsgefangenen gearbeitet, welche vom Krieg und vom Nazitum die

Nase voll hatten. Die haben den Ton so gut getroffen: diese gewisse Schnodrigkeit, diese Slang-Ausdrücke, welche die Piloten, Soldaten und Nazis brauchten. Sie haben das so gut nachgemacht, dass die Deutschen die längste Zeit gesucht haben, wo der Sender sein könnte. Sie hatten zuerst den Verdacht, es sei ein Nest in Nord- oder Westfrankreich. Ich habe nachher die Kollegen von der BBC gefragt, wo der Sender versteckt war, und sie sagten mir, in der Grafschaft Kent. Es war einfach ein Zweig der BBC, ein Spezialdienst, selbständig, aber von der BBC bezahlt, organisiert und mit allen Apparaturen versehen. Deshalb konnten ihn die Deutschen nicht ›ausheben‹. Der ›Soldatensender Calais‹ hat wütende Polemik gegen die Nazis gemacht und präzise Informationen über den Stand der deutschen Luftwaffe zur Verfügung gehabt. Sie konnten ganz genau sagen, wieviele Flugzeuge von welchem Typ die Deutschen wieder verloren hatten, wieviele noch vorhanden waren und wo in einem Hauptquartier Krach war zwischen dem Oberbefehlshaber und seinen Untergebenen.« Nach der Landung der Alliierten in der Normandie stellte der ›Soldatensender Calais‹ seine Sendungen ein. Der ›Atlantiksender‹ jedoch blieb.

Ein Bericht von Theo Albrecht aus Wallisellen vom 3. November 1943 weist darauf hin, dass der entscheidende letzte Gedankenschritt – jetzt wird bombardiert – manchmal auch von den Hörerinnen und Hörern selber gemacht worden sein könnte: »Seit einigen Tagen werden im Nachrichtendienst der englischen Rundfunkgesellschaft Namen von schweizerischen Industrieunternehmen genannt, die sehr grosse Aufträge von deutscher Seite erhalten haben sollen und deshalb von der englischen und amerikanischen Regierung auf die Schwarze Liste gesetzt wurden (...). Es ist anzunehmen, dass diese Nachrichten, die auch über den schweizerischen Telephonrundspruch gingen, unter der Bevölkerung eine gewisse Unruhe hervorgerufen haben, zumal sich wahrscheinlich viele Mitbürger über die Bedeutung der von den Alliierten aufgestellten Schwarzen Liste nicht im klaren sind.«

Oswald Inglin ist bei den Recherchen für sein Buch auf eine BBC-Sendung der Reihe »Any Questions?« vom 13. Oktober 1943

gestossen, die sich mit Bührle befasste. Ausgangspunkt für das Gespräch zwischen dem Moderator und einem eingeladenen Spezialisten war offenbar derselbe Brief eines Schweden, der laut B. Stutz aus Zofingen am 12. Oktober 1943 im deutschsprachigen Programm des ›Atlantiksenders‹ verlesen worden war. Ausschnitt aus »Any Questions?«:

Moderator Richardson: »Ist Ihnen bekannt, dass es auch in der Schweiz viele Fabriken gibt – beispielsweise die grosse Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon bei Zürich –, die für Deutschland arbeiten? Das ist eine in ganz Europa allgemein bekannte Tatsache, aber am britischen Radio hört man nie was darüber. Ist das was ein Engländer fair nennt? (...)«

Studiogast Fraser: »(...) [D]ie britische Regierung hat eine neue Schwarze Liste von Firmen in neutralen Ländern herausgegeben, die für Deutschland schmutzige Arbeit leisten. (...) Ja, Richardson, wir wissen, dass die Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich sozusagen Deutschlands grösste bombensichere [bomb-free] Waffenfabrik ist. Sie produziert jetzt Fliegerabwehrgranaten und auch Fliegerabwehrkanonen. Seit 1940 ist ihre Produktion enorm gestiegen, und ihre gesamte Ausfuhr aus der Schweiz geht an die Feinde der Vereinten Nationen, hauptsächlich an Deutschland, aber auch an Rumänien und bis vor kurzem an Italien. Besitzer der Fabrik, und verschiedener anderer solcher Fabriken in der Schweiz und in Liechtenstein ist der Millionär Emil Georg Bührle. Er figuriert auch auf der Schwarzen Liste der Vereinten Nationen.«

Die politische Landschaft der Schweiz schien sich auf einen Schlag geändert zu haben. Eine breite Öffentlichkeit erfuhr, dass mit den schweizerisch-deutschen Handelsabkommen etwas faul war. Eine Debatte entbrannte. Aussenhandelspolitik wurde ein Thema. Die Leute begannen wieder, Fragen zu stellen. So schrieb O. Sutter am 5. November 1943 aus Samedan: »Die Warnung Englands betreffend verschiedene Fabriken der Schweiz haben hier ein starkes Echo hervorgerufen. Wie steht es mit den Lieferungen dieser Firmen an Deutschland?« Und der ›Heer und Haus‹-Korrespondent Hans Schellenberg aus Winterthur konstatierte am 7. November 1943: »In Verbindung mit der Erwähnung von Gebrüder Sulzer in Winterthur im englischen Rundfunk ist mir in den

letzten Tagen aufgefallen, wie skeptisch gewisse Teile unserer Bevölkerung der amtlichen Mitteilung des Bundesrates gegenüberstehen. Es scheint tatsächlich Kreise zu geben, die den englischen Nachrichten unbedingten Glauben schenken. Von den amtlichen Communiqués wird etwas geringschätzig erklärt, ›die sagen uns ja doch nicht alles‹ oder ›der Bundesrat ist ja doch für Deutschland‹, er darf es nur nicht zugeben!«

Die alliierte Strategie, durch Einschaltung der Schweizer Bevölkerung den Bundesrat zum Überdenken seiner Politik zu zwingen, traf einen wunden Punkt. Bern sah sich in mehr als einem Sinn an die Einhaltung gewisser elementarer demokratischer Spielregeln erinnert. Zwar wehrte sich der Bundesrat gegen diese ›unstatthafte Eingriffe in die schweizerische Souveränität‹ und verbot am 4. November 1943 den Unternehmen, die von der britischen Gesandtschaft verlangten Erklärungen zu unterschreiben, doch gleichzeitig wurden damals – leider nur unter alliierterem Druck und mit entsetzlicher Langsamkeit – die Weichen erstmals neu gestellt. In neuen Verhandlungen mit den Alliierten versprach die Schweiz im November und Dezember 1943, den Verkauf von Waffen, Munition, Zündern, Flugzeugteilen, Kugellagern, Werkzeugmaschinen, Präzisionsinstrumenten und Radioausrüstungen nach Deutschland etwas einzuschränken. Ein entsprechendes Abkommen wurde am 19. Dezember 1943 unterzeichnet. Als Gegenleistung gewährten die Alliierten neue Nahrungs- und Futtermittellieferungen. Langsam begann die Schweiz gegenüber Deutschland zurückzukrebsen.

Zu langsam allerdings, fanden die Amerikaner, die sich bis zu diesem Zeitpunkt noch zurückgehalten hatten, ihre Geduld aber allmählich verloren. In ihren Augen gingen auch neue Versprechungen der Schweiz vom März 1944 nicht annähernd weit genug. In seiner berühmt gewordenen Radioansprache vom 9. April 1944 erklärte Roosevelts Aussenminister (Secretary of State) Cordell Hull:

»Es ist heute für jedermann klar ersichtlich, dass unsere Macht und diejenige unserer Verbündeten nur einen Ausgang dieses Krie-

ges voraussehen lassen. Es ist jetzt klar, dass wir von den neutralen Staaten nicht verlangen, sich einer sicheren Zerstörung auszusetzen, wenn wir sie auffordern, den Krieg mit allen seinen furchtbaren Folgen nicht durch Unterstützung des Feindes zu verlängern. Wir können uns nicht länger damit abfinden, dass diese Nationen aus den Hilfsquellen der Alliierten Nutzen ziehen, während sie gleichzeitig einen Beitrag zur Vernichtung von Soldaten leisten, deren Opfer ebensowohl zu ihrem eigenen wie zu unserem Wohle gereicht. Wir haben die Souveränität dieser Nationen streng respektiert, und wir werden keine einzige von ihnen nötigen, sich uns im Kampf anzuschliessen. Wir haben aber diesen Ländern erklärt, dass es für sie nicht mehr notwendig sei, sich den Schutz gegen einen Angriff durch Unterstützung des Gegners zu erkaufen, sei es durch die Zulassung offizieller deutscher Agenten, die ihre Spionagetätigkeit gegen die Alliierten innerhalb der Grenzen der Neutralen fortsetzen, sei es durch die Lieferung von Stahl und anderem todbringenden Material nach Deutschland oder durch Herstellung von Waren, die in den zerstörten Fabriken nicht mehr produziert werden können. Wir verlangen von ihnen nur eine Sache, jedoch mit Nachdruck: die Unterstützung des Feindes einzustellen – we ask them only, but with insistence, to cease aiding the enemy.«

Als die Schweizer am 3. Juli 1944 – auf »konstantes und langes Drängen« (Hull) der Amerikaner hin – neue zögerliche Vorschläge zur Reduktion der Lieferungen an das Reich machten, zitierte Cordell Hull am 14. Juli den schweizerischen Botschafter in Washington, Karl Bruggmann, zu sich und setzte ihm die Lage nochmals auseinander: »[W]ir geben zweihundert Milliarden Dollar aus und haben acht Millionen Männer unter Waffen, die an allen Schlachtfrenten kämpfen; (...) wir beliefern Grossbritannien und Russland in enormem Ausmass und wir verlieren Tausende von Leben. (...) [G]leichzeitig ist es nicht unüblich, dass Schweizer Geschäftsleute (...) darauf aus sind, so viel Handel [mit Deutschland] wie möglich beizubehalten (...). [W]enn eine Nation ausgibt, was die Vereinigten Staaten ausgeben, und links und rechts Leben verliert wegen neutraler Hilfe an den Feind, hauptsächlich damit einige Geschäftsleute zufrieden sind, stellt das für dieses

Land [USA] ein äusserst schwerwiegendes Problem dar.« Hull wahrte den Ton, aber die Amerikaner waren über die »Hinhaltetaktik« der Schweizer extrem unzufrieden. Nach sechsmonatigen zähen Verhandlungen erklärte sich die Schweiz am 14. August 1944 erneut nur zu schrittweisen Exportreduktionen bereit. Erst als die Alliierten am 15. August 1944 in Südfrankreich landeten und die amerikanische Armee die Schweizer Grenze erreichte, rang sich der Bundesrat am 27./28. September 1944 schliesslich dazu durch – wieviel hatte es dazu gebraucht –, ab 1. Oktober 1944 keine Rüstungsgüter mehr ins deutsche Reich zu liefern. Dreizehn Rangierlokomotiven sollten aber gleichwohl noch ausgeliefert werden.

BOMBEN AUF DIE SCHWEIZ

Oft wussten die Schweizerinnen und Schweizer nicht mehr, woran sie mit ihrem Land waren. Denn tatsächlich liessen alliierte Flugzeuge in einer ganzen Anzahl von Fällen ihre tödliche Fracht auch über Schweizer Gebiet nieder. Die Zeitschrift »Luftschutz« meldete in ihrer Schlussnummer vom Dezember 1945: »Etwa 100 Ortschaften und Gemeindegebiete wurden mit Bomben beworfen oder aus Flugzeugen beschossen. Zirka 900 bis 950 Sprengbomben im Gewicht von etwa 130 bis 140 Tonnen und zirka 3500 bis 4000 Brandbomben im Gewicht von etwa 35 bis 45 Tonnen, total zirka 165 bis 185 Tonnen Bomben, wurden abgeworfen.« In Klammern fügte die Redaktion hinzu: »Die auf Deutschland abgeworfene Bombenmenge beträgt rund 2'700'000 Tonnen.« Rund 150 Gebäude seien »total oder schwer zerstört« worden, »während die Zahl der leichten Schäden in die Tausende geht.«

Die Armeestatistik verzeichnet insgesamt 77 Bombenabwürfe bei insgesamt 6501 gezählten Einflügen – 879 durch Achsenflugzeuge, 604 durch alliierte Flugzeuge, 5018 »durch solche unbekannter Nationalität«. Fliegeralarme erfolgten in Basel 530, in Bern 333, in Biel 393, in Genf 258, in Lausanne 399, in Luzern 286, in Olten 495, in Schaffhausen 544, in St. Gallen 347 und in Zürich 407.

Aber auch durch herabfallende Splitter der Schweizer Flab »entstanden in zahlreichen Ortschaften schwere und leichtere Schäden«. Hauptmann Wild aus Basel schrieb »Heer und Haus« am 15. Januar 1945: »Die Bevölkerung in Basel und Umgebung ist darüber unzufrieden, dass die Alarmsirenen bei Überfliegungen fast immer zu spät einsetzen. (...) Sehr häufig schlugen die Splitter unserer Flab auf Dächern und in der Nähe von Menschen ein, die davon um so mehr überrascht werden und getroffen werden können, da noch kein Alarm stattgefunden hatte. Es sollte möglich sein, dass unsere Flab erst mit Schiessen beginnt, wenn die Alarmierung erfolgt ist und jedermann Zeit hatte, sich in Sicherheit vor Splittern zu begeben.« Der Aufklärungsdienst (i.A. Joss) liess da aber nicht mit sich reden. Das Antwortschreiben vom 19. Januar 1945 war eher kühl: »Meiner Ansicht nach sind aber diese Überlegungen falsch. Wenn schon etwas geändert werden sollte, so nicht der Schiessbefehl für die Flab, denn zuerst kommt unsere aktive Landesverteidigung, sondern die Frage der Alarmierung. Immerhin scheint mir aber das sehr gut hörbare Schiessen der Flab ein genügend gutes Warnungszeichen, um die Bevölkerung zu veranlassen, sich in Sicherheit zu begeben.«

In Kümmertshausen/Erlen, Kanton Thurgau, fand in der Nacht vom 20./21. Juni 1943 der Landwirt Eduard Wellauer mit seinen beiden erwachsenen Söhnen Emil und Hans Wellauer durch eine herabstürzende und am Boden explodierende deutsche Flabgranate den Tod. Der Lehrer des Dorfes wurde schwer verwundet. Das Geschoss stammte von einer Fliegerabwehrstellung am deutschen Bodenseeufer. Am 24. Juni 1943 durchschlug eine weitere deutsche Flabgranate das Dach eines Hauses in Arbon, explodierte aber glücklicherweise nicht. Der schweizerische Gesandte in Berlin wurde daraufhin beauftragt, »bei den Reichsbehörden Protest einzulegen«.

Gesamthaft fielen den Bomben und Flabsplittern in den Kriegsjahren 84 Menschen zum Opfer. 70 Personen wurden schwer, 190 leicht verletzt. Jeder einzelnen Bombardierung wurde damals nachgegangen. Nicht immer gelang es, die Hintergründe genau aufzuklären.

In vielen Fällen entledigten sich alliierte Flugzeuge ihrer Bom-

ben, um Ballast loszuwerden, etwa wenn sie in Schwierigkeiten gerieten oder den langen Rückweg antraten, ohne ihre Ziele gefunden zu haben. Meistens öffneten sie ihre Bombenschächte über unbewohntem Gebiet. Wenn nachts die Schweiz aber in ein vollständiges Dunkel getaucht war, gab es dafür keine Gewähr. Bereits am 12. ^{November} September 1940 – fünf Tage nach der Einführung der Verdunkelung in der Schweiz – verlangte der britische Aussenminister (1938-40) Lord Halifax vom Luftministerium, dass die britischen Flugzeugbesatzungen »alles vorkehrten [take pains], um Bomben nicht über Schweizer Gebiet fallen zu lassen. (...) Wenn sie [die Besatzungen] Bomben abwerfen müssen, um Distanz zu gewinnen, sollen sie das in Norditalien tun.« Das Air Ministry instruierte darauf am 17. September 1940 das Bomberkommando, »dass jede Anstrengung unternommen wird, um zu verhindern, dass Bomben auf Schweizer Territorium fallengelassen werden«. Anthony Eden, der Nachfolger von Lord Halifax, intervenierte am 2. Januar 1941 bei seinem Freund Archibald Sinclair, dem britischen Luftminister, und bat ihn, »dass peinliche Sorgfalt [scrupulous care] darauf verwendet werde, keine Bomben auf Schweizer Boden abzuwerfen«.

Es kam trotzdem immer wieder vor. In der Nacht vom 2./3. Oktober 1943 beispielsweise »warfen in der Gegend von Buch am Irchel fremde Flugzeuge etwa 150 bis 200 Brandbomben ab. Sie fielen auf das freie Feld, und zwar in einer Länge von 1500 Metern und einer Breite von etwa 100 Metern. Der Leuchtschein war auf grosse Distanz sichtbar.« In der Nacht vom 15./16. März 1944 stürzte ein von einem deutschen Nachtjagdflugzeug getroffener britischer Lancaster bei Saingelégier ab. Sieben Sprengbomben und 200 Brandbomben, welche die Besatzung, von der niemand überlebte, vermutlich wegen des Feuers an Bord noch abgeworfen hatte, fielen in den Jurage Gemeinden Coeuve, Dampfreux, Epique rez, Pruntrut und Soubey nieder. Die britische Regierung kam nach dem Krieg für die entstandenen Kosten in der Höhe von Fr. 23'967.– zuzüglich Zinsen und Taxationskosten auf.

Daneben aber gab es auch Bomben, die so gar nicht in dieses Schema der blinden und zufälligen Abwürfe zu passen schienen. Diese »unerklärlichen« Bombenabwürfe beunruhigten und führ-

ten aus verständlichen Gründen zu allen möglichen Mutmassungen. Die allermeisten dieser rätselhaften Fälle lassen sich heute mehr oder weniger aufklären.

In der Nacht vom 11./12. Juni 1940 warfen drei britische Maschinen ihre Bombenlast in der Westschweiz ab. Sieben Bomben fielen um 01 Uhr 27 auf den Bahnhof des Lausanner Vororts Renens: »Die in einem Wohnwagen befindliche Frau Dante wurde auf der Stelle getötet; ihrem Gatten wurde ein Fuss weggerissen. In einem Gebäude in der Nähe des Grand Hotels beim Bahnhof Renens wurde Jules Müller durch einen Bombensplitter im Bett getötet. Im Umkreis von 200 Meter der Bombeneinschläge sind alle Fensterscheiben eingedrückt worden.« Bei Daillens/VD fielen drei Bomben auf offenes Feld. Sechs Bomben gingen um 01 Uhr 50 in Genf in der Nähe der Brücke von Carouge nieder: »Ein Soldat, Fernand Chollet, und eine Frau Eicher sind auf der Stelle getötet worden. Achtzehn Personen mussten in Spitalpflege gebracht werden.« Nach umfangreichen Abklärungen übernahm »die Königlich britische Regierung (...) die volle Verantwortung. (...) Sie hat ihr Bedauern über den vorgekommenen Irrtum und seine tragischen Folgen zum Ausdruck gebracht und die Erklärung abgegeben, dass sie bereit sei, für die Wiedergutmachung der entstandenen Schäden Sorge zu tragen.« Wie britischen Akten zu entnehmen ist, die bis 1991 gesperrt waren, verwechselten zwei Whitley-Bomber die Stadt Lausanne mit der italienischen Stadt Genua. Einem dritten Bomber des gleichen Typs unterlief ein ähnlicher Navigationsfehler. Er hielt versehentlich Genf für die Stadt Turin, deren Fiat Werke das Angriffsziel gewesen wären. Die drei hatten einem Verband von 36 Maschinen angehört und waren über Frankreich in nächtliche Gewitterstürme geraten, die jede weitere Radionavigation verunmöglichten: »Es gibt eine ausgesprochene Ähnlichkeit des topographischen Bildes zwischen Genua und Lausanne«, hielt der Bericht von Luftmarschall Portal vom Bomberkommando fest. Die Crew, die Genf bombardierte, gab an, »dass sie wegen den Strassen, welche die Stadt im Südwesten verlassen, und wegen des Flusses, der gegen Westen geht, auf Turin schlossen (...). Die Betreffenden drücken alle ihr tiefes Bedauern über die Folgen ihres Irrtums aus.«

In der Nacht vom 29./30. Juni 1940 warf ein britischer Wellington Bomber, der sich über dem Schwarzwald währte und wegen Wind zu weit geflogen war, Bomben über Altmatt bei Rothenturm im Kanton Schwyz ab.

Den Bomben, die am 16. Dezember 1940 – seit 7. November herrschte Verdunkelungspflicht – zwischen 23.05 und 23.10 auf Basel und Binningen niedergingen, fielen vier Menschen zum Opfer. Frau Frida Zorn-Roth in Basel wollte, nachdem sie ihr zweieinhalbjähriges Töchterlein in den Keller gebracht hatte, »nochmals in die Wohnung zurückkehren, um ein warmes Kleidungsstück zu holen. Im Augenblick, als sie den Hausgang passierte, durchschlugen starke Splitter die Türe und trafen die Frau tödlich.« Im nahen Binningen starben drei Menschen. Eine der Bomben hatte ein Wohnhaus verwüstet. Der Basler Regierungsrat ersuchte daraufhin den Bundesrat telegraphisch, »die Verdunkelungsvorschriften für die Grenzzone aufzuheben.« Die drei britischen Piloten, die Basel überflogen und dann eine Schleife zogen, um die Stadt in einem zweiten Angriff nochmals zu überqueren, waren mit höchster Wahrscheinlichkeit identisch mit jenen drei, die laut Bomber Command-Einsatzverzeichnis angaben, zwischen 22.50 und 23.05 – genau in der fraglichen Zeit – über Mannheim in Deutschland gewesen zu sein.

Am Sonntag, den 22. Dezember 1940 um 20 Uhr 49 – es war schon Nacht, die Stadt aber noch beleuchtet, die Verdunkelung war erst auf 22 Uhr angesetzt – fielen Bomben auf das Industriequartier in Zürich. Die britische Maschine griff Zürich zweimal an – kurz vor 21 Uhr und um 21 Uhr 30. Zwischendurch kreiste sie über Baden. Getroffen wurden der Viadukt der Eisenbahnlinie Zürich-Oerlikon an der Josefstrasse sowie die Zahnradfabrik Maag, welche den Deutschen rüstungstechnisch äusserst sensitive »Hobel- und Schleifmaschinen für die Herstellung von Zahnradern höchster Präzision für Panzer- und Luftwaffen-Programme« lieferte. Die Maag wurde von ca. 50 Brandbomben getroffen. Die meisten dieser Bomben fielen jedoch, wie es in einem Bericht der kriegstechnischen Abteilung heisst, »auf freies Gelände (...). Eine davon durchschlug ein Dach eines Gebäudeanbaues. Eine zweite schlug in eine Holzbaracke (...). Eine weitere soll das Dach des

Bürogebäudes der Firma Maag durchschlagen haben und im Innern, ohne wesentlichen Schaden auszurichten, abgebrannt sein.« Ausserdem wurden zwei Wohnhäuser zerstört. Im Haus an der Limmattalstrasse 23 in Zürich-Höngg kam die 65jährige Rosa Nagel ums Leben. Auch der Obduktionsbericht liegt bei den Akten. Es steht da, in der rechten Hand habe die Frau ein Taschentuch gehalten: »Der Tod muss (...) binnen kürzester Zeit eingetreten sein.« Die NZZ berichtete damals: »Aufregende Vorkommnisse pflegen Gerüchte als Reflexionserscheinungen auszulösen. Heute begegnet man der Behauptung, der »englische Radio« habe gestern gesagt, die Schweiz verletze die Neutralität durch Waffenlieferungen an kriegführende Staaten; man werde aber die Fehlbaren trotz Verdunkelung zu finden wissen. Die Stellen, denen die Kenntnisnahme von den Emissionen ausländischer Sender obliegt, stellen fest, dass ihnen von solchen Äusserungen nichts zu Gehör gekommen ist. Wer darüber etwas anderes aussagen will, verdient wenig Glauben, solange er nicht aus eigenem Abhören imstande ist, die genaue Zeit, den betreffenden Sender und den Wortlaut mitzuteilen. Es ist festzustellen, dass sich schon wiederholt Gerüchte auf angebliche Sender beriefen und einwandfrei widerlegt werden konnten.« Solche Dementi vom hohen Katheder herab, die das zugrunde liegende Problem der Waffenlieferungen an Deutschland einfach übergangen, heizten die Spekulationen natürlich nur noch mehr an. Der Fall blieb ungelöst. Die Briten vermuteten ein deutsches Flugzeug. Aber die Bomben erwiesen sich als britischer Herkunft, auch hatten schweizerische Flugabhörstellen chiffrierte britische Peilmeldungen aufgefangen. Das war ihnen auch schon in der Nacht des Angriffs auf Basel gelungen. Die Codes wurden der britischen Gesandtschaft übergeben. In einem Dossier im Public Record Office in Kew bei London sind sie aufgezeichnet, samt einer Teilübersetzung. Bei den »W/T messages« [Wireless Telegraphy] handelte es sich um Positionsbestimmungen. Der britische Militärhistoriker Raymond Glynne-Owen, der mir die Codemeldung ganz entschlüsselte, erklärte mir, sie bedeute »Ausweichziel bombardiert [alternative target bombed]«. Glynne-Owen interpretiert die Bombardierung Zürichs als Versehen. Die britischen Besatzungen hätten zu dem

Zeitpunkt noch keine zuverlässigen Navigationshilfen gehabt. Wenn sie tief in Deutschland ein Ziel suchten, sei es ihnen oft schwer gefallen, es zu identifizieren... Wie aus diesem Dokument hervorgeht, stammte die »abgehörte« Maschine von der Fliegerbasis Marham in East Anglia und soll sich zur fraglichen Zeit nördlich des Bodensees befunden haben. Vom Bomber Command flogen zur fraglichen Zeit unter anderen vierzehn Maschinen nach Mannheim. Eine andere scheint sich zwischen 20 Uhr 25 und 23 Uhr um die Auffindung ihres Ziels »Railway line 1½ miles West of Koblenz« bemüht zu haben. Auf dem Blatt wurde dieses Flugzeug mit einem Strich markiert. Ob das die bewusste Maschine war?

Zu ebenso hartnäckigen, wenn auch eher lokal begrenzten Gerüchten Anlass gaben die drei 250-kg-Bomben, die am 12. Oktober 1941 kurz nach 22 Uhr auf Buhwil/TG – zehn Kilometer südlich des Bodensees – fielen und ein Wohnhaus zerstörten. Drei Menschen wurden getötet. Recherchen von Heinz Looser zufolge waren damals sogleich Stimmen laut geworden, die von einem beabsichtigten Angriff auf die bloss zwei bis drei Kilometer weit entfernte Seidenweberei sprachen. Sie sei jedoch »verfehlt« worden. Diese Textilfabrik habe, so lauteten die Gerüchte, Fallschirme für die Deutschen produziert. Der ehemalige Direktor des besagten Unternehmens soll jedoch später dementiert haben, dass je Fallschirmseide produziert worden sei. Ein britischer Untersuchungsbericht über die Bomben von Buhwil stellt fest, dass in jener Nacht ein Royal Air Force-Angriff auf Nürnberg stattfand. Ein Flugzeug war dabei bis nach Ingolstadt in Oberbayern gekommen. Das liege, so wurde vermerkt, »40 bis 50 Meilen nördlich des Punktes, wo sich der Vorfall [incident] ereignete«.

Am 7. November 1941 flog ein offensichtlich verirrtes Flugzeug über Basel in die Schweiz ein. Es gehörte zu einem Geschwader, das in jener Nacht Frankfurt und Stuttgart angriff, überquerte aber Zürich, warf über Jonschwil/SG Brandbomben ab, machte kehrt, um danach in Asp/AG »eine hochexplosive Bombe« und östlich von Liestal/BL nochmals zwei Bomben abzuwerfen.

In der Nacht vom 11./12. Dezember 1942 überflogen britische Maschinen die Schweiz. Bei Sins/AG wurden eine 500-Pfund-

Bombe sowie mehrere Hundert Brandbomben abgeworfen. Eine zweite Bombe und weitere zweihundert Brandsätze gingen zwischen Rarogne und Viège im Wallis nieder. Anthony Eden, der britische Aussenminister, intervenierte darauf beim Luftministerium, welches dem Bomber Command einmal mehr die Auflage in Erinnerung rief, die Angriffsrouten nicht über Schweizer Gebiet zu legen.

Ein besonders starkes Echo rief der Abwurf von zwei Sprengbomben in der Nacht vom 17./18. Mai 1943 auf Zürich-Nord zwischen Seebach und Oerlikon hervor. »Ein Blindgänger ging auf der Eisenbahnlinie Seebach-Affoltern-Wettingen nieder, ohne zu explodieren.« Die Abwurfstelle lag nur wenig mehr als einen halben Kilometer von der Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon entfernt. Die zweite Bombe fiel etwas weiter entfernt in Seebach auf das Gelände einer Gärtnerei und »zertrümmerte die Fensterscheiben der umliegenden Häuser.« Niemand wurde verletzt. Die Schadenssumme betrug Fr. 9'634.-.

Edgar Bonjour schrieb in seiner »Geschichte der schweizerischen Neutralität«: »Man nahm im Schweizervolk an, dass diese Bombardierungen auf keinem Zufall beruhten, sondern dass – in Oerlikon – die für Deutschland arbeitenden Maschinenfabriken Bührle getroffen werden sollten.« Der Medizinstudent und HD-Soldat Josi Mattli aus Zürich meldete »Heer und Haus«: »Dieser Bombenabwurf wird wieder grösstenteils als Warnung gedeutet: »Jetzt ist's denn genug mit den Waffenlieferungen an Deutschland. Oerlikon, wir raten Dir, höre auf! Sonst kommen wir dann, um Dir Einhalt zu tun.« Bonjour selbst schien zu glauben, dass der Abwurf eine »Warnung« war.

In jener Nacht waren gemäss »Bomber Command War Diary« im Südtteil Deutschlands aber lediglich drei »Mosquitos« nach München unterwegs. Sie trugen nur eine vergleichsweise geringe Bombenmenge mit sich. Der Kriegsauftrag dieser schnellen Bomber bestand nach Auskunft von Raymond Glynn-Owen hauptsächlich darin, Alarm auszulösen und die Leute in die Keller zu treiben – mit einem Wort, ein Ärgernis zu sein. Es ist schwer zu sagen, wie es möglich war, dass sich einer von ihnen anscheinend plötzlich über Zürich befand.

Ob nun absichtlich oder aus Versehen – das wird sich wohl nie eindeutig klären lassen – trug die nächtliche Nadelstichtaktik der »Mosquitos« auch in der Schweiz dazu bei, die Spannung aufzuladen. Die damaligen Gerüchte, wonach die Alliierten uns mit diesen Bomben eine Lehre hätten erteilen wollen, stellen ganz losgelöst von der Frage nach ihrem Wahrheitsgehalt eine Realität für sich dar. Sie bilden ein bedeutendes historisches Faktum. An den Bomben fixierte sich das Unbehagen der Nation. Es war, als ob die Volksmeinung nach dem Motto »Verdient hätten wir's ja« nur auf eine Ausdrucksmöglichkeit für das Gefühl von Schuld gewartet hätte. Die alte zwinglianische Vorstellung vom göttlich-väterlichen Zorn, der sich über der Stadt entlädt, wenn sie im biblischen Sinne sündigt, fand im Glauben, dass die Alliierten ein Strafgericht über die Hitlerfiliale Zürich-Oerlikon verhängt haben könnten, eine moderne Ausprägung. Gerüchte sind die Tagträume einer Gesellschaft und enthüllen auch da eine tiefere Wahrheit, wo sie sich als unzutreffend erweisen.

Die Schweiz fand keinen ruhigen Schlaf mehr. Am 21. Juni 1943, einen Monat nach dem mysteriösen Bombenabwurf auf Zürich-Nord, schrieb die NZZ nach einem erneuten nächtlichen Überflug: »In den Frieden der herrlichen Juninacht vom Sonntag auf den Montag heulten kurz vor ein Uhr die Luftschutzsirenen. Ihr unheilverkündender Ruf, durch die atemlose Stille noch mehrfach verstärkt, zerriss gewaltsam die Nachtruhe. Wenn man sich bei dem bisherigen nächtlichen Erscheinen fremder Flieger im schweizerischen Luftraum mit einer fast sträflichen Sorglosigkeit brummend auf die andere Seite gelegt hatte, gab es in der vergangenen Nacht gewiss nur wenige Mitbürger, die ihr Lager nicht verlassen haben. Wohl zum ersten Mal waren nämlich, nachdem der Anfangsalarm aufgehört hatte, die fremden Flugzeuge so deutlich zu hören. Nicht wenige wollen sie sogar mit unbewaffnetem Auge gesichtet haben. Man hatte den Eindruck, als ob die Flieger, die in verschiedenen Wellen zu kommen schienen, in verhältnismässig geringer Höhe über dem Stadtgebiet und dem unteren Seebecken kreisten. (...) Manche »Augenzeugen« wollen kurz aufleuchtende und wieder verschwindende Blitze, andere langsam zur Erde niederschwebende, kleine Leuchtkugeln beobachtet haben; der dumpf-

fe, von weither ans Ohr dringende Knall, der selbstverständlich von unserer Flab herrührte, gab da und dort zu den wildesten Gerüchten Anlass. Nach ungefähr einer Viertelstunde verzog sich das Motorengeräusch in nördlicher Richtung. Die aufgeschreckten Schläfer legten sich wieder zur Ruhe, und nur ein geringer Teil hat den Endalarm gehört, der ungefähr um drei Uhr erfolgte.«

In der Nacht vom 12./13. Juli 1943 warfen britische Flugzeuge über verschiedenen Gemeinden der Kantone Bern, Freiburg, Waadt und Neuenburg Bomben ab, die einen Schaden von Fr. 418'771.15 verursachten.

Selbst der Bundesrat schien sich nicht ganz sicher zu sein, ob die Alliierten nicht schliesslich doch tun könnten, was die Gerüchte prophezeihten: »Da Sie sich für die Frage einer möglichen Bombardierung von neutralen Industriezentren, welche für die Achse arbeiten, interessieren«, schrieb Pilet-Golaz dem EMD-Vorsteher Kobelt am 12. August 1943, »mache ich sie auf das Pressebulletin der britischen Gesandtschaft vom 11. August 1943 (...) aufmerksam, das unter anderem folgenden Absatz enthält: ›Was die in einem Teil der neutralen Presse veröffentlichte Meldung betrifft, wonach die Alliierten die Absicht hätten, die neutralen industriellen Zentren, die für die Achsenmächte arbeiten, zu bombardieren, so ist diese zu absurd, um es zu verdienen, zurückgewiesen zu werden; die boshafte Absicht, die ihr zugrunde liegt, ist allzu offensichtlich.« Die Briten stellten Mitte 1943 die Bombardierungsgerüchte offiziell als deutsche Propaganda hin, die einen Keil zwischen die Alliierten und die Neutralen zu treiben versuche.

Am 1. Oktober 1943 fielen amerikanische Bomben auf Celerina, Jenaz, Filisur und Samedan. Die Bomben – in der Not abgeworfener ›Ballast‹ – stammten von den Maschinen, die zuerst von deutschen Jägern und danach von der Flab der Festung Sargans beschossen worden waren. Wie gesehen, waren ja in der Folge zwei der Flugzeuge abgestürzt. Der Sachschaden in den Gemeinden betrug Fr. 229'082.30. Wie mir Reto Risch, Jahrgang 1913, erzählte, gab insbesondere die Bombe auf Samedan, das Dorf, aus dem er selbst kommt, vielen zu denken. Er war damals als Soldat in Maloja stationiert: »Vor dem bekannten Planta-Haus in Samedan ist ein Platz, und dort sind Flüchtlinge, die wir selber an der

Grenze geholt hatten, gepflegt worden. Die Bombe fiel auf diesen Platz. Aber weil schlecht Wetter war, hat man die Flüchtlinge an diesem Tag nicht draussen, sondern drinnen gepflegt, sonst hätte es einen Haufen Tote gegeben. Das waren Italiener, es hatte auch Juden darunter, die man einfach durchliess. Man durfte ja [an der Grenze] nur uniformierte Leute reinlassen, die anderen mussten wir zurückschicken. Dann haben wir jeweils gesagt: ›Geh runter, komm morgen wieder, dann hast du eine Uniform an.« Dann kam der eine mit einer Matrosenbluse [vom Comer-See], und der andere hatte einen Feuerwehrkittel an, und wir liessen sie rein. Wir hatten ja damals den blödsinnigen Befehl, Zivilpersonen zurückzuweisen.«

Zur schwersten Bombardierung kam es am 1. April 1944 in Schaffhausen. Es war hellichter Tag, als amerikanische Bomber einen eigentlichen Luftangriff auf die Stadt flogen. 40 Menschen starben. Wenige Stunden später drückte ein Vertreter der US-Regierung »seine tiefe Bestürzung und sein Bedauern über die Bombardierung aus, die sich nur durch einen Irrtum erklären lasse«. Am Montag, 3. April, schrieb die ›Washington Post‹: »Der Ausdruck des Mitgeföhls und die Erklärung der begangenen Fehler wird das Schweizer Volk nicht befriedigen können. Auch Entschuldigungen werden das Gefühl der Bitterkeit über diese Verletzung, die durch unsere Sorglosigkeit verursacht wurde, nicht beseitigen. (...) Die Schweizer dürfen einen derartigen Irrtum mit Recht als unverzeihlich betrachten. (...) Dass ›die Jungen nicht wussten, dass sie Bomben über der Schweiz abwarfen‹, um den Kommandanten der Bombergruppe zu zitieren, ist eine schlechte Entschuldigung. Die Schweizer können antworten, dass sie hätten wissen müssen, wo sie waren, oder dann das Bombardieren [hätten] unterlassen [sollen], bis sie ihre Position mit Sicherheit festgestellt hatten.« Der amerikanische Staatssekretär Cordell Hull gab am selben Tag über Mittag die Erklärung ab: »Kriegssekretär Simson drückte mir sein tiefes Bedauern und die Teilnahme der amerikanischen Luftwaffe für diese Tragödie aus. Er ersuchte mich, dem schweizerischen Bundesrat zu versichern, dass, soweit es im Bereich der menschlichen Möglichkeit liege, jede Vorsichtsmassnahme ergriffen werde, um in Zukunft derartige unglückliche Er-

eignisse zu verhindern. (...) Es ist selbstverständlich, dass die amerikanische Regierung, so weit dies überhaupt angesichts eines so unglücklichen Ereignisses möglich ist, für eine dem Schaden entsprechende Wiedergutmachung aufkommen wird.«

Wie Hans-Heiri Stapfer aufgrund umfangreicher Recherchen herausfand, hätten am 1. April 1944 »die riesigen Industrieanlagen der IG Farben am Rhein« in Ludwigshafen bombardiert werden sollen. Schlechtes Wetter erzwang die Suche nach Ausweichzielen wie Strassburg und Pforzheim: »Jeweils zwei Gruppen mit je 25 Maschinen teilten sich ein mit H2X-Radar ausgerüstetes Leitflugzeug«, schreibt Stapfer. »Eine Formation, bestehend aus 47 ›Liberator[-Maschinen] der 44. und 392. Bombergruppe, drang besonders weit nach Süden vor.« Obwohl das Radar des Leitflugzeuges an jenem Tag nicht richtig funktionierte, mochte sich der kommandierende Pilot nicht zu einer Umkehr entschliessen. Der Navigator dieser Maschine war C. H. Koch. »Als sich die Sicht zu bessern begann«, schreibt Stapfer weiter, »entdeckte Koch mit Erstaunen den Bodensee vor sich. Ungünstige Windverhältnisse hatten ein Abdriften der Formation um etwa 180 km in südöstlicher Richtung bewirkt.« Hinzu kam offensichtlich, dass die Mannschaft glaubte, alle Städte nördlich des Rheins seien deutsch, wie August R. Lindt sich erinnert. Stapfer weiter: »Nervosität machte sich im Führungsflugzeug breit (...), dazu belästigte ein deutscher Focke-Wulf-Fw-190-Jäger immer wieder die Formation, was die Besatzung im Glauben bestärkte, über Deutschland zu sein. (...) Als dann unter den Fliegern Schaffhausen als erste grössere Ortschaft auftauchte, zögerte der Kommandopilot keine Sekunde und gab Befehl zum Bombenabwurf, (...) bevor die Stadt in irgendeiner Weise identifiziert werden konnte.« Es war 10.51 Ortszeit. Die Bomben der 392. Gruppe explodierten »in der Gegend von Schlatt bis zum westlichen Ausläufer des Kohlfirstwaldes (...), ohne in der Stadt Schaden anzurichten«. Die dahinter fliegenden 24 Maschinen der 44. Bombergruppe hatten »laut Instruktionen vor dem Start« (Stapfer) dasselbe Ziel zu bombardieren wie das Führungsflugzeug der 392. Gruppe. Hauptmann Martin, der sie anführte, und sein Navigator merkten jedoch, dass sie sich »über der Schweiz befanden und gaben deshalb keinen Befehl zum Abwurf.

(...) Neben Martin bemerkten noch acht weitere Piloten den Irrtum, doch 15 Flugzeuge aus den letzten zwei Staffeln der 44. Gruppe handelten nach Befehl und in blinker Unkenntnis ihres Standorts. Da [sie] fünf Minuten später [als die 392. Gruppe] über der Stadt auftauchten, blieb den Bombenschützen mehr Zeit, ihre ›Norden-Zielgeräte richtig einzustellen und die Katastrophe heraufzubeschwören. Wegen der strikten Funkstille konnte Martin seine Einheit nicht warnen.«

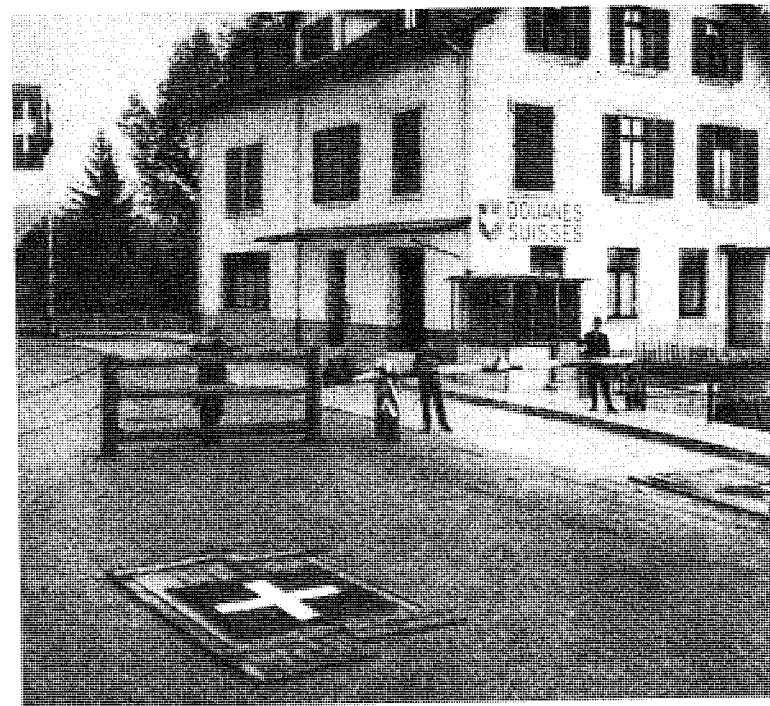
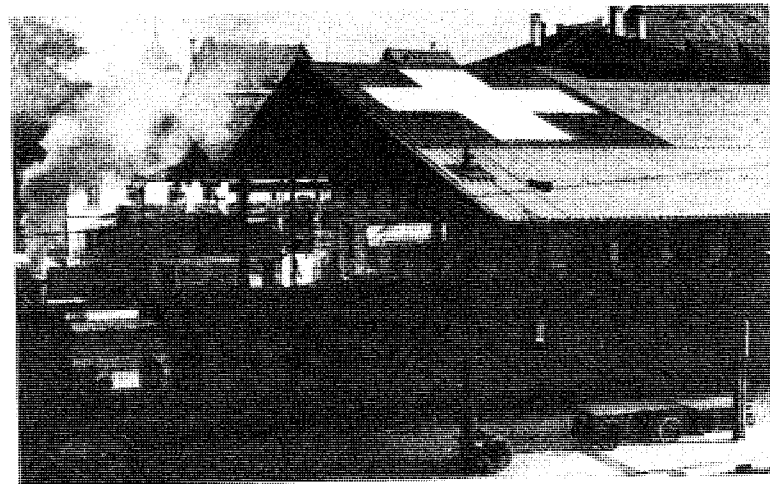
Bomben fielen auch auf einige benachbarte Gemeinden in den Kantonen Zürich und Thurgau. Lead-Navigator Captain C. H. Koch wurde gemassregelt und seiner Führungsposition enthoben. Die amerikanische Regierung stellte der Schweiz umgehend eine Million Dollar für den Beginn der Aufräumarbeiten zur Verfügung. Unverzüglich erteilte der Oberbefehlshaber der amerikanischen Luftstreitkräfte in Europa, General Carl Spaatz, den Fliegerbesatzungen den Befehl, »in Zukunft Ziele, welche sich näher als 80 km von der Schweizergrenze befinden, nur dann zu bombardieren, wenn diese Ziele mit absoluter Sicherheit identifiziert wurden«. Der Bundesrat bezifferte schliesslich an seiner Sitzung vom 28. Juni 1946 die für Schaffhausen »an die Amerikanische Regierung zu stellende Ersatzforderung« auf Fr. 35'928'829.- »nebst 5% Zins vom 1. April 1944 an«. Da es auch in Schaffhausen Industrie- und Verwaltungsbetriebe gab, die Geschäftsbeziehungen mit Deutschland unterhielten – auf der Schwarzen Liste der Alliierten waren unter anderen die Fibroplat AG, die Globag AG, die A.G. für In- und Ausländische Werte, die Masstabfabrik AG, die Osmon AG, die Rotopulsor AG, Transitverkehr (Filiale der Transit Transportgesellschaft m.b.H., Singen/D), die Triton-Beteiligungs- und Verwaltungs AG – konnten ungeachtet aller amerikanischen Entschuldigungen Gerüchte nicht ausbleiben: »Jetzt bei der Bombardierung Schaffhausens sagen einige, das sei recht, jedenfalls haben das die Amerikaner extra [absichtlich] getan, damit wir aufhörten, für Deutschland zu arbeiten«, berichtete die ›Heer und Haus-Korrespondentin Frau Lüscher am 4. April 1944 aus Degersheim/SG.

Umgekehrt liessen sich die deutschen Propagandastellen die Gelegenheit nicht entgehen, um den Schweizern gegen die Alliiert-

ten ›beizustehen‹. Der ›Alb-Bote‹, eine Zeitung aus Waldshut, titelte: »So wüteten die Luftgangster in Schaffhausen! (...) Terroranriff auf die Schweizer Stadt. Offensichtlich mit Willen angegriffen«. Die Redaktion führte weiter aus: »Die Bomben, die nordamerikanische Terrorbomber am Samstag mittag auf die neutrale Schweiz warfen, sprechen eine beredte Sprache. Sie legen Zeugnis darüber ab, dass es den Verbrechern der Murder Incorporated nur darauf ankommt, ihrer Mordlust freies Spiel zu lassen. Der Angriff auf Schaffhausen ist der klare und eindeutige Beweis für den absoluten Terrorcharakter der anglo-amerikanischen Luftangriffe.« Andere deutsche Zeitungen meinten, »der Gangsterüberfall auf Schaffhausen« sei »ein blutiges Fanal für alle Neutralen«. Der ›Völkische Beobachter‹ schrieb: »Wer in der Schweiz noch geglaubt haben sollte, dass die Verwüstung deutscher Städte rein militärischen Zwecken diene, der wird durch das Beispiel in Schaffhausen eines anderen belehrt sein.«

Die Bombardierung der nördlichsten Schweizer Stadt führte in Regierungs- und Armeekreisen zu einem längst fälligen Umdenken. Mit dem Hinweis auf »die Sicherheit der Bevölkerung« beschloss der Bundesrat am 12. September 1944 »eine deutliche, weit sichtbare Kenntlichmachung der Grenze« sowohl in der Nacht wie am Tage. Die Landesregierung verwies dabei auf ein Schreiben General Guisans vom 9. September 1944, in welchem dieser erklärte, »[a]ls taugliches Mittel für die Markierung der Grenze bei Tag erachte er die Anbringung von Fahnen und Flaggen und das Bemalen der Dächer mit Schweizerkreuzen. Bei der Nacht jedoch könnte die Grenze wohl am zweckmässigsten nur durch Aufhebung der Verdunkelung den Fliegern kenntlich gemacht werden.« Laut Bundesrat sollte die »öffentliche Beleuchtung in den Grenzgebieten (...) in vollem Umfange die ganze Nacht eingeschaltet« bleiben. »[E]inzelne, besonders nahe an der Landesgrenze liegende Gebäulichkeiten« hätten sich »diesem Beleuchtungszwang ebenfalls unterzuordnen«.

General Guisan hatte schon am 22. Oktober 1940, vor der Einführung der Verdunkelung, betont, »[d]ie Gefahr von Bombenabwürfen über dem verdunkelten schweizerischen Territorium [werde] erhöht«. Der General begründete die Aufhebung der Verdun-



Oberes Bild: »Hoheitsabzeichen auf dem Perrondach des Bahnhof Schaffhausen« (Originallegende der Zeitschrift ›Luftschutz‹, Oktober 1944). Unteres Bild: »Fahne am Mast und auf der Strasse ausgelegt bei einem Zollhaus an der schweizerisch-französischen Grenze« (›Luftschutz‹).

kelung denn auch nicht zuletzt mit einer Eingabe des Kantons Basel-Stadt, der dringend um diesen Schritt nachsuchte. Genauso wie die Einführung der Verdunkelung verlief auch deren Aufhebung nicht ohne Peinlichkeiten. Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, verfiel das Land von einem Extrem ins andere. Die Schweizer Kreuze auf den Dächern jedenfalls gemahnten angesichts der Flughöhen der Bomber eher an Schutzmagie, und so verständlich der Wille zur Verhinderung sinnloser Kriegsoffer auch war, so suggerierte die plötzliche Lichterfülle doch eine Normalität, die vor dem Hintergrund der jahrelangen wirtschaftlichen und monetären Zusammenarbeit mit Deutschland unwirklich und scheinheilig wirkte.

Die Arglosigkeit hatte etwas Künstliches. Im Lokalteil der Neuen Zürcher Zeitung stand zu lesen: »Komm auf den Balkon, wir wollen das Licht nach zehn Uhr brennen lassen, seit vier Jahren wieder das erstemal und vielleicht wird es nun so bleiben, bis an unser Ende, und auch unser Kind wird nie mehr die schwarzen Trauergehänge vor die Scheiben ziehen müssen. Mög es so sein. Es ist ein historischer Abend (...). Es gingen viele Leute auf die Strasse, um die neue ville lumière zu geniessen und in einem Licht zu flanieren, das sie seit dem 7. November 1940 nach zehn Uhr entbehren mussten. Das Neue bestand darin, dass nach den zehn Uhrschlägen, auf die übrigens bald ein Fliegeralarm folgte, keine Laterne, kein Schaufenster, keine Lichtreklame, kein Fenster löschte, keine Läden herunterfahren, keine Vorhänge gezogen wurden und sowohl das stehende Licht der Häuser als auch das fahrende Licht der Trams und andern Fahrzeuge nicht schlafen ging. Die Lichtbijouterien auf den schwarzen Samthängen am Zürichsee erlöschten nicht, unsere grossen Plätze fallen nicht ins Dunkel zurück, in vielen Treppenhäusern und über den pariserischen Tischen vor den Restaurants zündet keiner mehr die blauen Lämpchen mit dem kranken Licht mitternächtlicher Spitalsäle an. An der Bahnhofstrasse bleibt nun der Schaufensterkursus mit sichtbarem Wohlbehagen im Projektionslicht liegen, bis auf jene Schaufenster, die ihre automatische Schaltung noch nicht umgestellt haben. Die Herren mit den eingefrorenen Gebärden in den grossen Schaufenstern bei PKZ kosten ihr Licht aus, und die Puppen

bei Franz Carl Weber sehen uns schelmisch an wie Kinder, die länger aufbleiben dürfen, weil Papa nach der Uhr zu sehen vergass. Das Deutsche Reisebüro hingegen hat noch immer verdunkelt, als ob es die Solidarität mit seinen Bruderfenstern in Deutschland nicht brechen wollte. (...) Aber, sagt der Poet, auch schlimme Zeiten haben ihren Zauber. Es war die Verdunkelung, die uns die Landschaft in die Stadt getragen hat. Erst wenn die Neonröhren, diese krämerische Lichtgraphik, diese monumentalen Inseratenseiten auslöschten, erst wenn es wirklich dunkel ward, so wie es auf dem Land draussen über den Wiesen, Feldern und Wäldern dunkel wurde, erst dann erlosch auch das herrische Gesicht der Stadt. Wir haben nach der Einführung der Verdunkelung vor vier Jahren wieder den Mond entdeckt. (...) Und wenn er schien, wie silbern tropfte es von den Lindenbäumen der Bahnhofstrasse, wie schön warfen die Häuser ihre Schattenteppiche über die Strassen und Gassen und kein künstliches Licht stumpfte unsere Augen gegen den Glanz der Sterne ab, die wir wieder schärfer und näher sahen, auch vom Bellevueplatz oder vom Bahnhofplatz aus.«

ALLEIN GEGEN DEN REST DER WELT

»Ich kann mich oft des Eindrucks nicht erwehren, dass allzu viele in unserem glücklichen Lande die Ereignisse, die sich ausserhalb unserer Grenzen abspielen, so etwa wie das Abrollen eines Filmes betrachten, der zwar zu erschüttern vermag, der aber für uns nichts weiter bedeutet und vor allem auf unser Dasein ohne Einfluss ist, eben wie ein vorüberziehendes Schaustück«, urteilte Heinrich Homberger, einer der es wissen musste, 1944 in einer Rede. Homberger war Direktor des »Vororts des Schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins«, des Spitzenverbands der Schweizer Wirtschaft, und Mitglied jener »Ständigen Verhandlungsdelegation«, welche der Bundesrat im September 1939 als oberstes Gremium der schweizerischen Aussenhandelspolitik eingesetzt hatte. Die Delegation, der auch Jean Hotz, der Direktor der Handelsabteilung im Eidg. Volkswirtschaftsdepartement, sowie Ro-

bert Kohli, Chef des Rechtsbüros im Eidg. Politischen Departement, angehört, führte gerade harzige Gespräche mit den Alliierten, als die Nachrichtenagentur Reuter in London am 26. November 1944 meldete, die sowjetische Parteizeitung »Prawda« erhebe schwere Vorwürfe gegen die Schweiz: »Die »Prawda« hebt gegenüber den »Verteidigern der neutralen Schweiz« in der ausländischen Presse hervor, dass die Schweiz Deutschland umfangreiche wirtschaftliche Hilfe habe zuteil werden lassen, und erklärt, dass diese »Tatsachen« die heuchlerische Maske von der »Neutralität« der »demokratischen« Schweiz weggerissen habe. Die Schweiz habe damit bewiesen, dass sie ein aktiver Helfer des deutschen Faschismus gewesen sei.«

Anderntags waren in den »Basler Nachrichten« die von der »Prawda« gelieferten Zahlen nachzulesen. Die »Sektion Ein- und Ausfuhr« der Kriegstechnischen Abteilung (K.T.A.) im Eidg. Militärdepartement beilte sich daraufhin, der erwähnten »Ständigen Verhandlungsdelegation« unverzüglich eine »Gegenüberstellung der in (...) der »Prawda« aufgestellten Behauptungen (...) mit den durch die Kriegstechnische Abteilung (...) gemachten Erhebungen« zuzustellen. Diesen Angaben der K.T.A vom 30. November 1944 zufolge hatte die Werkzeugmaschinenfabrik Bührle & Co. Oerlikon, im Jahre 1942 1'191 Stück 20 mm Flab-, Infanterie- und Marine-Kanonen sowie 250 Stück 20 mm Flugzeug-Maschinen-Kanonen nach Deutschland ausgeführt. »Ausserdem wurden für Kanonen obgenannter Art geliefert: 20 mm Ersatzläufe 6'315 Stück. Totalwert dieser Lieferungen 48'701'400.- (...). Oerlikon lieferte an Deutschland im Jahre 1943 im gesamt: 20 mm Flab- und Marine-Kanonen 1'195 Stück, 20 mm Ersatzläufe 4'506 Stück. Totalwert Fr. 44'493'800.-.« Hinzu kamen für 1943 1'513'650 Stück 20 mm Flabgeschosse, 944'350 75 mm Geschosszunder im Wert von Fr. 57'688'000.-. Ins faschistische Rumänien wurden von Bührle im gleichen Jahr 475 Stück 20 mm Flabgeschütze im Wert von Fr. 16'186'700.- ausgeführt.

Die Waffenfabrik Solothurn lieferte 1943 750 Stück 20 mm Tankbüchsen zum Preis von Fr. 11'131'600 nach Italien. Die Hispano-Suiza exportierte im gleichen Zeitabschnitt 754 20 mm Läufe im Wert von Fr. 509'000.- nach Deutschland. Die Firma Tava-



20 mm Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütz »Oerlikon«: Schiessen auf Schlepptziel.

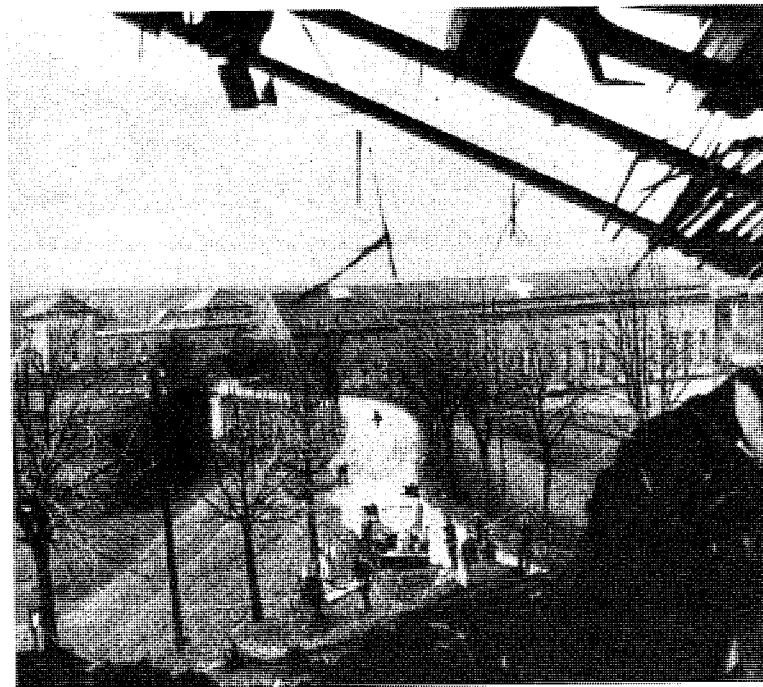
ro in Genf tätigte ausserdem 1942 eine Lieferung von 1'107'000 Geschosszundern zum Preis von Fr. 37'128'000.- ins Deutsche Reich.

Die »Prawda«-Zahlen lagen nur leicht höher und sprachen z.B. von 1'207 Flabgeschützen für 1943 statt 1'195 oder von 8 Millionen 20 mm Flabgeschossen statt 1,5 Millionen. Offenbar war der sowjetische Geheimdienst gut informiert.

In einer »Akttenotiz zur Londoner Reuter-Meldung« hatte die K.T.A. am 28. November 1944 für die Verhandlungsdelegation auch die Zahlen für die gesamtschweizerischen Rüstungsausfuhr nach Deutschland zusammengestellt:

In Millionen Fr.	1938	1939	1940	1941	1942	1943
Waffen	0,147	0,072	19,732	63,556	58,706	56,373
Munition	0,012	0,003	14,393	59,411	53,260	76,900
Zünder	0,422	0,472	0,493	30,811	59,258	66,538
Kugellager	0,216	0,602	1,516	3,263	7,099	9,298
Werkzeugmasch.	8,820	9,307	15,434	48,896	79,862	79,802
Total	9,617	10,456	51,568	205,937	258,185	288,911

Trotz allen Beteuerungen gegenüber den Alliierten, die Rüstungslieferungen an Deutschland würden reduziert, waren sie 1943 auf die verglichen mit dem damaligen Geldwert sehr hohe Summe von 289 Millionen Franken angestiegen. Die Rüstungsgüter, Kugellager und Werkzeugmaschinen inbegriffen, machten 1943 48,3% der Schweizer Ausfuhren nach Deutschland aus (1940: 18,1%; 1941: 35,7%; 1942: 39,4%). Der Bericht der K.T.A. ging auch auf die »Elektrizitätsausfuhr« der Schweiz ins Reich ein: »Die von der »Prawda« gemachte Angabe, wonach wir ca. 1/8 unserer Energieproduktion nach Deutschland exportieren, stimmt ungefähr. Dabei ist aber zu beachten, dass ein beträchtlicher Teil der schweizerischen Energie aus Grenzkraftwerken am Rhein erzeugt wird. Diese Grenzkraftwerke gehören entsprechend den bestehenden Hoheitsverhältnissen je zur Hälfte den beiden angrenzenden Staaten.« Als die Schweizer Armee im Herbst 1944, wie bereits am Rande vermerkt, ihre Flabtruppen entlang der Rheinlinie an mehreren Abschnitten gegen die deutsche Grenze konzentrierte, geschah dies ausdrücklich, um diese Flusskraftwerke gegen allfällige Bombardierungen seitens der Alliierten zu »schützen«, und das Aare-Kraftwerk Beznau, in dessen Rechen, wie ebenfalls schon berichtet, einer der drei am 25. Dezember 1944 beim Abschuss von Würenlingen ums Leben gekommenen amerikanischen Flieger gefunden wurde, dürfte vermutlich auch Strom für das Nazi-Reich produziert haben. Der Schweizer Militärgeschichtler Werner Rutschmann schreibt: »Am 9. November [1944] bombardierten alliierte Flugzeuge bei Rheinfelden die Bahnlinie. Im Armeekommando wurde das nahe gelegene schweizerisch-deutsche Grenzkraftwerk Eglisau als Angriffsziel vermutet. Am 15. November



»Blick von der beim Bombenangriff auf Rheinfelden am 9. November 1944 zerstörten »Jacobsburg« auf das NOK-Kraftwerk Rheinfelden, mit dem Schweizerkreuz auf dem Dache« (Originallegende »Luftschutz«, Dezember 1944).

befahl der Oberbefehlshaber der Armee: »Die Rheinkraftwerke zwischen Eglisau und Basel, exkl. Stauwehr Rheinfelden, sind durch Flab-Schutz gegen Fliegerangriffe zu sichern.« Das Streichwehr Rheinfelden lag auf deutschem Hoheitsgebiet; die zu sichernden Werke waren: Eglisau, Reckingen, das Wehr von Albbuck-Dogern, Laufenburg, Riburg-Schwörstadt und Augst-Wyhlen.«

Die Alliierten waren nicht blind – und auch nicht dumm. Kaschiert – mit ihren vorgeblich deutschen Geheimsendern – versuchten sie wenigstens mit propagandistischen Mitteln, die Schweiz zur Räson zu bringen. Am 21. Juni 1943 meldete der Schweizer Leutnant A. Remund der Sektion »Heer und Haus«: »Sicher kennen Sie den Schwarzsender »Gustav-Siegfried-I. Am Samstag (19.6.1943) beschäftigte er sich wieder mit der Schweiz.

Er machte folgende Angaben: »Die Schweiz ist das Land, das uns Deutsche am meisten unterstützt hat. Die Elektrizitätsmenge, die uns durch die alliierten Bombenangriffe verloren ging, wird durch freiwillige Einschränkung des Schweizervolkes zu Gunsten Deutschlands gedeckt und 2¼ Millionen kW ausgeführt.« Oerlikon liefere die gesamte Flak [Fliegerabwehrkanonen] für Wien, Salzburg etc. Direktor Bührle hätte erwirken können, dass 2000 Schweizer nach Deutschland gegangen seien und dass diese Leute für 3 Monate die Lebensmittel aus der Schweiz erhalten hätten. Tavano [in] Genf liefere monatlich 50'000 Granaten, in die nur noch die Sprengladung eingesetzt werden müssten. Technika Grenchen fabriziere täglich 2000 Zünder. Lokomotivfabrik stelle alle Lokomotiven für Deutschland her, insbesondere Gasturbinen. Eine Fabrik in Bern liefere Tausende von Flammenwerfern. Eine Fabrik in Männedorf arbeite ausschliesslich für Deutschland. Dem Wortlaut nach könnte man meinen, der Sender sei in Deutschland selber. Das interessiert mich jedoch nicht. Ich frage Sie nur an, ist das wahr, was hier gesagt wurde und was sicher viele Schweizer gehört haben – hauptsächlich Studenten frequentieren diesen Sender der Kuriosität halber stark –, und wenn ja, kann man dem noch neutral sagen, was zum Beispiel Tavano macht?« Frau Pfarrer Schlatter aus Zürich berichtete am 7. Juli 1943: »Nachbarinnen, die fleissig den Radio konsultieren und ausländische Schwarzsender abhören, vernahmen von einem deutschen Schwarzsender durch einen Sprecher namens Gustav Siegfried mehrmals folgende unser Land angehende Nachrichten: 1. Schweizer Stromdrosselung zu Gunsten der deutschen Rüstungswerke. (Schramberg [Baden-Württemberg]) 2,25 Millionen kW pro Tag. Direktor Bührle, der 20 Millionen Granaten und prima Zeitzünder liefert.« U. Petermann aus Celerina unterrichtete »Heer und Haus« am 18. Oktober über ein Gerücht, das auftauchte, »[a]ls fremde Flugzeuge das Engadin überflogen«: »Letzthin ist mir zu Ohren gekommen, dass die Engländer den Stausee auf Bernina bombardieren wollten, damit keine elektrische Energie von dort nach Italien gehe.«

Wie wichtig die Schweizer Lieferungen für die Kriegsführung des Deutschen Reiches waren, geht aus den Aufzeichnungen des deutschen Ministerialdirektors Clodius vom 3. Juni 1943 über den damaligen Stand der Wirtschaftsverhandlungen mit der Schweiz hervor. Clodius gegenüber hatte »das Munitionsministerium die Erklärung abgegeben, dass (...) auch die beschränkten Schweizer Lieferungen gerade in den nächsten Monaten nicht zu entbehren sind«. Weiter habe das »Rüstungsministerium (...) angeführt, die an die Schweiz vergebenen Rüstungsaufträge machten zwar nur etwa ein halbes Prozent der deutschen Rüstungskapazität aus; es handele sich aber um besonders wichtige technische Speziallieferungen, deren Ausfall gerade in den nächsten Monaten u.a. das deutsche Panzerprogramm und das Fernsteuerprogramm erheblich beeinflussen würde. (...) Diese Lieferungen sind auch dadurch gerade jetzt besonders wichtig geworden, da – zum Beispiel bei Kugellagern – in der entsprechenden deutschen Industrie in letzter Zeit Ausfälle durch Luftangriffe eingetreten sind.« Was die deutschen Stromimporte aus der Schweiz betraf, hatte das Munitionsministerium gegenüber Ministerialdirektor Clodius darauf hingewiesen, dass die »Abschneidung der [schweizerischen] Stromzufuhr für Süddeutschland zum Teil wichtige Kriegsproduktionen beeinträchtigen würde, und zwar vor allem die Aluminiumfabrikation in Rheinfelden, die einen erheblichen Teil der deutschen Aluminiumproduktion darstelle«.

Aluminium war ein entscheidender Grundstoff für die deutsche Flugzeugindustrie. Das in Altenrhein/SG gelegene schweizerische Zweigunternehmen der Dornier Werke/Friedrichshafen produzierte ganze Flugzeugteile für das Stammwerk am anderen Ufer des Bodensees. Ein damals da arbeitender 23jähriger Flugzeugspengler erzählt in Simone Chiquets Buch »Es war halt Krieg«: »Da in Altenrhein auch Bestandteile für den Do 207 der deutschen Flugwaffe hergestellt wurden, waren wir in dieser Fabrik vor einem Bombenangriff keineswegs sicher. Dies führte dazu, dass beim Herannahen einer Bomberformation die ganze Belegschaft die Fabrik zu verlassen hatte, um im hohen Schilf am Seeufer Zuflucht zu suchen. Luftschutzräume gab es keine.«

Die Schweiz lieferte den Deutschen etwa auch Kurzwellensen-

der, unter anderem der in Zürich ansässigen Firmen Lorenz und Telefunken, die bei der Luftwaffe Verwendung fanden. In ihrem Gewissen schrieben viele die Aufträge als Massnahmen zur Verhinderung von Arbeitslosigkeit ab, ohne zu bedenken, dass auch die deutschen Nationalsozialisten in der Weltwirtschaftskrise mit diesem Argument bei ihrem Wahlvolk die letzten Bedenken beseitigten. So berichtet Walter Krieg aus Lachen/SZ dem »Beobachter«: »Was Arbeitslosigkeit bedeutet, sollte bekannt sein. Auch die Firma, in welcher ich arbeitete, hatte für die Nazis gearbeitet, es waren immerhin 20 Personen mit der Herstellung des Peilrahmens für U-Bootpeilgeräte beschäftigt. Das ging vielleicht 16 Monate, dann kam ein Brief aus Berlin mit dem Inhalt »Bezahlung nach dem Siege«. Dass damit mit der Arbeit aus war, ist sicher verständlich.«

Am 29. Juni 1942 beauftragte der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Freiherr von Weizsäcker, den deutschen Gesandten in Bern, Otto Karl Köcher, bei Pilet-Golaz vorzusprechen und »auch die Frage eines ausreichenden Flakschutzes der Schweizer Industrie anzuschneiden«. Es sei, so Weizsäcker, »hier (...) unser Interesse in erster Linie ein militärisches und betrifft ganz besonders die Kriegsgeräteindustrie um Zürich, die weitgehend für die deutsche Rüstungsindustrie arbeitet«. Köcher berichtete am 8. Juli 1942, Bundesrat Pilet-Golaz habe ihm diesbezüglich erklärt: »Ein Flakschutz ausschliesslich für die Werke, die für Deutschland arbeiteten, insbesondere Oerlikon, [sei] nicht durchführbar. (...) Eine derartige Kenntlichmachung der Werke, an denen Deutschland interessiert sei, liege aber auch nicht in unserem [deutschen] Interesse. Es sei daher besser, kein Aufsehen zu erregen, das die ohnehin prekäre wirtschaftspolitische Lage der Schweiz dem Britischen Reich gegenüber noch weiter erschwere.« Pilet-Golaz hatte dem deutschen Gesandten auch freimütig erklärt, der Bundesrat habe in den Fabriken »eine Verstärkung der Sabotageabwehr« beschlossen. Befürchtet wurden schweizerischerseits nicht zuletzt Aktionen durch, so Köcher, »Fallschirmsaboteure, deren man vornehmlich die Amerikaner verdächtige«.

Wie den »Basler Nachrichten« zu entnehmen war, hatte die »Prawda« auch erklärt, »die Schweiz habe grosse Mengen von (...)

strategisch wichtige[m] Material an die Deutschen verkauft, wie zum Beispiel Aluminium, Magnesium und synthetisches Kreolit«.

Zum Vorwurf der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte, den die »Prawda« erhob, merkte die Kriegstechnische Abteilung nur an: »Was noch zum Export gelangt, sind Überschüsse an Zuchtvieh sowie [von] Obst und Obstprodukten (...). Seit Ende 1942/Anfang 1943 werden nach Deutschland weder Käse noch Kondensmilch exportiert«, was ein Eingeständnis war, dass zuvor diese Produkte sehr wohl ausgeführt worden waren.

Als im Herbst 1942 »die Käsezuteilung in der Schweiz« für die Bevölkerung erhöht wurde, lag das einzig daran, dass, wie einem Bericht des Chefs der deutschen Sicherheitspolizei über eine Konferenz der schweizerischen kantonalen Zentralstellen für Kriegswirtschaft zu entnehmen ist, »der Käse, der für Deutschland reserviert war, wegen Überreife im Inland zur Verteilung kommen musste. Dieser Käse, der als Kompensation für Kohlen- und Eisenimporte gedacht war, sei deswegen nicht zur Ausfuhr gelangt, weil die entsprechenden Wirtschaftsverhandlungen noch nicht abgeschlossen waren.« Der Käseexport hatte in der Gerüchte-Sammelstelle von »Heer und Haus« immer wieder für Kopfzerbrechen gesorgt. Eine Frau Lienhard aus Schaffhausen schrieb am 15. Oktober 1943: »Dass die Leute immer und schon längst behaupten, dass Käse nach Deutschland exportiert werde, kann den Leuten nicht ausgetrieben werden. Und wenn es auch so wäre, damit die Schweiz tauschen würde gegen Kohle, der Schweizer gönnt dem Deutschen den guten Käse nicht. Aus dem Grunde, weil die Deutschen immer wieder plagieren, dass sie genügend und bessere Lebensmittel haben als die Schweiz.« Dr. August R. Lindt vom Aufklärungsdienst betonte in seinem Schlussbericht ebenfalls, sichtlich um Rechtfertigung bemüht: »Das Volk wusste nichts von den deutschen Gegenleistungen. Deshalb wurde im Export von Käse, Schlachtvieh und Elektrizität eine unverantwortliche Benachteiligung unserer Versorgungslage, ein wirklicher Skandal erblickt.«

Die K.T.A. musste auch zugeben, was die »Prawda« über »schweizerische Autowerke« meldete, die »mit der Reparatur von Fahrzeugen der deutschen Wehrmacht beschäftigt gewesen seien«: »Unter der Ägide des Schweizerischen Autogewerbe-Verbandes

wurden in den Jahren 1942-1943 ca. 2000 Stück deutscher Lastwagen repariert, was einen gesamten Reparaturlohnbetrag von rund 12 Millionen Fr. beanspruchte. Die schweizerischen Stellen stimmten dieser Transaktion notgedrungen zu, weil das schweizerische Autogewerbe zufolge der durch den Krieg bedingten Einschränkungen besonders stark zu leiden hatte.«

Die ›Prawda‹-Enthüllungen stellten so etwas wie die nachträgliche Erklärung für die schallende ›Ohrfeige‹ dar, mit welcher die Sowjetunion kurz zuvor, am 1. November 1944, den halbherzigen schweizerischen Vorschlag zur Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zurückgewiesen hatte. Im November 1918 waren diese nach der Zerstörung der schweizerischen Gesandtschaft in Petersburg abgebrochen worden. Während Jahrzehnten hatte die Schweiz sich daraufhin gesträubt, die Sowjetunion diplomatisch anzuerkennen. Die Ermordung des Römer Botschafters der Sowjetunion, Worowsky, am 10. Mai 1923 in Lausanne, der als Beobachter an einer internationalen Konferenz in die Schweiz gekommen war, und der Freispruch für den Bündner Russland-Rückkehrer und Mörder Conradi vor einem Waadtländer Geschworenengericht vertieften die Gräben weiter, ebenso wie der früher erwähnte Versuch Mottas, 1934 die Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund zu verhindern. In parlamentarischen Vorstößen hatten die Sozialdemokraten wiederholt darauf gedrängt, das Verhältnis zur Sowjetunion zu normalisieren, zuletzt in der Motion Reinhard vom 22. September 1943. Doch noch am 29. März 1944 erklärte Bundesrat Pilet-Golaz in seiner lange hinausgezögerten Antwort auf diese Motion, die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen könne erst »mit der Zeit« erfolgen, obwohl die Schweiz mit ihrer »allgemeinen und strahlenden Neutralität nichts anderes verlange, als mit allen Staaten gute Beziehungen zu unterhalten«. Nationalrat Reinhard wies vergeblich daraufhin, dass die »einst als Weltfeind Nummer 1« dargestellte Sowjetunion zu einer »Grossmacht« geworden war, die aus Europa »nicht mehr wegzudenken« sei: »Die wenigen vom Krieg verschonten Neutralen [Schweiz, Türkei, Spanien, Portugal, Schwe-

den] werden Mühe haben, Siegern und Besiegten ihr Recht nachzuweisen, neutral geblieben zu sein. Die gemarterten Völker eines ans Kreuz geschlagenen Europa, alle jene Staaten, die ohne Schuld in den Mahlstrom des Krieges gerissen worden sind, werden ihr von Tränen und Blut zerstörtes Angesicht erheben und fragen: Mit welchem Recht seid ihr verschont geblieben? (...) In dieser Zeit der Unsicherheit (...) wird es für uns von allergrösstem Interesse sein, dass wir uns nicht aus der Diskussion um den Frieden (...) ausgeschaltet sehen, weil wir zu einem der in Europa entscheidenden Staaten die selbstverständlichen und freundschaftlichen, normalen Beziehungen nicht herzustellen vermochten.«

Die Schweiz nahm sich in den Augen der Sowjets zuviel Zeit, um über den eigenen Schatten zu springen. Erst am 10. Oktober 1944 hatte der Bundesrat der Sowjetunion den Vorschlag zur Wiederherstellung diplomatischer Kontakte übermittelt. Als sich der Bundesrat nach der sowjetischen Abfuhr vom 1. November zunächst einfach taub stellte, machte Radio Moskau die Affäre am Abend des 4. November 1944 publik und meldete, die Schweizer Regierung habe in ihrer diplomatischen Note »an die alten demokratischen Traditionen der Schweiz« erinnert und sich bereit erklärt, »alle Probleme der Vergangenheit offen zu diskutieren«, übergehe dabei aber »mit Stillschweigen die Politik (...), die in all den vergangenen Jahren gegenüber der Sowjetregierung verfolgt worden ist. Es ist in der Tat eine wohlbekannte Tatsache, dass die schweizerische Regierung in Verletzung ihrer alten demokratischen Überlieferung gegenüber der Sowjetunion, die gemeinsam mit anderen Ländern im Interesse der friedliebenden Völker gegen Hitler-Deutschland konsequent Krieg führt, viele Jahre lang eine profaschistische Politik verfolgt hat.«

Das ›Njet‹ hatte sich schon Ende Oktober 1944 an der Chicagoer Konferenz für Zivilschutzfahrt abzuzeichnen begonnen, als die Moskauer Delegation es ablehnte, sich mit Vertretern »der Schweiz, Spaniens und Portugals – Länder, die seit einer Reihe von Jahren eine feindselige Politik gegenüber der Sowjetunion geführt haben«, an einen Tisch zu setzen und, wenn auch offensichtlich noch aus ganz anderen politischen Gründen, wieder abreiste.

Der resolute Antibolschewismus stellte für die Schweiz lange

Zeit ein ideologisches Kapital dar, das beinahe problemlos mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu teilen war – eine Art kleinster gemeinsamer politischer Nenner, ein Bereich besten Einverständnisses. In ihrem – nicht immer bloss angstdiktierten – Bemühen, sich mit den Deutschen gutzustellen, spielte die Schweizer Diplomatie diesen ›Trumpf‹ auch immer wieder gezielt aus. Bei seinem Empfang durch Hitler am 23. Februar 1937 konnte sich Alt-Bundesrat Schulthess beim »Reichskanzler« bequem anbieten, indem er explizierte, »dass die Schweiz keine diplomatischen Beziehungen zu Sowjetrussland habe«. Nach einem Gespräch mit dem deutschen Gesandten Köcher, der nach dem Desaster von Stalingrad meinte, »dass die deutsche Armee als einzige auf dem europäischen Kontinent imstande [sei], das russische Vordringen abzubremesen«, und daher »erhalten« werden müsse, betätigte sich Bundesrat Pilet-Golaz, auf den dieses fadenscheinige Argument »einen tiefen Eindruck gemacht« haben soll, Anfang Januar 1943 sogar als Fürsprecher der deutschen Interessen. Er liess, einem Bericht des nachträglich informierten Nachrichtenoffiziers Hausmann zufolge, umgehend den amerikanischen Botschafter in Bern, Leland Harrison, zu sich kommen und machte ihm mit dem Hinweis »auf die grosse Gefahr der Bolschewisierung Europas« den Vorschlag, die Amerikaner und Briten »möchten doch die Russen diesen Krieg allein ausfechten lassen«. Harrison übermittelte diesen schweizerischen Wunsch, der nach den Worten des damals Pilet-Golaz sehr kritisch gegenüberstehenden – und vom entsetzten Hausmann ins Bild gesetzten – August R. Lindt darauf hinauslief, »das nationalsozialistische Regime überleben« zu lassen, »damit das deutsche Heer sich ungestört auf die Vernichtung des sowjetischen Reiches konzentrieren könne«, sofort nach Washington. Es bestehen wohl wenig Zweifel, dass dem sowjetischen Geheimdienst dieses Schweizer Manöver – Nachrichtenoffizier Max Waibel sprach von »Neutralität à la Pilet« – nicht verborgen bleiben konnte.

Pilet-Golaz, der am 29. März 1944 in der Debatte um die Motion Reinhard salbungsvoll verkündet hatte, »dass das fundamentale Prinzip unserer Aussenpolitik (...) die Neutralität, eine unbestrittene und indiskutable Neutralität bleibe«, welche man nicht

»dem geringsten Verdacht aussetzen dürfe«, sah sich nach der sowjetischen Absage, diesem »eklatanten Misserfolg der Aussenpolitik des Bundesrates«, wie das ›Volksrecht‹ schrieb, dazu gezwungen, die Konsequenzen zu ziehen und zurückzutreten. In seinem Demissionsschreiben vom 7. November 1944 erklärte er, »dass der Aussenminister der Kriegsjahre nicht derjenige der Nachkriegszeit sein dürfe und könne«. Gegenüber dem britischen Botschaftsrat Mc Killop wurde Pilet-Golaz am 18. November noch etwas deutlicher und meinte, sein Nachfolger müsse »ein neuer Mann« sein, »der nicht wie ich persönlich für die durch eine Politik strikter Neutralität aufgezwungenen Kompromisse verantwortlich ist«. Der Schweiz gelang es erst im März 1946, mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen aufzunehmen.

Die ›Heer und Haus‹-Korrespondentin Frau Kohli aus Reutigen/BE schrieb am 9. Februar 1945, »unsere Leute beschäftigte, was äussere Politik anbelangt, die Antwort der Russen auf unser Angebot natürlich sehr. Herrn Pilet-Golaz' Rücktritt betrauerte jedoch niemand.« Doch einmal mehr wurde die Schweizer Geheimniskrämerie kritisiert: »Es muss das Volk doch stutzig machen, wenn es eine Meldung wie die diplomatische Absage von Russland zuerst durch englische Sender vernimmt und erst drei Tage später von Beromünster hören kann.«

Ebenso grosse Mühe wie die Anerkennung der Sowjetunion bereitete der Schweiz damals die Anerkennung der neuen Regierung des befreiten Frankreich unter General Charles de Gaulle. Pilet-Golaz hatte aus seiner Bevorzugung der Vichy-Regierung von Maréchal Pétain nie einen Hehl gemacht, wie Gérard Lévêque in einer gründlichen Untersuchung nachgewiesen hat. Das unverständliche schweizerische Zögern – die Alliierten hatten das neue Frankreich am 24. Oktober 1944 anerkannt und Staaten wie Schweden und Spanien waren diesem Schritt sogleich gefolgt – erregte in Paris wachsende Irritation. Die aus der Résistance hervorgegangene französische Regierung reagierte auf diese für feindlich erachtete Zurücksetzung durch die Schweiz sehr empfindlich. Ein Austausch von Botschaftern kam erst Mitte April 1945 zustande.

Nicht nur in der hohen Diplomatie, auch in der Aussenwirtschaftspolitik stolperte die Schweiz von Debakel zu Debakel. Die

Taktik der Schweiz, bei der Erfüllung der alliierten Forderungen nach Einschränkung des Warenverkehrs mit Deutschland auf Zeit zu spielen, war von den Alliierten selber schon längst durchschaut worden. Die Schweiz schien nicht zu merken, dass sie das, was sie einmal ihren Ruf nannte, immer mehr verspielte. Anfang November 1944 liess der kommandierende General der alliierten Armee-transportdienste in Frankreich den gesamten Eisenbahngüter- und Lastwagenverkehr mit der Schweiz stoppen. »Ende November 1944 war die Schweiz fast vollständig isoliert«, schreibt Heinz K. Meier in seinem Buch »Friendship under Stress« über die amerikanisch-schweizerischen Beziehungen. Genauso wie in der britischen Regierung – rund um das Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung (MEW) – gab es auch in der amerikanischen Administration genügend Leute, die am Ende ihrer Nerven und dazu entschlossen waren, wie H. K. Meier es ausdrückt, die Schweiz »dazu zu zwingen, endlich und gänzlich zu erfüllen, was sie zu tun sich so lange geweigert hatte«.

Am 29. Dezember 1944 setzte der amerikanische Foreign Economic Administrator Leo T. Crowley dem neuen US-Aussenminister Edward R. Stettinius in einem Brief über die Schweiz haar klein auseinander, wie wenig er – angesichts der beträchtlichen Schweizer Lager an Kohle und anderen Gütern – vom Argument der Abhängigkeit von deutschen Lieferungen hielt. Das Gerede der Schweiz, wonach sie noch immer mit einem deutschen Vergeltungsschlag rechnen müsse, sei angesichts der militärischen Lage nur noch »lächerlich«. Es scheine, meinte Crowley weiter, die Schweizer seien einfach darauf aus, »ihre Hilfe für die Kriegswirtschaft des Feindes bis zum bitteren Ende fortzusetzen und zu Reduktionen nur nach langem Zögern und unter stärkstem alliierten Druck Hand zu bieten«. Der Inhalt des Briefes sickerte zur amerikanischen Presse durch. An einer Pressekonferenz vom 3. Januar 1945 wurde der Secretary of State Stettinius daraufhin von Medienleuten angefragt, ob die Vereinigten Staaten Wirtschaftsmassnahmen gegen die Schweiz in Betracht zögen wegen »dauernder Unterstützung Deutschlands«. Stettinius erklärte laut einer in der NZZ abgedruckten Exchange-Agenturmeldung, »dass zurzeit die gesamten amerikanisch-schweizerischen Wirtschaftsbeziehungen

im Hinblick auf eine mögliche Revision überprüft würden.« Von einem hohen Regierungsbeamten im Weissen Haus hatte der »Exchange-Korrespondent ausserdem erfahren: »Es ist höchste Zeit, die Vorstellung zu zerstreuen, dass die Schweiz ein harmloses neutrales Land ist, das nur aus Älplern und Jodlern besteht. Man muss vielmehr die Tatsache festnageln, dass ihr fortgesetzter Handel mit Deutschland und die dem Reich eingeräumten Transporterleichterungen eine Unterstützung des deutschen Kriegseinsatzes und eine Behinderung des Kampfes der Alliierten darstellen.« Heinz K. Meier schrieb, diese ersten Tage des Jahres 1945 hätten »zu den dunkelsten« der Schweiz während des ganzen Zweiten Weltkriegs gehört.

Nach der Erledigung der Waffenfrage waren für die Alliierten der Gotthard-Transit und die schweizerischen Bankgeschäfte die vorrangigsten Probleme. Die plombierten deutschen Güterzüge oder offenen Kohlewaggons, die quer durch die nächtliche Schweiz ins von den Deutschen besetzte Italien fuhren, stellten nicht nur in den Augen der Amerikaner und Briten einen Skandal dar. »Heer und Haus«-Korrespondentin Frau M. Stahel aus Winterthur schrieb am 18. November 1943: »Können die immer noch täglich durch unser Land von Deutschland nach Italien rollenden Kohlenzüge, die – vom englischen Sender betont – der Kriegswirtschaft dienen sollen, unsere Neutralität doch sehr belasten und uns Schwierigkeiten bringen? Aufrechte Schweizer verstehen das Geschehen nicht, das doch einem Neutralitätsbruch gleichkommt?« Unzählige Soldaten, die damals im Aktivdienst die Grenzen und das Réduit – die »Kernstellung« in den Alpen –, wie sie glaubten, gegen die Deutschen verteidigten und diese Züge sahen, nahmen mit einer gewissen Fassungslosigkeit zur Kenntnis, dass ihr Land weniger dem vielbeschworenen unberührbaren Igel, als dem nicht weniger legendären, mit vielen Löchern versehenen Schweizer Käse glich. Berechnungen des deutschen Reichsverkehrsministeriums zufolge wurden Mitte 1943 monatlich 470'000 Tonnen Kohle »über die Schweiz nach Italien befördert«. Die zahlreichen damals zirkulierenden Gerüchte zeigen, dass es dem Bun-

desrat damals nicht gelang, die Schweizer Bevölkerung davon zu überzeugen, dass strenge Kontrollen die Durchfuhr von Waffen und Truppen durch den Gotthard verhinderten. Zweifel, waren diese nun begründet oder nicht, wurden immer wieder laut. Otto Rütly schrieb der Sektion »Heer und Haus« am 30. September 1942 aus Schönenwerd/SO: »Von Zeit zu Zeit hört man immer wieder die Behauptung, dass auf der Strecke Basel-Olten-Chiasso fremde Truppen und Material transportiert werden.« Als Gewährsleute wurden Arbeiter, »die in Olten wohnen«, oder SBB-Beamte genannt. Die schon erwähnte Frau M. Stahel aus Winterthur schrieb am 10. September 1943: »Ich hörte im Schnellzug Zürich-St. Gallen, dass die Schweiz nächtliche Transportzüge mit Kriegsmaterial Deutschlands nach Italien durchlasse.« Kl. Hunziker aus Scherzingen/TG berichtete am 8. Oktober 1943: »Vor acht Tagen war ich bei Bekannten im Appenzellerland. Dort wurde folgendes verhandelt und diesbezüglich kommentiert: Ein Soldat, jedenfalls der Bew[achungs]-Kompanie im Gotthardgebiet, hat bei seinem Urlaub in der Heimat erzählt, dass viele Güterzüge mit fest geschlossenen Wagen täglich oder nächtlich den Gotthard passieren, von denen man bestimmt wisse, dass es deutsche Truppen- und Kriegsmaterialtransporte seien. Diese Behauptung wurde auch von andern Appenzeller Urlaubern gemacht.«

Die amerikanischen Presseangriffe Anfang 1945 gaben diesen alten Gerüchten wieder neuen Auftrieb. Aus Schwändi/GL berichtete Jos. Fanger am 22. Januar 1945: »Hingegen tauchten anlässlich des Schreckschusses von Herrn Stettinius und seiner Presse gelegentlich Zweifel auf, ob die Schweiz nicht doch etwa seinerzeit deutsche Truppen und Kriegsmaterial durch ihr Hoheitsgebiet hätte passieren lassen und dass diese Angriffe vielleicht zum Teil dadurch begünstigt worden wären.«

Ein Teil dieser Gerüchte geht eindeutig auf reale Erfahrungen zurück. Zwischen Deutschland und Italien wurden tatsächlich in Waggons Menschen hin- und hertransportiert, wenn auch, wie es scheint, nicht Truppen, sondern Zehntausende von italienischen Ernte- und Zwangsarbeitern. Stimmen mochten da gehört worden sein, und wenn es danach hiess, »es hätten in verschlossenen Viehwagen Transporte deutscher Truppen durch die Schweiz stattge-

funden« (H. Thürig aus Malters/LU, 1.12.1942), dann wurden aus den Beobachtungen einfach die naheliegendsten Schlüsse gezogen. Als der Seminarist Walter Lüem aus Windisch/AG am 8. Januar 1943 meldete, er habe »in Eisenbahnerkreisen (...) gehört: »Irgendwie sei ersichtlich gewesen, dass 60'000 Mann nach Italien befördert worden seien. Da habe man wieder die Neutralität. Man wisse überhaupt nicht, was da alles in diesen Wagen sei, die meisten seien ja plombiert usw.«, da antwortete »Heer und Haus« (i.A. Aufklärungsdienst Geigy): »Das von ihnen gemeldete Gerücht, dass Italiener durch unser Land befördert würden, bezieht sich zweifellos auf die Transporte italienischer Arbeiter, welche im Frühling zu Landarbeiten nach Deutschland fahren und im Herbst von dort wieder zurückkommen. Im Jahre 1942 hat sich dieser Rücktransport wegen der für Landarbeiten günstigen Witterung verspätet. Diese Transporte sind ohne weiteres mit unserer Neutralität vereinbar und werden im übrigen von der Heerespolizei kontrolliert.« Dem Basler Hans Schick-Gutzwiller (»letzten Sommer wurde [...] energisch behauptet [...] es haben deutsche Truppen-Transporte [...] in plombierten Wagen stattgefunden«, 17.2.1944) antwortete »Heer und Haus« (i.A. Aufklärungsdienst Pozzi): »Bis zum Zusammenbruch Italiens haben im Transitverkehr im Frühling in südlich-nördlicher, im Herbst in nördlich-südlicher Richtung Transporte von italienischen Arbeitern stattgefunden. Es handelt sich dabei um Italiener, die sich zur Arbeit in der deutschen Landwirtschaft freiwillig hatten anwerben lassen. Diese Transporte wurden von der Heerespolizei kontrolliert. Sie standen in vollem Einklang mit unserer Neutralitätspolitik.«

Was die angebliche Freiwilligkeit betraf, war die italienische Widerstandsbewegung, wie das bereits diskutierte Zeugnis von Helena Fischli Dreher beweist, anderer Meinung. Die deutschsprachigen alliierten Sender sorgten dafür, dass das Schicksal dieser Zwangsarbeiter auch in der Schweiz nicht ganz vergessen ging. »Heer und Haus«-Korrespondent W. Huldi aus St. Gallen berichtete am 30. Oktober 1943: »Am 27. dieses Monats meldeten die Deutschen [»Atlantiksender«] in ihren Radionachrichten, dass in der Nähe von Olten einige Bahnangestellte einen von Deutschland plombierten Eisenbahnwagen öffneten. In diesem Wagen be-

fanden sich 36 Italiener, die nach Deutschland transportiert werden sollten. Diese Italiener konnten damit entweichen. Der deutsche Sprecher führte weiter noch aus, dass Deutschland wegen diesem Vorfall bei unserer Regierung die nötigen Schritte unternehmen werde.« W. Benzikofer, ebenfalls aus St. Gallen, hatte die Sendung auch gehört: »Die deutschen Nachrichten brachten vor einigen Tagen die Meldung, in Olten sei ein deutscher plombierter Eisenbahnwagen durch Personal der SBB geöffnet worden, und 36 gefangene Italiener, die in diesem Wagen eingeschlossen gewesen seien, wären befreit worden« (29.10.1943). Den Schweizer Behörden war die Meldung nicht entgangen. Die Abteilung ›Presse und Funkspruch‹, welche die wichtigsten die Schweiz betreffenden Presse- und Rundfunkmeldungen zusammenstellte, nahm die Nachricht in ihre ›Tagesrapporte‹ auf: Statt von 36 war da aber von 26 Personen die Rede: »KWS-Atlantik meldete am 27.10.1943, 19 Uhr 40: ›Das Verschwinden von 26 italienischen Arbeitern aus einem plombierten Transportzug durch die Schweiz wurde als die politische Demonstration einiger schweizerischer SBB-Beamten aufgeklärt. Nachdem bei der Ankunft des Zuges gestern in Basel festgestellt wurde, dass die Insassen eines Wagens geflohen waren, wurde von den Schweizer Behörden eine Untersuchung eingeleitet. Wie die Untersuchung ergab, hat ein Angestellter der SBB in Olten die Plomben eines Wagens aufgebrochen, um den italienischen Arbeitern die Möglichkeit zu geben, sich dem Einsatz in der deutschen Rüstungsindustrie zu entziehen.« Ob es wohl noch Zeugen für diesen Vorfall gibt? Oder gar Akten?

Misstrauen ging damals, als es wegen der Zensur an einer ›Öffentlichkeit‹ fehlte, automatisch in Gestalt von Mutmassungen und Gerüchten um. Paul Studer meldete am 13.11.1943 aus Visp: »Kritisiert wird, dass unsere Behörden Tausenden und Tausenden von italienischen Arbeitern die Durchfuhr durch die Schweiz zum Arbeitseinsatz in Deutschland gestatten. Diese Transporte könnten nicht genau kontrolliert werden. Der englische Radio habe auch auf die Umstände hingewiesen. Bombardierungen unserer Bahnen seien daher nicht ausgeschlossen.« In den direkten Verhandlungen mit den Alliierten verwiesen die Schweizer stets auf den Gotthardvertrag aus dem Jahre 1909, in welchem Deutsch-

land und Italien, die den Tunnel mitfinanziert hatten, reibungsloser Transit zugebilligt worden war. Die Minimalforderung der Alliierten war, dass der Transitverkehr auf Vorkriegsniveau gedrosselt würde. Er stieg aber auch in den Frühlingsmonaten des Jahres 1944 noch immer weiter an. Als die Deutschen damit begannen, die Maschinenanlagen ganzer Fabriken aus Italien nach Deutschland abzutransportieren, machte diese »Ausplünderung Italiens unter Mithilfe der Schweizer Bahnen« die Amerikaner »sehr nervös«. Der amerikanische Handelsattaché in Bern, Daniel Reagan, meinte am 14. September 1944 gegenüber Jean Mussard, dem Generaldirektor der General Motors in Biel, der Mitglied der ›Aktion Nationaler Widerstand‹ – und, nebenbei gesagt, Onkel des jungen Fluchthelfers Alexandre Mussard – war: »Aber man solle die Alliierten nicht zum Narren halten, denn er könne feststellen, dass der Verkehr ja immer noch ungefähr das dreifache des normalen sei. Reagan sagte auch, die Gesandtschaft sei schon längst bei Bundesrat Pilet (...) vorstellig geworden. (...) Seither seien bei der Gesandtschaft drei Telegramme aus Washington eingetroffen, die auf eine Erledigung der Sache drängen. Reagan sei am Ende seiner Mittel, die Sache hinauszuschieben, und *in den nächsten Tagen würden die Alliierten den Verkehr von sich aus unterbinden [unterstrichen im Original]*. Reagan sprach auch mit grosser Bitterkeit darüber, dass 1100 t Chlorgas von Norden nach Süden speditiert worden seien«. An einer Pressekonferenz am 4. August 1944 hatte Dr. Hotz, der Direktor der Handelsabteilung des Eidg. Volkswirtschaftsdepartements, in einem als vertraulich eingestuften Referat zugegeben, dass »einige Transporte von Süden nach Norden an unserer Grenze aufgehalten werden« mussten, »weil diese ganze Fabrikanlagen umfassten. Es war dies offensichtliches ›Ausräumungsgut.«

Ende Oktober 1944 schloss die Schweiz zumindest einmal die Simplonstrecke für den deutschen Transitverkehr. Das Vorrücken der Alliierten in Italien und die pausenlose Bombardierung der Brennerlinie und anderer kleinerer Bahnlinien, über welche Deutschland seine Besatzungsarmee in Norditalien versorgte, verliehen der Gotthardverbindung vom Herbst 1944 an eine immer grössere strategische Bedeutung. Es war eine ganz einfache Rech-

nung: Die Kapazität des Brenners für militärische Güter war umso grösser, je mehr »zivile« Güter Deutschland über den Gotthard zu leiten vermochte. Wenn die Schweiz dem Deutschen Reich die Auflage machte, »kein Kriegsgerät über den Gotthard zu senden«, dann wusste sie genau, wie Pilet-Golaz am 8. Juli 1942 gegenüber dem deutschen Gesandten in Bern bemerkte, »[e]s werde der deutschen Regierung nicht schwer fallen, das eigentliche Kriegsgerät, wie Waffen und Geschütze, über den Brenner zu transportieren.« Diplomatischen Berichten zufolge zeigten die alliierten Militärbehörden Ende 1944, wie Walter Spahni in seinem Buch über die Isolation der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg schrieb, »keinerlei Einsehen mehr für die schweizerische Politik« und diskutierten »offenbar die Bombardierung der südlichen Zufahrtswege der Schweiz«.

Der Bombenkrieg gegen das deutsche Eisenbahnnetz kulminierte am 22. Februar 1945 in der Operation »Clarion«. Gemäss einem rückblickenden amerikanischen Rapport vom 12. November 1945 befand sich in jenen Februarwochen die gesamte deutsche Kriegsproduktion von anderthalb Monaten auf Zügen unterwegs. Auch die Schweiz blieb von den Angriffen nicht ganz verschont. An eben diesem 22. Februar, an dem das deutsche Transportsystem lahmgelegt werden sollte, fielen auch Bomben auf Stein a. Rhein, Rafz und Vals/GR, welche 18 Todesopfer forderten. E. Neukom beschrieb in einem Leserbrief an den »Beobachter«, wie eine Bomberformation aus Richtung Schaffhausen »das Rafzerfeld überflog« und dann »westwärts der deutschen Seite des Rheins entlang« weiterzog: »Es war ein äusserst schöner, sonniger Tag und das Mittagessen war schon pfannenfertig. (...) Es war klar ersichtlich, wie diese Bomberformation von der in Eglisau stationierten Flab beschossen wurde. Die Flabgeschosse explodierten jeweils in gewissen Abständen zu den Flugzeugen, durch die Bildung von kleinen Rauchwolken war dies ganz klar und deutlich erkennbar. Als die Formation schon vorüber war, kam noch ein einzelnes Flugzeug, gewissermassen ein Nachzügler. Dieser Bomber wurde nun ganz intensiv und sehr gezielt durch unsere Flab beschossen. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie unser Nachbar entrüstet ausrief, »die schiessen den Bomber ja ab«. Im glei-

chen Moment war ein Pfeifen vernehmbar, das Flugzeug hat[te] seine Bombenlast ausgeklinkt, wohl um schneller aus dem Schussfeld zu kommen. Wieviel Bomben auf Rafz abgeworfen wurden, weiss ich nicht mehr genau. Getroffen wurde ein Einfamilienhaus, und eine achtköpfige Familie ist geradezu ausgelöscht worden.« Im Grenzort Stein am Rhein war offenbar der Schifflandeplatz Ziel des Angriffs gewesen. Am 8. September 1944 hatten amerikanische Flugzeuge bereits die Bahnhöfe Delsberg und Moutier mit Bordwaffen beschossen: »Eine Person fand dabei den Tod, elf weitere wurden verletzt, wovon zwei sehr schwer«.

Die Bahnanlagen des an der deutschen Grenze liegenden Thayngen/SH wurden am 25. Dezember 1944 bombardiert. Das »Stellwerk der Bahnanlagen bildet einen einzigen Trümmerhaufen«, meldete die NZZ, »[d]er Zugverkehr Thayngen-Singen[D] ist wegen Geleisebeschädigung unterbrochen.« Ein Bahnarbeiter wurde getötet. »Volltreffer erhielten« nach Informationen der Zeitschrift »Luftschutz« nicht nur »das deutsche Reichsbahntrasse mit dem Stellwerk II«, sondern auch die Ziegelfabrik Thayngen. In der benachbarten Nahrungsmittelfabrik Knorr AG stürzte eine Seitenfront ein.

Am 11. Januar 1945 »verfolgten« laut NZZ-Berichterstattung »mehrere amerikanische Flugzeuge über dem Bahnhof in Como einen in der Richtung Schweiz fahrenden italienischen Güterzug und beschossen ihn bis zum Südein^gang in den Monte-Olimpino-Tunnel. Bei der Nordausfahrt aus dem Tunnel und nach der Einfahrt in den internationalen Bahnhof Chiasso, auf Schweizergebiet, wurde die Verfolgung fortgesetzt. Eines der Flugzeuge stiess im Sturzflug auf die Geleiseanlagen hinab und belegte das dort stehende Rollmaterial mit Maschinengewehrfeuer.« Ein Lokomotivführer wurde getötet. »Zu diesem Zeitpunkt«, schrieb die NZZ, »bewegte sich etwa 40 Meter davon entfernt ein Leichenzug, dessen Teilnehmer von einer Panik erfasst wurden und nach allen Richtungen auseinanderstoben.« Die »unbeteiligte« Schweiz: eine Szene am Rande des Krieges.

Am 9. September 1944 hatten die Amerikaner in der Gegend von Rafz einen aus Italien kommenden deutschen Güterzug unter Feuer genommen, der sich direkt an der deutschen Grenze, »teil-

weise auf schweizerischem, teilweise auf deutschem Boden befand«. Der auslaufende Rotwein versickerte und »das Bahnareal war zum Teil noch monatelang rot«, erinnert sich der »Beobachter-Leser E. Neukom. Die Schweizer Behörden hinderten die Bevölkerung, den Wein abzufüllen. Angebrannter Samtstoff aus einem anderen getroffenen Wagen wurde weggekippt und von den Schweizer Behörden angezündet, um die Suche der Rafzer Frauen nach noch brauchbaren Reststoffen zu beenden. Am selben Tag war auch noch ein zweiter Güterzug bei Weiach ganz im Norden des Kantons Zürich beschossen worden. Zwei Tage später, am 11. September 1944, wurde um 14 Uhr 35 sogar der Schnellzug Zürich-Basel »durch drei amerikanische Jäger mit Bomben kleinen Kalibers und Bordwaffen angegriffen«, als er gerade zwischen Augst und Pratteln unterwegs war. Der Lokomotivführer erlitt »Quetschungen«, einige Passagiere wurden »durch Glassplitter leicht verletzt«. Über die Reaktion der Bevölkerung gingen bei »Heer und Haus« unterschiedliche Meldungen ein. Von einem »grossen Unwillen« sprach W. Balmer aus Melchnau/BE (13.9.1944). »Man macht den Amerikanern wegen der Beschiessung von Schweizerzügen wenig Vorwürfe«, berichtete umgekehrt Hans Locher aus Glattfelden/ZH (14.9.1944), »es heisst, die Jungens aus USA haben eben wenig Geographiekenntnisse, da die Schweiz von oben eben klein sei.« Und W. Moll aus Erstfeld schrieb: »Allgemein vertritt man die Ansicht, dass es sicher nicht in der Absicht der amerikanischen Piloten liegt, uns anzugreifen und alles Bewegliche mit Bordwaffen zu beschiessen« (11.9.1944).

Den Banken hingegen schienen damals keine Bomben zu drohen. Die Bedeutung der schweizerisch-deutschen Zusammenarbeit im monetären Bereich blieb auch der Bevölkerung damals fast gänzlich verborgen. Werner Rings (»Raubgold aus Deutschland«) und Gian Trepp (»Bankgeschäfte mit dem Feind«) haben die kolossale Wichtigkeit des Finanzplatzes Schweiz für die nationalsozialistische Kriegswirtschaft minutiös nachgewiesen. Der bereits erwähnte deutsche Ministerialdirektor Clodius zitierte in seinem Bericht vom 3. Juni 1943 einen »Vertreter des Reichsbankdirektoriums«,

der erklärte, dass »die Schweiz die einzige Möglichkeit für die Beschaffung von freien Devisen bietet.« Clodius weiter: »Reichs[wirtschafts]minister [Walther] Funk, den ich auch noch persönlich über seine Stellungnahme gefragt habe, hat die Erklärung des Vertreters des Reichsbankdirektoriums in vollem Umfange bestätigt und hinzugefügt, er könne nicht einmal für zwei Monate auf die Möglichkeit verzichten, in der Schweiz Devisentransaktionen – vor allem die Umwandlung von Gold in freie Devisen – durchzuführen.« Bundesrat und Nationalbank hielten trotz allen alliierter Protesten und trotz des ausgesprochenen Raubgut-Charakters der deutschen Goldlieferungen an diesen strategischen Devisenoperationen fest. »Dieser ganzen Polemik, die nun eingesetzt hat über dieses Thema, möchte ich nicht allzugrosse Bedeutung beimessen«, schrieb Ernst Weber, der Präsident der Generaldirektion der Nationalbank am 17. September 1943 dem Experten für monetäre Fragen an der Schweizer Gesandtschaft in den USA, Dr. Pfenninger. Den Vorsteher des Finanz- und Zolldepartementes liess die Generaldirektion der Nationalbank am 9. Oktober 1943 wissen: »Seit Jahren zediert die deutsche Reichsbank der Nationalbank von Zeit zu Zeit Gold in Barren und in Münzen, um sich auf diese Weise Frankenguthaben zu beschaffen, die zu Zahlungen an die Schweiz oder an andere Länder – im besonderen an Portugal, Spanien, Rumänien – verwendet werden. (...) Es ist naheliegend, dass die Goldzessionen der Reichsbank auf alliierter Seite nicht gerne gesehen werden. Schon in den letztjährigen Handelsvertragsverhandlungen mit England wurde der schweizerischen Delegation entgegengehalten, dass die Schweiz Deutschland damit die Beschaffung von Devisen und die Bezahlung von Importen erleichtere. Im Verlaufe des letzten Sommers wurden die neutralen Staaten ferner in englischen Radiosendungen gewarnt, den Deutschen »widerrechtlich angeeignetes Gold« abzunehmen.«

Für den Bundesrat stand die Devisenbeschaffung für das Deutsche Reich im Einklang mit der schweizerischen Politik. Die Nationalbank ging sogar soweit zu behaupten, dass es ihr unmöglich sei, »einem einzelnen Lande gegenüber die Entgegennahme von Gold abzulehnen; eine andere Haltung hätte sich unserer Auffassung nach auch mit den Geboten der Neutralität nicht vereinba-

ren lassen, weil sie einer Diskriminierung des betreffenden Staates gleichgekommen wäre.« Was war das für eine »Neutralität«, die sich von staatlicher Hehlerei nicht mehr unterscheiden wollte?

In einer gemeinsamen Erklärung hatten sich die Alliierten schon am 5. Januar 1943 das Recht vorbehalten, Transaktionen mit geraubtem Gut rückgängig zu machen. In einer »Gold Declaration« legten sie am 22. Februar 1944 schliesslich fest, dass in Zahlung genommenes deutsches »Raubgold« nach dem Krieg den rechtmässigen Eigentümern zurückerstattet werden müsse. Diese Haltung wurde an der Internationalen Währungskonferenz in Bretton-Woods vom 1.-22. Juli 1944 in der Resolution VI bekräftigt. Tatsächlich musste die Schweiz im Rahmen des Washingtoner Abkommens von 1946 den Alliierten als Sühne 250 Millionen Franken bezahlen, die in den Wiederaufbaufonds flossen – die Schweiz hatte dem Deutschen Reich gegen 240 Tonnen Gold Devisen im Wert von rund 1,2 Milliarden Franken verschafft.

Die Alliierten betrachteten die Politik der Schweizer Banken noch aus einem weiteren Grund für feindlich. Je deutlicher sich der Untergang des Nazi-Reiches abzeichnete, um so dringlicher wurde es, die deutschen Tarnoperationen zur Verschiebung von Fluchtgeldern in neutrale Staaten aufzudecken. Den alliierten Versuchen, im Rahmen des sogenannten »Safehaven«-Programms die Nationalsozialisten daran zu hindern, sich ausserhalb Deutschlands im Untergrund neu aufzubauen, versagte die Schweiz zunächst jegliche Hilfe. Der »Soldatensender Calais« meldete am 18. Juni 1944 um 23 Uhr, gemäss dem »Heer und Haus«-Korrespondenten Wilhelm Hulliger aus Basel, es habe »in Bern eine Zusammenkunft schweizerischer Bankiers stattgefunden. Diese hätten ihrer Beunruhigung über die zur Zeit grossen deutschen Geldverschiebungen nach der Schweiz Ausdruck gegeben. Hohe Geldwerte würden durch massgebende deutsche Parteiführer den Schweizer Banken zur Aufbewahrung übergeben. Es soll sich dabei nicht um Notgroschen handeln, die schon in früherer Zeit durch Parteiführer nach der Schweiz in Sicherheit gebracht worden seien. Es soll sich bei den heutigen Geldwerten um eine zukünftige Finanzierung des deutschen Nationalsozialismus in der Illegalität handeln. Dies angesichts der baldigen Niederlage Deutschlands und

des Nationalsozialismus in Deutschland.« Am 22. November 1944, 07 Uhr 04, meldete der »Soldatensender West« laut einem schweizerischen Abhörbericht »die Entdeckung eines Wertsachen-Schmuggels, der in Form von Pillenröhrchen, worin Edelsteine versteckt waren, durch den Gebietsarzt der Hitler-Jugend in Nürnberg, Dr. Engelstätter, an das deutsche Kriegerkurhaus in Davos erfolgte.« Eine weitere Meldung des Senders vom 24. November 1944 betraf eine Transaktion mit gefälschten Rechnungen, »bei der fast 1 Million Schweizer Franken aus Deutschland ins neutrale Ausland abgeschoben wurden« und in welche angeblich die Lagerhaus AG Glarus verwickelt war. Am 2. Dezember 1944 verbreitete »United Press« eine Meldung des Moskauer Rundfunks, wonach »führende Mitglieder der nationalsozialistischen Partei mit Hilfe von schweizerischen Firmen und sogar mittels schweizerischer diplomatischer Post weiter Vermögenswerte nach dem Ausland verschieben. Göring soll durch die Berliner Filiale der Dresdner Bank und die Genfer Filiale des Schweizerischen Bankvereins mehr als zwanzig Millionen Dollars nach Argentinien transferiert haben.«

Der Schweiz fiel der Umgang mit alliierter Kritik unendlich schwer. Jahrelang hatte sich das Land vorgesagt, dass seine Haltung die einzig richtige sei. Damals, im Januar 1945, als nach den Briten und den Sowjets auch die Amerikaner öffentlich mit dem Finger auf die Schweiz zeigten, kam mancherorts eine der wohl unangenehmsten schweizerischen Eigenschaften – trotziges Rechtshaberei auch auf verlorenem Posten – deutlicher als je zum Vorschein. Nicht zufällig bezeichnete der »Boston Herald« am 6. Januar 1945 die Schweiz als das »widerspenstigste« aller nichtkriegführenden Länder. Manche begannen sich als Opfer der Alliierten zu sehen. R. Schlotterbeck berichtete »Heer und Haus« am 16. Januar 1945 aus Zürich: »Die amerikanische Pressekampagne hat auch im Volk eine einmütige Ablehnung erfahren, wobei sich eher etwas deutschfreundliche Elemente sofort die Stimmung zunutze machen.« Ein Oberleutnant Hegner aus St. Gallen meinte am 22. Januar 1945 in schon fast unverfrorener nationaler

Selbstbezogenheit: »In bezug auf die Stimmung musste ich feststellen, dass wohl Leute, die die nötige Einsicht haben, weil sie an wirtschaftlich leitender Stellung stehen, unsere Lage richtig beurteilen. In diesen Kreisen war man sehr bedrückt ob der unfreundlichen Haltung der Alliierten, und die Deutschen haben beinahe wieder Sympathien gewonnen, weil, als die unsere Grenzen umgaben, die Lage doch unvergleichlich besser war. In der breiten Masse des Volkes dagegen scheint man sich über diesen Problemen den Kopf nicht zu zerbrechen.« Nicht viel einsichtiger zeigte sich L. Guldimann aus Lengnau, der am 24. Januar 1945 betonte: »Die Absage der Russen und die Hetze der Amerikaner haben sich im grossen gut ausgewirkt. Der allgemeine Russenfimmel ist verschwunden. Auch die Bauern sind sich jetzt klar geworden, dass wir auch von den Amerikanern nicht nur Gutes zu erhoffen haben.«

Da und dort machte sich auch Furcht breit und die Leute schritten zu Panikkäufen. Aus Einsiedeln schrieb Jos. Bissig am 4. Februar 1945: »Was mich auch etwas ärgerte, war in der Zeit, als in den Zeitungen über das Wirtschaftsproblem Schweiz-USA von einer Blockade geschrieben wurde. Da hat es Leute gegeben, die Sardinen und nicht rationierte Sachen einkauff[t]en für mehr als 100 Fr., von denen ich selber weiss, dass, wenn sie nur Fische riechen, ihnen schon übel wird.« Dabei verlangten die Amerikaner keineswegs Unmögliches. Die vielbeachtete amerikanische Zeitung »Christian Science Monitor« schrieb am 6. Januar 1945, einem Bericht der NZZ zufolge, »die Schweiz werde sich vielleicht wirtschaftlichen Schwierigkeiten aussetzen, wenn sie ihren Handel mit Deutschland einstelle, doch würden die ausgehungerten Völker Europas, die so viel zum Sieg beigetragen haben, nicht besonders stark beeindruckt sein durch das geringe Opfer, das die Schweizer bringen müssten, um der deutschen Kriegsmaschine keine weitere Unterstützung zu gewähren. Auch dürfte es schwierig sein, einen Kriegführenden davon zu überzeugen, dass die Nutzniesser – neutrale und freiheitsliebende Länder –, denen der alliierte Sieg zugute komme, nicht einen Teil der Opfer auf sich nehmen müssten.«

Viele Schweizerinnen und Schweizer aber begannen damals

doch zu begreifen, dass kein Rauch ohne Feuer war und in ihrem Land einiges im Argen lag. Ein Leutnant Bucher schrieb am 26. Januar 1945 aus Bern: »Auf die amerikanischen und russischen Vorwürfe haben grosse Teile der Bevölkerung in zustimmender Weise reagiert. Man hat etwas mehr Verständnis gezeigt für die ausländischen Argumente als für die schweizerischen.« Vom Zollikerberg bei Zürich berichtete am 5. Februar 1945 W. Matthys: »Die Anschuldigungen Amerikas betreffend Nazi-Fluchtkapital werden mit Missbehagen registriert. Das Volk wünscht auch hier endlich einmal eindeutige Aufklärung von Seiten der Banken. Jedenfalls ist man der Auffassung, dass die Vorwürfe Amerikas nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, und das Volk wünscht hier Ordnung, bevor noch grössere üble Folgen daraus entstehen könnten. Schliesslich haben wir absolut kein Interesse, die Kapitalien dieser Naziklüngel bei uns in Sicherheit zu halten, damit mit diesem Gelde wieder neues Elend heraufbeschworen wird.«

August R. Lindt, der Dienstchef des Aufklärungsdienstes von »Heer und Haus«, registrierte am 30. Januar 1945 ebenfalls deutlich, dass »unser Volk sich gegenwärtig stark mit der Frage beschäftigt: Stimmt es, dass grosse nationalsozialistische Fluchtkapitalien in der Schweiz Unterschlupf gefunden haben oder mit Hilfe schweizerischer Banken nach Argentinien verschoben worden sind? (...) Diese Fragen gehen wohl in den meisten Fällen auf Sendungen des Atlantiksenders zurück, der in der Schweiz gerade wegen seines geheimnisvollen Charakters häufig abgehört wird...«

Die offizielle Schweiz jedoch blieb mit starren Blick auf die Windmühlen ihrer Politik fixiert. Als am 13. Februar 1945 die alliierte Zugblockade gegen die Schweiz aufgehoben wurde und eine gemischte anglo-amerikanisch-französische Delegation unter der Führung von Roosevelts Sonderbeauftragtem Laughlin Currie mit dem ersten Zug aus Paris nach Bern kam, leistete die Schweizer Diplomatie in den Fragen des Gotthard-Transits und des »Safehaven«-Programms lange erbitterten Widerstand. Die Verhandlungen dauerten bis zum 8. März 1945. Der Bundesrat gab nur zögernd nach – »with our exerting the strongest pressure against strong resistance«, wie Currie nach Washington kabelte. Am 16.

Februar 1945 hatte die Landesregierung »im Sinne einer vorsorglichen Verfügung« beschlossen, alle deutschen Guthaben zu blockieren. Schliesslich willigte sie ein, sowohl den Warenexport und die Stromausfuhr nach Deutschland wie auch den deutschen Transitverkehr durch die Schweiz drastisch zu reduzieren. Den Alliierten wurde ferner zugesichert, es werde eine offizielle Aufstellung aller deutschen Guthaben in der Schweiz vorgenommen.

Im Gegenzug hoben die Alliierten ihre Liefersperre auf. Bei der Erfüllung ihrer Versprechen liess es die Schweiz aber bis zum Schluss am nötigen Tempo und an der tieferen Einsicht fehlen. Am 29. März 1945 nahm die Nationalbank, wie Gian Trepp nachgewiesen hat, noch einmal 3 Tonnen Reichsbankgold an. Auch in der Frage der Nazi-Fluchtgelder hatten sich die Alliierten über die Schweizer Aufklärungsarbeit zu optimistische Vorstellungen gemacht. »Kapitulieren« sollte die Schweiz nach den Worten des damaligen amerikanischen Unterstaatssekretärs und späteren US-Aussenministers Dean Acheson erst im April 1945, »only a month before General Jodl did.«

DOPPELT VERSCHONT

Von nationaler Schande wurde offiziellerseits nie gesprochen. Die unbeirrten Verfechter der »integralen Neutralität« im Geiste eines Motta oder Pilet-Golaz sahen den Sündenfall der Schweiz weniger darin, dem Deutschen Reich Waffen und Devisen geliefert zu haben, als auf Druck der Alliierten damit aufgehört zu haben. Der Begriff der Neutralität schien wie ein Schwamm alle eigenen Zweifel aufzusaugen.

Der Völkerbund hatte zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit die völkerrechtliche Pflicht zu wirtschaftlichen und finanziellen Sanktionen gegen Staaten festgeschrieben, die Kriege entfesselten und andere Völker unterwarfen. Als sich die Schweiz aus Angst vor Deutschland von diesem Vertragswerk verabschiedete, fand sie sich in einem Vakuum wieder. Um die Augen vor der Kriegswirklichkeit besser verschliessen zu können, begann sie den

entleerten Begriff der Neutralität durch einen mentalen Rückzug in die Ära der Jahrhundertwende mit jenen anachronistischen Prinzipien zu füllen, die am 18. Oktober 1907 an der Zweiten internationalen Friedenskonferenz in Den Haag verkündet worden waren. Was der Schweiz beim »Haager Abkommen betreffend die Rechte und Pflichten der neutralen Mächte und Personen im Falle eines Landkriegs« so gelegen kam, war, dass es von einem Typus des »Landkriegs« ausging, der neben der Front noch ein friedliches Hinterland und unbeteiligte Neutrale kannte. Das Abkommen war in einer Welt entstanden, die weder die verheerenden Wirkungen der Bomberflugzeuge noch jene der Panzerarmeen und U-Boote kannte und auch das zukünftige Gewicht der wirtschaftlichen Kriegsführung nicht ahnte. In diese »unschuldige« Epoche flüchtete sich die Schweiz zurück, obwohl der Erste Weltkrieg mit seinen Materialschlachten sie gänzlich unter sich begraben hatte und der totale Luftkrieg, so wie er zum ersten Mal durch Japan in der Mandschurei, durch Italien in Abessinien und durch Deutschland im spanischen Bürgerkrieg vorexerziert worden war, jeden Gedanken an eine wirtschaftliche »Neutralität« hinfällig machte. Der Legitimationsgewinn war zwar künstlich, und in den Augen der Alliierten wog er wenig, aber die Schweiz rückte fortan nicht mehr von diesem vor-modernen Standpunkt ab: Nach dem verjährten Artikel 7 des Haager Abkommens, das von Kaisern und Königen unterschrieben worden war, die zum Teil längst entmachtet waren, sollte die Lieferung von Waffen an Aggressoren kein Bruch der »Neutralität« sein: »Eine neutrale Macht ist nicht verpflichtet, die für Rechnung des einen oder des anderen Kriegführenden erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern.« Lediglich die Abgabe von Kriegsmaterial von Staat zu Staat im Sinne einer Überlassung war gemäss Artikel 6 des Haager Seekriegs-Abkommens gleichen Datums »untersagt«.

Die Schweiz, die mit den Anforderungen der gespenstischen Gegenwart nicht mehr zurechtkam, hatte kurzerhand das Rad der Geschichte zurückgedreht, ganz so, als seien die Vorstellungen vom Völkerrecht seit 1907 in keiner Weise mehr weiterentwickelt

worden und als hätte es einen Völkerbund nie gegeben. Im Zusammenhang mit den Waffenexporten und den Warnungen des ›Atlantiksenders‹ konnte der Aufklärungsdienst von ›Heer und Haus‹ (i.A. Pozzi) dann etwa wie am 29. Oktober 1943 gegenüber dem Korrespondenten Otto Büchi jun. aus Möhlin/AG ganz offenherzig und von jeder schamhaften Anwandlung frei behaupten: »Es ist (...) richtig, dass die Schweiz Waffen und Waffenbestandteile nach Deutschland liefert. Dies verstösst aber in keiner Weise gegen die Neutralität, da das Haager Abkommen Waffenlieferungen an das kriegsführende Ausland dem neutralen Staat ausdrücklich erlaubt. Ausgeschlossen sind einzig Waffenlieferungen durch staatliche Waffenfabriken.«

Die Gefühle der Konsternation und der Scham, wo es sie gab, fanden nur ansatzweise Ausdruck in einem neuen politischen Diskurs. Mit zu den wenigen Ausnahmen unter den Intellektuellen jener Zeit gehörte der Historiker Herbert Lüthy, der am 11. November 1944 in seiner wöchentlichen Kolumne im ›St. Galler Tagblatt‹ schrieb: »Die Schweizer glaubten in diesen Jahren die Hand Gottes so sichtbarlich über ihr Land gebreitet zu sehen, dass sie in ungetrübtester Selbstzufriedenheit sich als auserwählt zu betrachten begannen (...). Wir haben uns schlecht und recht durchgewurstelt, und die Kosten dieses Daseins extra humanitatem blieben dank der hochgeheimen Vertraulichkeit, in der unsere Aussenpolitik vor sich ging, unbekannt, so dass unser verblüffendes Sonderschicksal als unzweideutiges Verdienst erscheinen musste; es gab eine schweizerische Innenpolitik, und es gab eine Weltpolitik, aber zwischen beiden gab es im schweizerischen Bewusstsein keine Verbindung. Es ist schwer möglich, dass der Kontakt ohne heftigen Schock wieder hergestellt wird. (...) Es ist kein Anlass zu schlecht, sich von Illusionen über die eigene moralische Stellung zu befreien.«

»Neutralität« galt auch in manchen Teilen der Bevölkerung nicht mehr als selbstverständliche Verkörperung der politischen Moral. Oberleutnant Bolli aus Wädenswil schrieb der Sektion ›Heer und Haus‹ am 9. Januar 1945: »In letzter Zeit hört man an Stammtischen häufiger als je Diskussionen über die schweizerische Neutralität. Einzelne Stimmen werden laut, dass man ange-

sichts der Greuelthaten von Deutschen, ausgeübt an Menschen in besetzten Ländern, gewissermassen in einer geschichtlichen Stunde die Pflicht habe, von Deutschland abzurücken. Weitere Stimmen unterstreichen die Ansicht mit dem Hinweise auf amerikanische Presseangriffe unserm Volke gegenüber. Man werde noch unter Stühle und Bänke oder wenigstens zwischen Stühle und Bänke fallen mit der integralen Neutralität.« Nur »Männer, die die Nerven nicht verlieren«, fuhr Oblt. Bolli in seinem Bericht fort, »winken energisch und ruhig ab: An der Neutralität rütteln wir nicht!«

Allmählich hörte die »Neutralität« auf, ein Glaubensartikel zu sein. »In der Presse wie auch im Volke scheint mir oft eine Unklarheit über die grundsätzliche Bedeutung unserer Neutralität zu herrschen«, meinte Adolphe Vaudaux, ein Korporal der Fliegertruppen aus Binningen/BL, schon am 8. August 1943: »Begriffe wie Neutralität, Würde und Unabhängigkeit werden vielfach auf die gleiche Ebene gestellt, obwohl zwischen ihnen ein grosser Unterschied im Sinne besteht. Oberstes Ziel unseres Staates ist doch nicht die Neutralität, sondern allein die Unabhängigkeit. (...) In einer kürzlichen Diskussion hierüber erklärte mir ein Freund, dass im Grunde genommen die Neutralität eine Lähmung des nationalen Widerstandes bedeuten könnte, wenn sie als reiner Staatszweck aufgefasst würde, da sie sich in dem Fall auch auf die Gesinnung auswirke.« Dazu zitierte Vaudaux aus dem Kommentar der Schweizerischen Bundesverfassung von Prof. W. Burckhard: »1847 hatte die Tagsatzungskommission die Erhaltung der Neutralität als Bundeszweck gestrichen, und die Tagsatzung lehnte einen Antrag auf Wiederherstellung der früheren Fassung ab mit der zutreffenden Begründung, die Neutralität sei bloss Mittel zum Zweck, nämlich zur Erhaltung der Unabhängigkeit der Schweiz; ein konstitutioneller Grundsatz sei sie aber nicht«. Kritik regte sich allerorten. Aus Erlenbach/ZH berichtete August Jud am 14. Januar 1945: »Besonders über die Geheimnistuerei der politischen Aussenführer ist das Volk nicht erbaut, trotz der schönen Reden, welche zu deren Rechtfertigung gehalten werden.« Ein anderer ›Heer und Haus‹-Korrespondent, E. Diezi aus Salenstein/TG, fasste die Stimmung so zusammen: »Anlässlich der amerikanischen Pressekampagne gegen die Schweiz konnte konstatiert

werden, dass auch in unserem Volke hie und da Zweifel bestehen, ob unsere Neutralität nicht von uns selbst in Frage gestellt worden sei.«

Oft blieb es aber nur bei erschrecktem Erstaunen über das Ausmass der eigenen Ahnungslosigkeit. Am 30. Dezember 1944 schrieb die NZZ in einem Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr über die Greuel der deutschen Besatzungstruppen im nunmehr befreiten Frankreich: »Augenzeugenberichte, Beobachtungen an der Grenze, Schilderungen von Reportern, die ein Stück weit ins Nachbarland gefahren waren, liessen Vorkommnisse als Tatsachen erkennen, an deren Richtigkeit zu glauben man sich vorher gesträubt hatte. Die nämliche Bestätigung erfuhren die grauerregenden Handlungen aus der östlichen Ferne, die in Verbindung standen mit der vom Nationalsozialismus offen verkündeten Absicht, bestimmte Bevölkerungsteile auszurotten. Unsagbares, das in der schweizerischen Öffentlichkeit unausgesprochen bleiben musste, solange noch eine leise Möglichkeit blosser Legendenbildung bestand, erwies sich nunmehr als quellensichere Wirklichkeit. Vermehrtes Durchsickern der Wahrheit wurde zu einem der realsten, aber auch bedrückendsten Erleben des an Wandlungen so reichen Kriegsjahres 1944 ...«

Leute, die in ihren Gedanken weitergingen, wie beispielsweise Oberrichter Dr. Max Wolff, der damalige Präsident der Kirchensynode, der in einer Rede vom 15. November 1944 die »integrale Neutralität« der Schweiz als einen »Verrat« an der »Forderung einer (...) Rechts- und Friedensordnung zwischen den Völkern« bezeichnet hatte, als einen Verrat, der sich »als den Gipfel staatsmännischer Weisheit pries«, hatten einen schweren Stand. Es kostete den Zürcher Synodenpräsidenten Wolff viel Mühe, sich trotz Attacken nicht von seiner Meinung abbringen zu lassen, »dass man sich scheinheilig auf diesen Grundsatz [der Neutralität] berief, um sich den übernationalen Forderungen des christlichen Gewissens zu entziehen.« Die »integrale Neutralität«, so Wolff, sei »nach dem Willen unserer offiziellen Kreise dazu benützt« worden, »unsere Passivität gegenüber den immer mehr um sich greifenden Gewalttendenzen zu beschönigen.« Die »Preisgabe der Völkerbundsidee« bedauerte er zutiefst.

Zweifellos wäre das öffentliche Nachdenken über die schweizerische Ausformung des Ungeistes jener Jahre rascher vorangekommen, wenn sich die Alliierten entschlossen hätten, härter gegen die Schweiz vorzugehen. Die offizielle Schweiz, die, wie etwa Bundesrat Walther Stampfli, die alliierten »Zumutungen« in eine Linie stellte wie »jene, die wir damals von anderer Seite erfahren mussten«, hatte aber grosse Mühe, die alliierte Schonung als solche überhaupt zu erkennen. Sie wurde meistens und fälschlicherweise gleich als Rechtfertigung für das eigene Tun ausgelegt. In jenen Teilen der Bevölkerung hingegen, wo die Identifikation mit der bundesrätlichen Politik gegen Deutschland schwerfiel, gab die alliierte Zurückhaltung Rätsel auf. Warum scheuten die Briten und die Amerikaner vor durchgreifenden Massnahmen gegen die Schweiz zurück? Nicht wenige glaubten damals, wie die Bombardierungsgerüchte belegen, die Alliierten würden sich die schweizerische Intransigenz nicht gefallen lassen und dem Land in Form direkter militärischer Sanktionen eine Lektion erteilen.

Doch die Alliierten zeigten eine für manche fast unerklärliche Geduld mit der Schweiz. Nur gerade die Sowjets, die wegen ihrem eindrücklichen und opfervollen Abwehrkampf gegen die Deutschen trotz Stalins Säuberungs- und Terrorpolitik auch in der Schweiz auf viel Bewunderung stiessen, schienen, einem radikalen »Prawda«-Artikel vom 21./22. November 1944 zufolge, die Auffassung zu vertreten, dass Staaten wie die Schweiz »in der durch den Befreiungskrieg geschaffenen Situation nicht geduldet werden« würden. So waren denn auch in der Schweiz Leute zu hören, die der verbotenen KPS gar nicht einmal nahezustehen brauchten, welche meinten: »Ich wollte, dass die Russen in der Schweiz einmarschieren würden, au, das gäbe Demissionen in Bern.«

Bekanntlich hatte damals der »Kalte Krieg« auf Geheimdienstebene schon längst begonnen, oder andersrum gesagt gar nie richtig aufgehört. In der amerikanischen Administration erhielt der rein interne Konflikt zwischen den mit wirtschaftlicher Kriegsführung betrauten Regierungsstellen, welche strenge Sanktionen gegen die Schweiz forderten, und den politischen Strategen im Aussenministerium und im OSS, welche die Schweiz als vorge-schobenen Horchposten benützten und mit ihr soweit ganz zu-

frieden waren, gegen Kriegsende hin ganz allmählich eine neue Färbung. Die Wochenzeitschrift »Newsweek« setzte am 17. Januar 1945 maliziös das Gerücht in Umlauf, die Kampagne gegen die Schweiz sei von jenen Kreisen in der amerikanischen Regierung ausgelöst worden, welche sich zum Ziel setzten, »die politische Linie der USA jener Russlands« anzugleichen.

Allen Welsh Dulles, der spätere Chef des CIA (1953-61), war im November 1942 im Auftrag Roosevelts für das Office of Strategic Services (OSS), wie sich der amerikanische Geheimdienst damals noch nannte, in die Schweiz gekommen. Die Bedeutung der Schweiz als Spionagedrehscheibe während des Zweiten Weltkriegs war womöglich der wichtigste Grund für die verhältnismässige Milde der Alliierten gegenüber der Schweiz. Allen Dulles stand in enger Verbindung zu Max Waibel, der zu einem Kreis »moderner«, eindeutig pro-alliiertes Schweizer Geheimdienstleute gehörte und mit dem alten Nachrichtendienst-Apparat um Oberst Roger Masson, der sich den Deutschen gegenüber viel zu redselig verhielt, möglichst wenig zu tun haben wollte. Nahen Kontakt pflegte Dulles auch mit dem bekannten antifaschistischen Nationalrat und SP-Parteipräsidenten Hans Oprecht sowie mit Emil und Emy Oprecht, die an der Zürcher Rämistrasse den Europa-Verlag leiteten und eine Buchhandlung führten. Deren Wohnung am Hirschengraben durfte er manchmal zur Begegnung mit Personen nutzen, welche er »nicht in der Öffentlichkeit treffen« wollte, wie mir Dr. Heinrich Rumpel, der langjährige engste Mitarbeiter der Oprechts, in einem Gespräch erzählte.

Zwei hochwichtige Nachrichtenlinien führten damals aus Deutschland über die Schweiz zu den Alliierten: Die eine reichte von hohen deutschen Offizieren, welche aus logistischen Daten entscheidende Schlüsse über die Aufstellung und Einsatzpläne des deutschen Heeres zogen, zu Rudolf Roessler, alias Lucie, der 1934 in die Schweiz emigriert war. Die andere ging von Dr. Erwin Respondek, einem ehemaligen Ministerialbeamten und Professor in Berlin aus direkt zu Sam Woods, dem amerikanischen Generalkonsul in Zürich.

Auf britischer Seite war Elizabeth Wiskemann die wohl rührigste Agentin. Offiziell trat sie als Presseattachée an der britischen

Gesandtschaft in Bern auf. Ihr Vater war Deutscher gewesen. Als brillante Historikerin und Journalistin hatte sie die Aufmerksamkeit des britischen Geheimdienstestablishments auf sich gezogen. Sie war nicht nur mit Emy Oprecht und dem Schriftsteller Ignazio Silone, sondern auch mit Jean Rodolphe und Elsie von Salis befreundet. Ihr Bekanntenkreis reichte von der Redaktionsetage der NZZ bis in die Theaterwelt der Pfauenbühne. Bei ihrer Zürcher Freundin Erika Düby traf sie sich mit Therese Giehse. Elizabeth Wiskemann hatte helle blaue Augen, erzählt mir Erika Düby: »Das Gesicht war sehr hager, sie sah sehr intellektuell aus.« Elsie von Salis schildert sie als »eher etwas kühle, aber nette Frau mit Humor«. Dass Elizabeth Wiskemann nachrichtendienstlich tätig war, ahnten sie: »Man hat ihr kein Material geben können, weil man keines hatte. Sie konnte einem welches geben, so war es«, erinnert sich Elsie von Salis. Getroffen hatten sie sich jeweils bei gesellschaftlichen Anlässen in Bern, in Zürich, bei Freunden. Von Elizabeth Wiskemanns Büchern ist ihr persönlicher Bericht »Erlebtes Europa« auch ins Deutsche übersetzt worden.

John Lomax, der britische Handelsattaché, betrieb einen hochgeheimen Schmuggel mit Mikropräzisionsteilen der schweizerischen Uhrenindustrie, die bis zum Kriegseintritt der USA für die britische Rüstungsindustrie unentbehrlich waren. Auf diplomatischem Wege und – bis zum 19. Juni 1942 – in unkontrollierten zollfreien Paketen bis zu zwei Kilogramm gelangten Minibauteile winzigster Abmessung wie Lagersteine oder Mikrokugellager, Stahlspiralen, Mikroschrauben und -mutter sowie hochgenaue Feinmessgeräte wie Mikrometer, Härteprüfgeräte oder ganze Stoppuhrwerke über Spanien und Portugal nach England. Manche dieser Teilchen waren kleiner als Nadelknöpfe und kaum sandkorngross. Lomax fand aber an seiner »Rolle als Erzschnuggler keinen Gefallen«, wie er in seiner Autobiographie schrieb. Es ärgerte ihn, dass er für Grossbritannien auf abenteuerlichem Weg heimlich beschaffen musste, was Deutschland hochhoffiziell geliefert bekam. Seit seinem ersten Auftreten in der Berner Gesellschaft der Schweizer Politiker und der Diplomaten, wo sein deutliches Urteil über die schweizerisch-deutsche Zusammenarbeit für »peinliches Schweigen« und ein »baldiges Ende der Party« gesorgt hatte,

war seine »soziale Position in der Schweiz strikt diejenige eines ›Ausgestossenen« oder eines »diplomatischen Delinquenten«. Sein Chef David Kelly, der von 1940-1942 britischer Gesandter in Bern war, zog es vor, es mit den Schweizern nicht zu verderben und äusserte die Ansicht, es sei »wenig geschmackvoll, bei sozialen Zusammenkünften kontroverse Materie zu berühren«. Kelly wurde ein freundschaftliches Verhältnis mit Pilet-Golaz nachgesagt. Rückendeckung erhielt Lomax nur vom Ministry of Economic Warfare. Das mächtige Foreign Office und die offizielle britische Diplomatie hatten seit 1940 sowohl gegenüber dem Luftministerium und dem ihm unterstellten Bomber Command wie auch gegenüber dem Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung (MEW) konsequent die Linie vertreten, die Schweiz »aus politischen Gründen« nicht vor den Kopf zu stossen.

F. K. Roberts, der im Britischen Aussenministerium (FO) einer der Sekretäre war, die sich mit der Schweiz befassten, schrieb J. M. Troutbeck, einem Departementschef im MEW, am 25. Dezember 1940: »Wir verstehen vollkommen, dass es wünschbar ist zu verhindern, dass Schweizer Waffen nach Deutschland gehen, aber wir müssen diese Frage im Licht unserer allgemeinen Politik betrachten. Über den Wunsch, diesen letzten verbleibenden Aussenposten der Demokratie in Zentraleuropa zu erhalten, brauche ich keine Worte zu verlieren. (...) Die wirkliche Frage ist gewiss die, (...) ob wir von unserer eingeschlagenen Politik abweichen und Massnahmen wie etwa die Verschärfung der Blockade ergreifen sollen, aufgrund derer wir damit rechnen müssten, die Schweiz in die Arme der Achse zu treiben, mit all den Konsequenzen, die dies haben würde.«

»Politische Konsequenzen« oder gar einen Anschluss der Schweiz an Deutschland wollten die Alliierten auf alle Fälle vermeiden. Im britischen Aussenminister Anthony Eden (1940-1945) hatte die Schweiz einen über alle Massen verständnisvollen Advokaten. Sir John Lomax zufolge war Churchill selbst dagegen, den Druck auf die Schweiz über einen bestimmten Punkt hinaus zu erhöhen. Im Zusammenhang mit den Schweizer Protesten gegen die wetter- und taktisch bedingten Flüge der britischen Bomber über die Schweiz betonte Vice-Marshal Norman Bottomly vom

Luftministerium in einem als geheim eingestuften Brief vom 8. Oktober 1941 an das Bomber Command: »Sie werden zu würdigen wissen, dass die Beibehaltung diplomatischer Beziehungen mit der Schweiz viele Vorteile hat. Erwähnt werden muss unter anderem ihr Wert als Geheimdienstzentrum und als Quelle für gewisse Materialien, die für die Herstellung von Waffen und Flugzeugen wesentlich sind und unser Land noch immer auf verschiedenen Wegen erreichen. Darüber hinaus ist die Erhaltung der Unabhängigkeit und Neutralität der letzten verbleibenden freien Demokratie in Europa und ihrer Sympathie für unsere Sache von beträchtlicher politischer Bedeutung.«

Zu den anderen »politischen Gründen«, die den Hardlinern im MEW immer wieder als Argumente für eine nachsichtige Behandlung der Schweiz vorgehalten wurden, zählten Lomax zufolge die schweizerischen Vermittlungsbemühungen beim Austausch von Kriegsgefangenen, die Schweizer Schutzmandate sowie die Aktivitäten des Internationalen Roten Kreuzes. Diese sogenannten »guten Dienste« wurden auch in der amerikanischen und britischen Presse immer wieder angeführt: mal um die Schweiz vor angeblich zu harten Angriffen in Schutz zu nehmen, mal um die Schweizerinnen und Schweizer auf die Widersprüchlichkeit ihrer Haltung hinzuweisen, wie es etwa die ›Times« tat, die am 12. Februar 1945 in einem Leitartikel laut dem Londoner NZZ-Berichtserstatter an die Schweiz appellierte, sie »möge angesichts der veränderten Lage nicht länger Deutschland den Krieg verlängern helfen, während ihre Bevölkerung durch die Vermittlung des Roten Kreuzes so viel getan habe, um die weltweiten Leiden zu mildern«.

Der britische Flight Engineer Potter, der während des Krieges über Turin abgeschossen wurde und zuerst Kriegsgefangener in Italien und dann in Deutschland war, bat mich im Laufe eines Interviews in London zu erwähnen, wie dankbar sie in den Kriegsgefangenenlagern für die IKRK-Leistungen – Briefpost, Bettwäsche etc. – waren. Viel Aufmerksamkeit erregte, um nur ein Beispiel zu nennen, die durch Schweizer Bemühungen erreichte gleichzeitige Freilassung amerikanischer und japanischer Kriegsgefangener. Als Mitte Dezember 1943 der Dampfer ›Gripsholm« mit 1500 Amerikanern aus japanischen Lagern in New York eintraf, sprach

der amerikanische Senator Lister Hill der schweizerischen Regierung und dem IKRK seine »Anerkennung« aus für die »eindrucksvolle Liste« ihrer »guten Dienste«.

Zu denselben zählte auch die Schutzmachtstätigkeit der Schweiz. Diese bestand darin, zwischen Staaten, die ihre diplomatischen Beziehungen abgebrochen oder sich den Krieg erklärt hatten, als Verbindungsglied zu wirken und ein Minimum von Kommunikation zu sichern. Die Schweiz übte im Zweiten Weltkrieg dieses Mandat für zeitweise 35 Staaten aus. Darunter fiel nicht nur der ganze diplomatische, sondern auch der ganze konsularische Tätigkeitsbereich. Unter dem Titel »Advokaten des Feindes« widmete Werner Rings 1966 den »guten Diensten« der Schweiz eine vierteilige Fernsehserie und ein Buch.

Der Neigung, Gutes und Schlechtes gegeneinander aufrechnen zu wollen, erlag die Schweiz aber leider des öfteren. Der schon erwähnte Historiker Herbert Lüthy urteilte am 11. November 1944: »Wir erwarten den Dank für die Caritas, die wir übten, und werden tödlich erschrecken, wenn wir vielerorts statt dessen Undank finden, der bis zu Hass gehen kann. Die Schweiz hat viel getan, gewiss, aber allzuoft tat sie es kalten Herzens, ohne Güte, als notwendig empfundene Rechtfertigung unseres Ausnahmeschicksals, als Rolle, die zu spielen wir verpflichtet waren, und allzuoft sah diese Caritas einer Reklameabteilung des Grossunternehmens Schweiz ähnlich, das die dabei ausgelegten Spesen mit Zins und Zinseszins wieder einzubringen hofft. Allzuoft wurde jeder eingekassierte Dank mit breiter Publizität registriert, allzusehr im schlechten Stil einer Haarwuchsmittelreklame die Metamorphose ausgehungertes griechischer Kindergerippe vor und nach Verabreichung schweizerischer Trockenmilch im Bilde gezeigt (...). Und darum steht der menschliche Ertrag der schweizerischen Caritas in keinem Verhältnis zu ihrer organisatorischen Leistung, denn Organisation kann nicht Verständnis und echte Solidarität ersetzen.«

Als »Heer und Haus« im Frühling 1944 einen der sogenannten »Wehrbriefe« der »Schweizerischen Neutralität« widmete und sich dabei auch die Frage »Ist unsere Neutralität moralisch?« stellte, lautete eine der Antworten, »dass erst die Neutralität es uns ermög-

licht, uns humanitären Werken zu widmen«. Den Haupteinwand dagegen, der offenbar auch in der Bevölkerung zu hören war, lieferte »Heer und Haus« in dieser Schrift zu Schulungszwecken gleich selber: »Wenn die Ungerechten, die Machtgierigen, die Herrschaft an sich reißen und andere unterjochen wollen, dann darf es keine Neutralität mehr geben, dann müssen sich alle verbünden und gemeinsam kämpfen.« Beim Versuch, diesen Einwand zu entkräften, legte »Heer und Haus« die moralischen Untiefen des offiziellen schweizerischen Neutralitätsdiskurses hinsichtlich des Zweiten Weltkrieges auf peinliche Weise bloss: »Es besteht oft keine Einigkeit darüber, welche Partei die ungerechte und machtgerige ist. Fast immer kämpfen beide Parteien um Macht, wenn auch nicht immer von Anfang an und nicht im gleichen Masse und Grad. Aber wenn wir auch in manchen Fällen gar nicht leugnen könnten und wollten, dass auf der einen Seite sich vielleicht mehr Recht findet oder wenigstens zu finden scheint, als auf der andern, so müssten wir doch grundsätzlich neutral bleiben, und zwar auch dann, wenn wir unserer privaten Gesinnung nach mehr zu der einen Seite neigen sollten als zu der andern.«

»Integrale Neutralität« setzte eine ultrarelativistische Haltung geradezu voraus. Gesinnung wurde zur Privatsache erklärt. In Beantwortung eines Briefes des Medizinstudenten HD Josi Mattli aus Zürich schrieb »Heer und Haus« (i.A. Joss): »Unser Staat ist grundsätzlich neutral. Er muss sich unter allen Umständen strikte an die von ihm übernommenen Verpflichtungen halten. Das Ausland ist für die Schweiz nicht in Freund und Feind aufgeteilt, sondern wird in gleicher, gutnachbarlicher Art behandelt. Im Gegensatz dazu steht für den einzelnen Bürger keine Gesinnungsneutralität. Er kann seine Sympathien verteilen, wie es ihm beliebt. Doch ist es seine Pflicht als Bürger, sich bedingungslos hinter den Willen des Staates (...) zu stellen. Es ist gerade die Aufgabe unserer Vertrauensleute, in dieser Hinsicht zu wirken.«

Wittgenstein schrieb einmal: »Das Unausprechliche ist – unausprechlich – in dem Ausgesprochenen enthalten.« Unausgesprochen sprach aus dem Schweizer Neutralitätsdiskurs eine entsetzli-

che Panik. Der Luzerner Philosoph, Bibliothekar und Journalist (»Entscheidung«, »Nation«) Xaver Schnieper, der mit Rudolf Roessler, dem späteren Nachrichtenmann »Lucie« befreundet war und diesem 1934 den Weg von Berlin nach Luzern geebnet hatte, erklärte 1993 in seinem letzten Interview vor seinem Tode dem Filmemacher Erich Schmid: »Jeder Schweizer, wenn er politisch etwas dachte, wusste, dass ein Sieg der Deutschen den Untergang der Eigenstaatlichkeit bedeutet hätte. Aber wir haben offiziell unsere Neutralität verteidigt. Nicht die Demokratie, wir haben uns nicht solidarisiert mit den westlichen Demokratien, sondern wir haben nur unser neutrales Ghetto schützen wollen.« Während des Aktivdienstes war Xaver Schnieper im Büro Hausmann selbst nachrichtendienstlich tätig gewesen: »Neutralität als Maxime war verwurzelt in der Angst. Wir hatten einfach Angst gehabt. Menschlich begreiflich, diese Angst, aber sie ist unserer Tradition unwürdig gewesen. Wir hätten uns wirklich in einem stärkeren Mass solidarisieren müssen mit den Kräften, die in der westlichen Welt für die Demokratie und für eine freiheitliche Lebensordnung eingestanden sind und ihr Blut vergossen haben. Wir haben erst fünf vor zwölf angefangen, uns einigermassen, wenigstens in Worten, zu solidarisieren.« Denjenigen, welche die Vergangenheit »endlich« auf sich ruhen lassen wollen und sich dagegen wehren, dass alte Geschichten wieder »aufgerührt« werden, trat Schnieper entschieden entgegen: »Kein Volk, auch das schweizerische nicht, kann der eigenen Geschichte entfliehen. Die Geschichte wirkt immer nach, und wenn auch in Form eines Mythos, eines positiven oder negativen Mythos. Das einzige, was man kann, ist, sich dessen bewusst zu werden, und zwar viel mehr, als dies bisher geschehen ist. Wir müssen vor allem der Jugend klarmachen, dass wir nicht immer vorbildlich gewesen sind, und dass unser Mythos, den wir ab und zu zelebrieren, der Wirklichkeit nicht standhält.«

Zusammen mit dem Luzerner Architekten und Städteplaner Arnold Stöckli, der im Militär ebenfalls im militärischen Nachrichtendienst arbeitete, aber bei Max Waibel eingeteilt war, hatte Xaver Schnieper am Dezember 1943 in der »Nation« geschrieben, die Schweiz stehe vor einer »Frage der Bewährung«, der »Bewährung nicht gegenüber der morschen, in sich selbst zusammenge-

brochenen Welt von gestern, sondern gegenüber einer neu entstehenden Welt, die in einem gerechten Frieden leben wird, und zu der man nur durch Taten und Opfer den Zugang findet, die man aber nicht durch Abseitsstehen und Zuschauen erkaufen kann. (...) Wenn wir (...) uns Rechenschaft ablegen, so wissen wir, dass wir weitgehend versagt haben, weil das Opfer uns zu gross erschien.« Die »Lobredner einer »integralen« Neutralität«, so Schnieper am 18. Januar 1945, ebenfalls in der »Nation«, hätten »die politisch-moralische Isolierung der Schweiz als geradezu erstrebenswertes Ziel anerkannt (...). Nun aber ist es wirklich an der Zeit, mutig und ehrlich uns einzugestehen, dass die Schweiz ihren politischen Kredit, den sie im Laufe des 19. Jahrhunderts erworben hatte, weitgehendst aufgebraucht hat.«

Schüsse auf die Alliierten, »Neutralität«. Die Diskussion darüber, wie gross oder wie klein die Entscheidungsfreiheit und somit die politisch-moralische Verantwortung der Schweiz war, begann damals schon, auch wenn sie nur selten offen geführt werden konnte. Das Argument, wonach die Schweiz gezwungen gewesen sei, Deutschland gefällig zu sein – ob nun in der wirtschaftlich-monetären Zusammenarbeit oder bei der »Verteidigung des Luftraums« – war seit der zweiten Hälfte des Jahres 1943 ungläubwürdig, sowohl in den Augen der Alliierten wie der Kritikerinnen und Kritiker im Lande selber. Die Schweiz stand aber noch immer unter einem Schock. Der panische Singsang der »integralen Neutralität« betäubte die Nation. Mit Sicherheit hätte die Schweiz im Juli und im Oktober 1943, als die Armee die ersten britischen und amerikanischen Bomber abschoß, die Wahl gehabt, anders zu handeln. Uneingestandene, blinde Angst verhinderte es. Die Abschüsse waren für die Tribüne gedacht, hatten den Zeichencharakter einer Opferhandlung. Der Tod der britischen und amerikanischen Flieger war eine der vielen den Deutschen dargebrachten blutigen »Gaben«. Die Waffenlieferungen und die Abweisung vom Tode bedrohter Flüchtlinge an der Grenze waren andere. Diese Deutung drängt sich auf. Die »Schüsse auf die Befreier« hatten in erster Linie den Sinn, das Deutsche Reich zu be-

eindrucken. Eine Überlebensfrage waren sie nicht. Sie stellten den kaltblütigsten aller Versuche dar, angebliche »Neutralität«, Unparteilichkeit und Ungerührtheit zu »beweisen«. Nirgendwo als an den Grenzen und im Luftraum unternahm die Schweiz direktere und grössere Anstrengungen, sich selbst zu verleugnen.

Unter der Perspektive des realen Krieges war Neutralität nie mehr als eine Strategie, die darin bestand, auf Zeit zu spielen, zu hoffen, dass andere den Krieg beendeten. Sie war ein Planspiel, das im besten Fall darauf vertraute, dass die Alliierten schon gewinnen würden, und im schlechtesten Fall darauf spekulierte, dass die Nationalsozialisten, mit denen wir uns wirtschaftlich schon arrangiert hatten, am Tage X uns diese Hilfe vielleicht gebührend anrechnen würden. Der angelegte Wertmassstab war von allem Anfang an verbogen.

Gegenüber dem SS-General und Leiter der deutschen Auslandspionage Walter Schellenberg, der es schaffte, sogar den Schweizer Nachrichtenoberst Roger Masson auszuhorchen, hatte Hitler Mitte 1944 gesagt: »Merken Sie sich eins, Schellenberg, in diesem Krieg gibt es keinen Kompromiss, es gibt nur den Sieg oder den Untergang.« Hitler habe auch oft aus der »Edda«, der altnordischen Götterdichtung, zitiert: »Alles wird vergehen, übrig bleibt nichts als der Tod und der Taten Ruhm.« Dass das nationalsozialistische Welteroberungsprojekt, das in seiner Grenzenlosigkeit wie in der Grausamkeit der gewählten Mittel gänzlich auf Zerstörung und Selbstzerstörung angelegt war, nach dem mythischen Endsieg vor der schweizerischen Neutralität haltgemacht hätte, wird selbst im damaligen Bern niemand ernstlich geglaubt haben. Die Schweizer als Neutrale waren für die Nazis allenfalls »nützliche Idioten«, mehr nicht. Ein 1942 in die Schweiz geflüchteter Beamter des deutschen Propagandaministeriums, der Goebbels »schon aus der Kampfzeit (...) persönlich« kannte, schilderte im November 1942 dem schweizerischen Nachrichtendienst die deutsche Einstellung gegenüber der Schweiz wie folgt: »Der ganzen Propagandatätigkeit gegen die Schweiz liegt die Auffassung von Herrn Minister Goebbels zugrunde, dass die Schweizer ein Volk seien, das (...) im Sicherheitsbegriff befangen (...) sei. Die Schweizer seien (...) in die Kategorie [jener] Völker einzureihen, die durch Propaganda und

politische Aktionen mürbe gemacht werden können. (...) Die ganze Übernahme der zivilen Gewalt ist bis hinunter zu untergeordneten Posten schon vorbereitet. Unter den Plänen der Zermürbung figuriert auch ein Vorschlag, durch die Ausgabe von falschen Geldscheinen eine Währungserschütterung und damit eine Vertrauenskrise heraufzubeschwören. Bei der materiellen Einstellung der Schweizer verspricht man sich von einer solchen Massnahme noch grössere Wirkungen, als sie 1941 in Griechenland erzielt worden sind.« Der deutsche Überläufer äusserte auch die »Ansicht, dass Deutschland militärisch oder politisch gegen die Schweiz etwas unternommen wird, sobald Berlin einen kleinen Finger zu diesem Zweck frei erhält.«

Als grundsätzliche Lösung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland war die schweizerische Neutralität genauso illusionär wie die dänische, belgische oder holländische. Das war es, was der amerikanische Aussenminister Cordell Hull am 27. Juli 1942 meinte, als er sagte, Neutralität sei »absurd und selbstmörderisch«. Mit den Worten »Das macht mir dann der Dietrich mit meiner Leibstandarte« soll Hitler die Besetzung der Schweiz ursprünglich schon für die Zeit nach Abschluss des Westfeldzuges geplant haben. Ein Abschreckungsfaktor war die Schweizer Armee nur in dem Mass, wie dem Deutschen Reich wegen den Kriegsanstrengungen der Alliierten für zusätzliche Eroberungen die Hände gebunden waren. Die Schweiz hatte unter dem Eindruck der alleinigen Nachbarschaft mit dem Deutschen Reich »präventiv« einen wesentlichen Teil ihrer Souveränität und Unabhängigkeit aufgeben. Die Beschwörung der »Neutralität« war eine Art »neurotischer« Diskurs, der dazu befähigte, das schmerzliche Unvermögen des Kleinstaates »wegzurationalisieren« und mit dem eigentlichen Denken auszusetzen. Abseits der grossen deutschen Angriffssachsen Berlin-London und Berlin-Moskau gelang es der Schweiz so, sich »durch den Krieg durchzuschwindeln« und »allen Seiten ein Händchen zu geben«, wie es mir gegenüber ein leitender EMD-Beamter in der tiefsten Überzeugung, dass dies zu tun die Pflicht der Schweiz gewesen sei, formulierte.

ISOLATION

Es geht mir nicht um den Beweis der These, »dass der Krieg unteilbar« sei. Viel zu viele Staaten wurden in den Zweiten Weltkrieg hineingerissen, und als damals noch Ungeborener, zudem mit Eltern, die weder wegen ihres politischen noch rechtlichen oder religiösen Status zu denjenigen gehörten, die sogleich verfolgt und umgebracht worden wären, wenn das Deutsche Reich die Schweiz überrollt hätte, steht es mir nicht zu, auch nur anzudeuten, die Schweiz hätte sich ungeachtet aller Kräfteverhältnisse in den Krieg stürzen müssen. Aber jeder Krieg und jedes Blutvergiessen ruft die Menschen auf, und wer sein Heil durch Wegsehen, Weghören und Schweigen sucht, wird sich seiner Haltung kaum rühmen können. Darin liegt das Unerträgliche des Mythos der »neutralen Schweiz«. Aus ihm spricht, wie es eine Leserin 1988 im ›Tages-Anzeiger‹ formulierte, »eine Arroganz der Verschontgebliebenen«. Der Mythos spiegelt vor, es sei der blasse Begriff unserer »Neutralität« und nicht der alliierte Kriegseinsatz gewesen, der über unser staatliches Überleben entschied. Er suggeriert selbstgerecht und triumphalistisch höhere Moral, Heldenhaftigkeit und Ehre, wo Kleinmut, Angst und Notlüge regierten. Theo Albrecht meldete ›Heer und Haus‹ am 18.11.1943 aus Wallisellen/ZH, es werde in seinem Bekanntenkreis »hauptsächlich die Auffassung vertreten, dass es keinen Sinn mehr habe, noch kurz vor ›Torschluss‹ des Krieges wegen einer allzu starken Betonung der Meinungsfreiheit und der Handlungsfreiheit unseres Landes noch in den Krieg verwickelt zu werden. Wenn man bis jetzt verschont geblieben sei, solle man sich lieber noch ein wenig bücken, beziehungsweise den Mund halten, um ungeschoren aus dem Krieg herauszukommen.« Jean Rodolphe von Salis schrieb 1989, als die offizielle Schweiz sich fünfzig Jahre nach Kriegsausbruch im Rahmen der ›Diamantfeiern‹ trotz massiver Kritik noch einmal im Zeichen des alten Mythos trotzig selbst ein Denkmal setzen wollte, in der ›Weltwoche‹: »Mir scheint, dass wir keine Lorbeerkränze auszuteilen, keine Triumphbögen zu errichten haben. Es waren andere, die im Zweiten Weltkrieg auch für uns geblutet haben. (...) Wenn Russland unter Hitlers Schlägen zusammengebrochen wäre, wenn die

Amerikaner und Engländer nicht in Italien und Frankreich hätten landen können, wenn die Widerstandskämpfer in den besetzten Ländern dem Eroberer nicht grossen Schaden zugefügt hätten, bis auch sie von den vorrückenden Siegern befreit wurden, wäre das Los der Schweiz sehr traurig gewesen. Wir hätten heute nichts zu feiern. (...) Wenn ich bedenke, was ich im und unmittelbar nach dem Kriege in unseren Nachbarländern miterlebt und gesehen habe, fühle ich mich als ›verschonter‹ Schweizer beinahe beschämt.«

Arnold Stöckli, der damals im militärischen Nachrichtendienst mehr wusste, mehr wissen durfte, als die meisten anderen, erzählt mir, er habe einen Obersten gekannt, der jeweils bei alliierten Überflügen »mit der Pistole hinaufgeschossen hat. Das war ein Infanterieoberst, aber er hat der Truppe imponiert. So kleinliche Sachen hat es öfters gegeben. Ich habe ihm gesagt: ›Da hast du eine kleine Sünde begangen, du hast ja gewusst, dass du nicht so weit hinauf kommst.‹ Das war symbolisch gewesen.« Über die Neutralität, so Arnold Stöckli, habe er immer gesagt: »Wenn wir neutral sein wollen, müssen wir auch die Schuld auf uns nehmen. Die Hilfe, die der andere braucht, versagen wir ihm.« Mit dieser Schuld, so Stöckli, müssten wir fertig werden.

Die Schweiz hatte sich nicht zu blossem »Stillsitzen« – im traditionellen Gegensatz zum »Beistehen« – entschlossen, sie hat den Alliierten zusätzliche Hindernisse in den Weg gelegt, ohne je dafür Abbitte geleistet zu haben. Freiwillig-unfreiwillig hatte sie sich zu Hilfsdiensten für die Gegenseite verpflichten lassen und fand im falschen Zeichen der »Neutralität« angeblich nicht einmal etwas dabei.

Anscheinend aber nur. Unter der spiegelglatten, täuschenden Oberfläche des schweizerischen Selbstbildes herrschte eine konstante Unruhe, erhob sich hinter der offiziellen Stimme der »integralen Neutralität« ein Foucaultsches Murmeln, drang ein zum Schweigen verurteilter Gegendiskurs raunend durch die Ritzen der Zensur, und verbreitete sich von Mund zu Mund die Botschaft: ›Die Alliierten haben tausend Gründe, die Schweizer Indu-

striezentren zu bombardieren, und jede Bombe, die auf unser Land fällt, kann die letzte Warnung sein.« In diesem Flüstern geiselte sich die helvetische Seele, bezichtigte sie sich in unablässiger Bewegung der Lippen all jener Schlechtigkeiten, welche sie nach aussen hin leugnete, wälzte sich traumbildhaft die ewig wiederkehrende verdrängte Schuld. Wie ein Schatten huschten die Bombardierungsgerüchte über die gehauchten doktrinären Sentenzen, wie ein Kloss sassen sie im Halse fest und wanderten immer dann ungefragt über die Zunge, wenn die Schweiz zu feierlichem Sprechen anhub. Kein Kraut war gegen sie gewachsen, kein Erlass konnte sie zum Verstummen bringen, denn die Gerüchte waren nichts als die Ungestalt des offiziellen Diskurses, der sich selber widerlegte.

Als am Sonntag, 4. März 1945 erneut und ein letztes Mal Bomben auf Basel und Zürich niedergingen, hielt die Schweiz noch einmal den Atem an. Aus Gelterkinden/BL schrieb Dr. Falkner am 9. März 1945: »Mutmassungen schwirren natürlich über die Bombenangriffe auf Zürich und Basel. Der Glaube, dass es sich um Irrtümer handelt habe, ist schwer erschüttert.« Auch ausgesprochene Anhänger der Alliierten, so Dr. Falkner weiter, und »Empfänger der britischen Press News - beziehungsweise Olds - vermuten dahinter eine Drohung, wenn nicht gar einen Druck zur Aufgabe der Neutralität. (...) Oder dann handle es sich um einen persönlichen Racheakt von Kameraden der in der Schweiz zur Landung gezwungenen oder angeschossenen Piloten.« W. Weisskopf, ein anderer »Heer und Haus«-Korrespondent, hatte bereits einen Tag nach dem Angriff auf den Basler Güterbahnhof aus Basel selbst berichtet: »Man geht in der Sympathie für die Alliierten so weit, alles Tun derselben zu entschuldigen, und mach[t] insbesondere geltend, dass das Beschiessen der alliierten Flugzeuge durch unsere Flab - zum mindesten in den Städten - die Ursache der Bombenabwürfe sei, nebst unserer sogenannten Schuld des Transites. Ebenso wird in die Waagschale geworfen, dass wir den Alliierten zu grösstem Dank verpflichtet seien, indem sie uns vor der deutschen Gefahr befreien usw.« (5.3.1945).

In Zürich nahmen die Mutmassungen eine sehr präzise Form an. Der Absperrkordon um die zerstörten Häuser am Waldrand oberhalb der heutigen Uni Irchel hatte nicht verhindern können,

dass Informationen durchsickerten. Ein Bericht des Luftschutzkommandanten Major Rathgeb vom 19. März 1945 hält fest, dass »[a]us politischen Gründen (...) bei den Räumungsarbeiten beim Haus In der Hub 16 zeitweise auch zwei Heerespolizisten anwesend« waren. Alsbald machte das Gerücht die Runde, »die Bomben am Zürichberg« sollen »einer »Nazi-Zentrale« an der Frohburgstrasse gegolten haben« und »eine bestens geplante, beabsichtigte Aktion gegen die Spionage- und Propagandatätigkeit schweizerischer und ausländischer Nazi-Kreise in Zürich« gewesen sein. Der Zeitpunkt der Entstehung des Gerüchts ist exakt rekonstruierbar. Max Korthals aus Dübendorf, der als Angehöriger des militärischen Nachrichtendienstes dem Polizeioffizier des Territorialkommandos 6 unterstellt und vor Ort an den Untersuchungen beteiligt war, schilderte diesen Moment vierzig Jahre später in einem Leserbrief an den »Tages-Anzeiger« so: »Am schlimmsten betroffen wurde das Haus In der Hub 16, ein Dreifamilienhaus, das von zwei 250 kg-Bomben in tausend Stücke gerissen wurde. Nachdem sich der Rauch und der Staub gelegt hatten, lag zuoberst auf dem Trümmerhaufen eine entfaltete Hakenkreuzfahne in der Grösse von 160 auf 280 cm. Die Fahne wurde von Dutzenden von Nachbarn, herbeigeeilten Helfern sowie Luftschutzsoldaten gesehen und zunächst von der Stadtpolizei sichergestellt.« In dem Haus waren, wie aus den Akten hervorgeht, die 54jährige Maria M., Laborantin, und deren vier Jahre jüngere Schwester Rosa M., Büroangestellte, beide ledig, von den Bomben getötet worden, ebenso der 26jährige Helmut O., Feinmechaniker, und dessen um zwei Jahre älterer Bruder Richard O., ebenfalls Feinmechaniker, beide ledig. Das fünfte Todesopfer, die 59jährige Martha K., wohnte an der Frohburgstrasse 186. Der Zürcher Stadtpräsident Dr. A. Lüchinger, der die Abdankungsrede gehalten hatte, schrieb dem Territorialkommandanten am 29. März 1945 schon fast verzweifelt: »Es ist Ihnen, wie mir, bekannt, welche Gerüchte über die durch das Bombardement so schwer betroffene Familie O., In der Hub 16 in Zürich 6, herumgeboten wurden, weil anlässlich der Aufräumungsarbeiten ein an einen Schweizer Velo-Wimpel befestigter Hakenkreuz-Wimpel und später eine grosse Hakenkreuzfahne gefunden wurden, die der Familie O. gehörten. Ich war der

Meinung, dass diese Gerüchte, die nicht nur die Familie O. verletzen mussten, sondern auch zur Beunruhigung unserer Bevölkerung beitragen, von selbst sich einstellen werden. Ich höre aber, dass (...) immer neue Märchen in Umlauf kommen, so dass ich mich ernstlich frage, ob nicht die Presse veranlasst werden sollte, etwas darüber zu berichten.«

Doch eine Stellungnahme der Behörden unterblieb. Max Korthals, der damals auch mit der Anfertigung des nachrichtendienstlichen Rappports beauftragt war, erzählte weiter: »Die damals der Pressezensur unterstehenden Zeitungen berichteten zwar in Wort und Bild (...) und meldeten die Namen der Opfer. Die Hakenkreuzfahne wurde jedoch mit keinem Wort erwähnt, und Mutmassungen über die Gründe des Bombenabwurfs anzustellen, war grundsätzlich verboten. Doch auch von militärischer Seite wurde, wie in früheren Fällen, auf die im Volke herumschwirrenden Gerüchte nicht eingetreten, und diese blähten sich, da von amtlicher Seite kein Dementi laut wurde, naturgemäss weiter auf.«

Erst 1985, anlässlich des vierzigsten Jahrestags, lüftete der Zürcher Tages-Anzeiger mit einer Reportage von Hans-Heiri Stapfer das Geheimnis um die Bomben vom 4. März 1945. Stapfer, der bei den Recherchen für seine in den USA erscheinende Buchfolge »Strangers in a Strange Land« über Landungen und Abstürze amerikanischer Bomber in Europa Zugriff zu den entsprechenden amerikanischen Akten erhielt und damalige Besatzungsmitglieder befragte, fand heraus, dass an jenem Tag Flugplätze, Produktionsstätten für den neuen Messerschmitt Düsenjäger Me 262 sowie eine Panzerfabrik in Aschaffenburg auf dem Ziel der amerikanischen Luftwaffe standen: »Eine geschlossene Wolkendecke« machte den Besatzungen einen Strich durch die Rechnung. Die Hälfte der Bomber kehrte mit ihrer Bombenlast wieder zu ihren Basen zurück. Die übrigen suchten »Ausweichziele«. Die 392nd Bomb Group flog Pforzheim an. Im Nebel verloren aber drei Bomber »unter der Führung von Leutnant Sincocks den Anschluss an die Hauptformation«. Stapfer schreibt: »Diesen drei Bombern schlossen sich dann noch zwei B-24 Bomber der 491st und einer der 445th Bomb Group an. Völlig auf sich gestellt suchte nun Leutnant Sincocks zusammen mit seinem Navigator nach einem Loch

in den Wolken und einem Ausweichziel. Zu allem Übel setzte zu diesem Zeitpunkt auch das H2X-Radargerät in der Führungsmaschine aus. Und in den übrigen Bombern gab es kein Radargerät. Um 10 Uhr 15 bemerkten die gestressten Flieger plötzlich ein Wolkenloch, das die Sicht auf eine Stadt freigab. Sincocks, sein Navigator und der Bombenschütze identifizierten die Stadt eindeutig als Freiburg im Breisgau. Tatsächlich aber hatten ungünstige Winde die sechs Bomber viel weiter südlich abgetrieben. Nachlässigkeiten bei der Navigation trugen dazu bei, dass sich die Amerikaner über ihre wahre Position täuschten. Und den Zürichsee konnte die Besatzung der Bomber damals unter der Wolkendecke nicht ausmachen. So gab Leutnant Sincocks um 10 Uhr 19 nichts ahnend das Kommando »Bombs away«.« Wenige Minuten früher, um 10 Uhr 13, hatten »acht Maschinen der 466th und ein Bomber der 392nd Bomb Group«, die sich ebenfalls über Freiburg im Breisgau wähten – die amerikanischen Aktenstücke, die Stapfer dem Zürcher Stadtarchiv übergeben hat, zeigen dies deutlich – »ihre Bomben über dem Güterbahnhof von Basel« abgeworfen: »Der zweite Teil dieser Gruppe bemerkte in letzter Sekunde den Irrtum und trug seine Bomben weiter bis nach Offenburg über den dortigen Verschiebebahnhof.« Einige versprengte Bomber hatten genügt, die mottende innerhelvetische Debatte von neuem hell auflodern zu lassen. Das Rätsel der ominösen Nazifahne der Familie O. löste der erwähnte Max Korthals schliesslich in seinem Leserbrief: »Eine nahe Angehörige dieser Familie – mit Rücksicht auf die noch lebenden Angehörigen werden die Familienverhältnisse hier unscharf dargestellt – hatte in einer deutschen Grossstadt gelebt und war nach der Beschädigung ihres Hauses durch britische Bomben im Jahre 1944 zu ihren Verwandten nach Zürich übersiedelt. Lange habe sie gezögert, so erklärte sie uns in der Befragung, die ihr gehörende Hakenkreuzfahne mitzunehmen, doch in der Mangelsituation des Krieges mit ihrer Textilrationierung – so wörtlich – »gab man so gute Textilien, und wenn's eine Hitlerfahne war, doch nicht weg«. Ihre Verwandten hätten ob des seltsamen Umzugsgutes die Köpfe geschüttelt und ihr geraten, das Stück »tief zu verstecken«. Dass diese Fahne eines unglücklichen Tages gewissermassen ein Kapitel des schweizeri-

schen Nervenkrieges während der Mobilmachungszeit schreiben werde, war dem makabren Spiel des kriegerischen Zufalls zuzuschreiben.«

Misstrauen breitete sich wegen der Pressezensur, der August R. Lindt zufolge »unpopulärsten Kriegsmassnahme«, damals eben »wie ein Ölfleck« aus. Die schweizerische Zensur scheute sich nicht, damals auch die Vertreter der englischsprachigen internationalen Presse unter ihre Normen zu zwingen. Während in der Schweiz niedergelassene deutsche Journalisten über Telefon mehr oder weniger melden konnten, was sie wollten, unterlag der ganze Auslands-Pressetelegrammverkehr, auf den die Amerikaner und Briten in der Regel verwiesen waren, der Vorzensur. »Verhindert« werden sollte jede Meldung, die »unter dem Gesichtspunkte der Wahrung der inneren und äusseren Sicherheit des Landes und der Aufrechterhaltung der Neutralität im weitesten Sinne unerwünscht ist«, formulierte es Oberst Plancherel, der Chef der »Abteilung Presse und Funkspruch« in seinem Bericht über eine im Juli 1944 eingereichte Beschwerde anglo-amerikanischer Pressekorrespondenten, welche für ziemliches Aufsehen sorgte. Die Korrespondenten von Associated Press New York, United Press N.Y., Chicago Daily News, National Broadcasting N.Y., New York Times, Columbia Broadcasting N.Y., International News Service, Christian Science Monitor, Daily Express London, Evening Standard London und Daily Herald London hatten erklärt, sie sähen sich »gezwungen, kollektiv und solidarisch Protest zu erheben«, da »uns wegen der unbegreiflichen Haltung der schweizerischen Zensur eine Berichterstattung, wie sie von unseren Zeitungen mit Recht gefordert wird, verunmöglicht ist. (...) Die Telegrammzensur unterdrückt gewisse unserer Meldungen oder streicht Teile davon, ohne uns zu benachrichtigen.« Artikel wurden dadurch regelrecht entstellt, woran auch eine nachträgliche Benachrichtigung, wo sie erfolgte, nichts mehr änderte. Einem langen Artikel von Howard K. Smith (»Columbia Broadcasting«) vom 20. April 1943 etwa – über ausgedehnte Streiks in Norditalien – wurde die Übermittlung verweigert, weil sich Smith darin, laut Oberst Plancherels seltsamer Begründung, »auf die illegale italienische Zeitung »Italia Libera« berufen« hatte und »weil unser Land in einem Zeit-

punkt, an dem das faschistische Regiment noch bestand und mit unserem Lande diplomatische Beziehungen unterhielt, in bezug auf Meldungen, welche sich unter Berufung auf illegale Presseorgane mit Schwächen dieses Regime befassten, eine gewisse Zurückhaltung üben musste. (...) Nachdem dann Mussolini drei Monate später die Tatsache dieser Streikbewegung selber zugegeben hat, bestand kein Anlass mehr, Berichte darüber aufzuhalten.« Nach dem Hitlerattentat vom 20. Juli, schrieben die anglo-amerikanischen Journalisten, »blieben unsere Telegramme bis zu 20 Stunden liegen, ohne dass wir benachrichtigt worden wären.« In der Abteilung Presse und Funkspruch übten Personen »massgebenden Einfluss« aus, »die keinen Hochschein von den legitimen Bedürfnissen der Weltpresse haben«. Berichte betreffend Überfliegungen der Schweiz durften nicht über das hinausgehen, was in den amtlichen Communiqués oder in den Schilderungen der Schweizer Presse enthalten war, sonst wurde gestrichen. Nachrichten aus sogenannten »Schwarzsendern« durften nicht übermittelt werden, ebensowenig wie Angaben über »Gerüchte« und Berichte über Bombardierungsschäden in Deutschland. 2,5% der Pressetelegramme wurden laut Oberst Plancherel beanstandet. In seinem Bericht vom 13. September 1944 gab er zu, dass Meldungen aufgehalten worden seien, »die sich nachträglich als richtig erwiesen. Ein (...) Beispiel bilden die unzähligen Berichte über von den deutschen Wehrmacht, der SS und der Gestapo begangene Grausamkeiten, die mangels genügend zuverlässiger Unterlagen lange als sogenannte Greuelmärchen aufgehalten werden mussten, obschon sich nun nachträglich herausstellt, dass die Wirklichkeit vermutlich noch viel grauenhafter war, als diese Gerüchte besagten.«

»Unbehagen« herrschte damals sogar unter einigen der Zensoren. Schweizer Journalisten nahmen den Protest der angloamerikanischen Kollegen auf. An der Generalversammlung des Vereins der Schweizerpresse vom 9. September 1944 erklärte Dr. J. C. Meyer: »Es scheinen sich nunmehr Missstände entwickelt zu haben, die für unser Land und seine demokratischen Prinzipien schlechterdings untragbar geworden sind. (...) Es mag gelingen, die breite Öffentlichkeit einmal, zweimal und vielleicht dreimal hinter Licht zu führen. Das unvermeidliche Ergebnis einer solchen

Pressepolitik besteht aber unweigerlich in einem totalen Vertrauensschwund in die Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit der Presse und, was schwerwiegender ist, der Regierung.«

Für von Nazi-Deutschland eroberte und befreite Länder, vor allem für die ehemaligen Neutralen, war es nach dem Krieg ein selbstverständlicher Schritt, den Vereinten Nationen beizutreten. Bei der Gründung der UNO (United Nations Organization) stand die Schweiz aber völlig abseits. Zur Konferenz in San Francisco, wo die Vertreterinnen und Vertreter von fünfzig Staaten ihre Unterschrift unter die »Charta der Vereinten Nationen« setzten, war sie nicht einmal eingeladen worden – eine Blamage sondergleichen für ein Land, das sich seit dem Westfälischen Frieden (1648) an allen grossen Nachkriegskonferenzen der Vergangenheit mit beträchtlichem Geschick hatte in Szene setzen können. Die Welt »dürstete nicht nach helvetischen Weisheiten«: In einem Aufsatz über die Vereinten Nationen und die Schweiz hielt der Schweizer Völkerrechtler und Diplomat Prof. William E. Rappard am 3. November 1944 fest, »die Institution der Neutralität im allgemeinen ist noch nie so tief gehandelt worden wie im Augenblick«. Karl von Schumacher, der Chefredaktor der »Weltwoche«, schrieb am selben Tage in einem Leitartikel: »Wir sind durch unsere Neutralität (...) eben doch weitgehend aus dem lebendigen Geschehen der letzten fünf Jahre herausgekapselt worden. Wir leben wie unter einer Glasglocke. (...) Aber das Rad der Geschichte dreht sich weiter. (...) [W]er im Krieg zu Boden geworfen worden ist, der kann wiedererstehen, das beweist das Beispiel Frankreichs, wer aber den Anschluss an die Welt von morgen nicht findet, der muss innerlich verdorren und verkümmern« (3.11.1945). In der »Weltwoche« vom 10. November 1944 doppelte K. v. Schumacher nach und warnte vor einem »generelle[n] Isolationismus«, »der für uns auf die Dauer tödlich werden müsste«.

Gestützt auf die Atlantik-Charta (14.8.1941) hatten sich am 1. Januar 1942 die 26 Staaten, die gegen die Achsenmächte kämpften, zu den »Vereinten Nationen« zusammengeschlossen. Der Entschluss, daraus nach dem Krieg eine Weltorganisation zur Auf-

rechterhaltung des Friedens zu schaffen, wurde 1943 gefasst. Die Konferenz von Dumbarton Oaks – am Rande der amerikanischen Hauptstadt – entwarf vom 21. August bis 9. Oktober 1944 eine Satzung der geplanten Organisation. Diese Vorarbeiten wurden auch in der Schweiz von einer kleinen interessierten Öffentlichkeit mit Interesse und Spannung verfolgt. Nationalrat Oeri stellte an einer Tagung der neuen Helvetischen Gesellschaft im April 1944 zum Thema »Kleiner Staat – was nun?« als erster die bange Frage, laut NZZ: »Wird die Schweiz genötigt sein, nach diesem Kriege (...) auf ein »Schandbänkli« zu sitzen?« Teilnahmeberechtigt für die Gründungskonferenz in San Francisco (25. April – 26. Juni 1945) waren nur die Staaten, die Deutschland vor dem 1. März 1945 den Krieg erklärt hatten. Dazu hatte sich die Schweiz auch nach allem, was über die Kriegsverbrechen und die Verbrechen gegen die Menschlichkeit bekannt geworden war, nicht durchringen können. Die Verwandlung von einem Kriegsbündnis zu einem Weltforum war aber von Anfang an das Ziel der UNO, und der Schweiz stand von da an gemäss Charta der Beitritt offen. Ein am 2. August 1945 an der Potsdamer Konferenz veröffentlichtes Kommuniqué seitens der Alliierten räumte jeden Zweifel aus, dass eine Kandidatur der Schweiz nicht angenommen worden wäre. Die beiden Deutschland traten wegen deutschlandpolitischen Problemen der Weltorganisation erst 1973 bei.

Unser Land aber hatte nicht viel dazu gelernt. In seiner Antwort auf die Interpellation Boerlin meinte Bundesrat Petitpierre, der Nachfolger von Pilet-Golaz, in der nationalrätlichen UNO-Debatte vom 2. April 1946, die Schweiz wolle »auf ihr Statut« als »neutrales« Land nicht verzichten und darum kein Beitrittsgesuch stellen – aus keinem anderen Grund, es ist rückblickend kaum zu fassen, als erneut der Sanktionenfrage wegen. Die Schweiz, so Petitpierre, wolle aktiv beim Aufbau einer friedlichen und sicheren Weltordnung mithelfen, aber »sie [die Schweiz] ist wie früher so auch jetzt davon überzeugt – und diese Überzeugung wurde durch den zu Ende gehenden Krieg verstärkt – dass sie durch die Beibehaltung ihrer Neutralität einen grösseren Dienst leistet als durch die Teilnahme an Sanktionen gegen andere Staaten.« Ein Beitritt zur UNO könne »erst ins Auge gefasst werden, wenn das interna-

tionale Statut der Schweiz im Rahmen der neuen Organisation anerkannt wird«. Doch die UNO stellte Abwehrlern wie der Schweiz keine Sonderrechte in Aussicht. Mit dem polternden Gestus der Besserwisseri ging unser Land den Weg in die Abtrünnigkeit, zog sich in den Schmollwinkel der Weltpolitik zurück, in ihr geistiges ›Réduit‹. Petitpierre am selben 2. April 1946: »Ein mannhaftes Volk [un peuple viril], das die Absicht hat, Meister seines Schicksals zu bleiben, hat keine Angst vor der Zukunft – weder zittert es, noch kneift es vor den Schwierigkeiten.«

Die Liquidierung der Altlasten des Krieges vollzog sich in wechselndem Tempo, mal mit mehr, mal mit weniger Geschick, und ist, was das verpasste Rendez-vous mit der UNO und die Revision der schweizerischen Einstellung zu Sanktionen betrifft – wer dächte nicht gleich an die betrübliche Rolle der Schweiz als Boykottbrecher gegenüber dem weissen Regime in Südafrika in den siebziger und achtziger Jahren –, bis heute noch nicht abgeschlossen. Längst fällige, äusserst vorsichtig vorgetragene Relativierungen, wie sie etwa der »Bericht der Studiengruppe zu Fragen der schweizerischen Neutralität« vom März 1992 enthält, gelten schon als brisant.

Das Verhältnis zu den Amerikanern und Briten entkrampfte sich in der Nachkriegszeit hingegen schneller als erwartet. Das lag zum einen daran, dass die Schweiz im ›Kalten Krieg‹ nun wieder auf der ›richtigen‹ Seite stand, zum andern hatten die Amerikaner und die Briten mit ihren eigenen Problemen genug zu tun. Dazu gehörte nicht zuletzt auch die kritische Hinterfragung der letzten Phase des Bombenkrieges. Die Bombardierung Dresdens – in der Nacht vom 13./14. Februar 1945 durch die Royal Air Force, und am 14. und 15. Februar durch die US Air Force – erregte in England und den USA sowohl bei der Bevölkerung wie in Regierungs- und Parlamentskreisen Abscheu und Entsetzen. Air Marshall Sir Arthur Harris, dem Oberkommandierenden des Bomber Command, wurden nach dem Krieg alle Ehrungen verweigert. Sogar noch 1992, als von privater Seite ein erstes Denkmal für ihn errichtet wurde, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Dies mag zeigen,

für wie selbstverständlich Kritik an der eigenen Geschichte in anderen Ländern gilt. Harris, so weiss die britische Geschichtsschreibung seit langem, hätte während des Krieges mehrfach wegen seiner Halsstarrigkeit und wegen Nichtbeachtung von Anordnungen von oben abgesetzt werden sollen. Aber seine Popularität liess diese Massnahme nicht zu. Harris hatte insbesondere wiederholt Pläne für Präzisionsangriffe auf Schlüsselindustrien, Flugzeugfabriken und Ölraffinerien, wie sie nicht nur von den Amerikanern, sondern auch von britischen Regierungsstellen gefordert wurden, ignoriert und bis im Frühling 1944 an seiner Überzeugung, Deutschland mittels Flächenbombardierungen zu besiegen, festgehalten. Nach dem 1000-Bomber-Angriff auf Köln vom 30. Mai 1942 war Harris, wie er am 17. Juni 1942 Churchill schrieb, der festen Meinung, Deutschland innert einiger Monate aus dem Krieg zu boxen. Er war sich sicher, die Luftangriffe würden unter den Deutschen eine Rebellion gegen die Nazis auslösen. Nach dem Scheitern der Luftschlacht um Berlin hatte Harris – vom 14. April 1944 an bis in den Herbst – dann seine Befehle von Eisenhower entgegennehmen und taktische Einsätze zur Vorbereitung der Landung in Frankreich fliegen lassen müssen. Die Verantwortung dafür, dass im Februar 1945 gegen Dresden nochmals alte, längst überholte Pläne (›Operation Thunderclap‹) hervorgeholt wurden, fällt aber auch Churchill zu. Im Vorfeld der Konferenz von Jalta (4.-11. Februar 1945) suchte der britische Premier nach Möglichkeiten, den gegen Ostdeutschland vorrückenden Sowjets einen Beweis der Hilfestellung zu liefern. Was die Sowjets betrifft, so hatten sie jedoch lediglich strategische Luftangriffe gegen die Kommunikationsverbindungen in Ostdeutschland verlangt. Unter britischen und amerikanischen Historikern gilt es darüber hinaus mittlerweile als sicher, dass der Krieg um Monate früher hätte beendet werden können, wenn im September 1944 die Luftoffensive gegen die deutsche Ölversorgung konsequent weiterverfolgt worden wäre.

In Deutschland selber ist das Thema Luftkrieg noch weit davon entfernt, gefühlsmässig bewältigt zu sein, und wird aus Angst vor alten ›Dämonen‹ eher tabuisiert. Den alliierten Luftangriffen fielen auf deutschem Boden – je nachdem, ob den Berechnungen

der »Gebietsstand« von 1937 oder 1942 zugrunde gelegt wird – zwischen 537'000 und 570'000 Menschen zum Opfer. Der deutsche Bombenkrieg und die Angriffe mit V-1 und V-2-Raketen forderten umgekehrt allein in Grossbritannien 60'595 Tote.

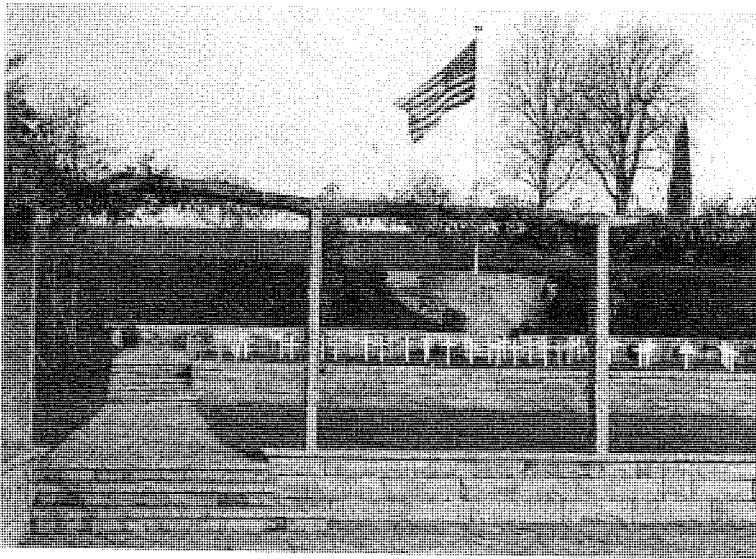
Für die insgesamt 166 amerikanischen Maschinen, die zwischen 1943 und 1945 in der Schweiz notlandeten, abstürzten, zur Landung gezwungen oder abgeschossen wurden, verrechnete die Schweiz den USA nach dem Krieg den Betrag von Fr. 1'976'434.85. Gemäss dem offiziellen Bericht über die Rückgabe der Flugzeuge waren 86 von ihnen leicht, 39 stark beschädigt und 41 total zerstört. Die Schweizer wollten den Amerikanern auch noch einen Zollzuschlag von Fr. 148'262.90 für den »illegal eingeflogenen« Flugzeugschrott verrechnen, aber das ging der US-Regierung denn doch zu weit, und sie lehnte dieses Ansinnen ab. Da die Schweizer Zollverwaltung aber hart blieb, musste für diesen Schildbürgerstreich ein zusätzlicher Kredit zu Lasten des Bundes gesprochen werden!

Zwischen dem 5. und 21. Oktober 1945 wurden der Schweizer Öffentlichkeit – aufgrund wiederholter Wünsche der Bevölkerung – die intakten und wiederhergestellten Maschinen auf dem Zivilflugplatz Dübendorf in Reih und Glied präsentiert. Bei zwei Bombern wurde, wie die NZZ schrieb, »durch Laufstege und durch Öffnung der Seitenwände Gelegenheit geboten (...), das Innere genau zu besichtigen (...) und damit einen anschaulichen Begriff von diesen Kriegswerkzeugen [zu] erhalten, die so lange, so oft und auch so schmerzlich das Interesse unserer Bevölkerung gefunden haben.« Die Einnahmen dieser »USA Bomber-Ausstellung« (Fr. 67'753.–) gingen, auf ausdrückliche Bedingung der Amerikaner, an das Rote Kreuz. Zwischen dem 13. und 26. Februar 1946 zeigte das Zürcher Warenhaus Jelmoli schliesslich auch eine Ausstellung über die Royal Air Force, die der ehemalige RAF-Pilot Frank A. Lorang organisierte. Auf dem Steinmühleplatz wurde eine »Spitfire« ausgestellt – diese Jagdflugzeuge hatten 1940 die »Schlacht um England« entschieden. Die Bevölkerung bekundete grosses Interesse und zeigte sich berührt.



»Bomberpark« Dübendorf.

Kühler zeigte sich die schweizerische Landesregierung. Auf dem kleinen amerikanischen Friedhof in Münsingen bei Bern, wo damals 61 während dem Zweiten Weltkrieg umgekommene amerikanische Flieger begraben waren, fand am 11. Januar 1948 eine abschliessende Totenfeier statt. Mindestens 16 der unter der Erde Liegenden hatte die Schweiz zu verantworten. Der Friedhof sollte aufgehoben und die Särge in die Vereinigten Staaten übergeführt werden. Der Bundesrat war eingeladen, war sogar um eine Rede gebeten worden. Er lehnte ab und unterliess es auch, die Presse auf diese Feier aufmerksam zu machen. Die Schweizer Filmwochenschau beschwerte sich nachträglich beim Eidg. Militärdepartement in bedauerndem Ton darüber. Sie hätten die schweizerische Bevölkerung mit einem Wochenschaubericht gerne an dieser Zeremonie teilnehmen lassen, schrieben sie, denn die Erinnerung »an die jungen in Münsingen begrabenen Flieger« werde »in der ganzen Schweiz in Ehren gehalten«. Das Eidg. Militärdepartement antwortete damals, der Friedhof Münsingen unterstehe amerikanischer Verantwortung. Es könne nicht erwartet werden, dass das Eidg. Militärdepartement bei »Veranstaltungen allgemei-



Amerikanischer Soldatenfriedhof Münsingen bei Bern.

nen Interesses«, bei denen es bloss zu ihrer Aufgabe gehöre, einen Armeevertreter abzuordnen, jedesmal die Presse avisiere.

Als Schweizer Vertreter hatte der Berner Regierungsrat Stäheli neben amerikanischen Rednern eine Ansprache gehalten. Er war bemüht, diesen letzten Schweizer Affront etwas zu mildern: »Ende des Jahres 1941 traten die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihrerseits in den Zweiten Weltkrieg ein – und zwar um der Verteidigung erhabener Werte willen: Demokratie, Freiheit der Völker und Menschenrechte, die von den totalitären Staaten in Gefahr gebracht worden waren. Mit einer in der Geschichte beispiellosen Entfaltung militärischer Kraft trug die amerikanische Armee dazu bei, die finsternen Kräfte niederzuzwingen, die diese neue Katastrophe ausgelöst hatten. Ich drücke der amerikanischen Nation den Dank aus für die gigantischen Opfer, die sie für Europa, das heisst auch für unsere Schweiz, zu erbringen bereit war. (...) Dieser Friedhof wird aufgehoben werden, aber die Erinnerung an die mutigen amerikanischen Flieger wird weiterdauern.«

Der anwesende Armeevertreter selbst, der Flieger- und Flabkommandant Rihner, hielt keine Rede. Danach legten verschiedene alliierte Vertreter Kränze am Grabmal nieder. Ein entsprechender Kranz der Schweizer Regierung ist nicht verbürgt. Ein Detachement der Festungswacht-Kompanie 16 feuerte eine Ehrensalue ab. Darauf folgte die amerikanische Nationalhymne.

Danken möchte ich zuallererst meinen Lektorinnen Lisa Inglin und Geri Balziger, ebenso der Umschlaggestalterin Agnès Laube und Heinz Scheidegger, der für das Layout und den Satz besorgt war.

Ohne die grosse Unterstützung durch Marianne Biedermann, Daniel Glass (Stiftung für kulturelle, soziale und humanitäre Experimente, Basel), Afra Weidmann, Isabel Morf, Sandra Gloor, Stefan Sacchi, Isabelle Blümlein, Bernd Büter, Linus Reichlin, Rosemarie Flüeler, Elisabeth Burisch (Gruppe Olten), Willi Ebert, Erich Schmid, Peter Hirsch, Werner Schnüriger, Madeleine Kamber und Daniel Kamber hätte dieses Buch nicht zustande kommen können. Ich stehe tief in ihrer Schuld.

Für ihre Informationen und vielseitigen Hilfestellungen ebenfalls ganz herzlich danken möchte ich Jean-Pierre Wilhelm, Hans-Heiri Stapfer, Bob Long (Präsident der Swiss Internees Association, Lakewood/NJ, USA), Roy J. Thomas (Monroe/WI, USA), John V. H. Dippel (Piermont/NY, USA), Alexandre Mussard (Vaucresson, F), Roger Antoine (Saint Genis Pouilly, F), Raymond Glynne-Owen (Grasscroft, UK), James Mahaffey (Bonne Terre/MO, USA), Murray T. Bartle (Noranda, Australien), Daniel L. Culler (Green Valley/AZ, USA) und all den andern Mitgliedern der Swiss Internees Association, deren Aufzeichnungen ich benützen durfte, Bettina Hunger, Erich Schmid, Heinz Looser, Dr. Daniel Bourgeois sowie den Archivaren und Archivarinnen im Schweizerischen Bundesarchiv und im NZZ-Zeitungsarchiv, Dr. Klaus Urner (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich), Toni Bernhard (Fliegermuseum Dübendorf), Werner Lindecker, Frédéric Schaad, Karl Sturzenegger, Elena Fischli Dreher, Arnold Stöckli, Dr. August R. Lindt, Jean Rodolphe und Elsie von Salis, Erika Düby, Franca Magnani, Dr. Heinrich Rumpel, Josef Rennhard, Ueli Zindel, Walter Krieg und vielen weiteren, hier Ungenannten.

Anmerkungen zu Kapitel 1: »Freund oder Feind«

- »Luftguerilla gegen die Alliierten
»Freund oder Feind?« Art. bei unter diesem Titel in:
»Ereignis und Tat« Nr. 11, 1942, S. 2 (ArFeind (Flugzeug-Erkennungsdienst);
»viel tiefer...«, »zeitweise Sterne...«, »mit regelmässig laufenden...«, »bewaldeten felsigen...«:
Bundesarchiv Bern, E 27/14572, Untersuchungsbericht vom 17.7.43;
»verschiedene englische...«: Bericht des Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst 1939-1945, S. 115;
Pascal Blanchard auf Blonay/VD erwähnte am 9.7.1993 gegenüber der Zeitung L'Est vaudois den Bericht des Kommandanten der Batterie auf dem Marchairuz: 400 Granaten des Kalibers 7,5 cm seien innert 45 Minuten verschossen worden; der Kommandant, den P. Blanchard, wie er mir am Telefon versicherte, persönlich traf, habe gesehen, wie das Flugzeug nach der Beschiessung eine schwarze Rauchfahne hinter sich herzog; laut Interviews, die P. Blanchard in Le Bouveret mit Augenzeugen führte, drehte die Lancaster im Nachthimmel Kreise und verlor an Höhe, bis sie brennend aus den Wolken hervorsties; sie stand eindeutig in Flammen, bevor sie gegen den Berghang raste; die Tatsache, dass die Batterie auf dem Marchairuz den Abschuss meldete und Rauchentwicklung registrierte, schliesst übrige mögliche Hypothesen (Brand an Bord aufgrund von Motorschaden oder eines Treffers schon über Frankreich) meines Erachtens definitiv aus;
»Ich stand vor...«: NZZ, 13. Juli 1943 (Nr. 1093);
»nicht nur...«, »Die Leichen...«: NZZ, 14. Juli 1943 (Nr. 1102);
»Man konnte beobachten...«, »vollständig verbrannt...«: NZZ, 13. Juli 1943 (Nr. 1095);
»Major Gerber«: Bundesarchiv Bern, E 27/14572, Bericht vom 17.7.43;
»Die Beisetzungsfestlichkeiten...«: Tribune de Lausanne, 16.7.43 (Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 5); Nummern der Gräber: Auskunft Ministry of Defense;
»Bataillonsmusik...«, »Unter der zahlreich...«: Zeitungsausschnitt ohne Titelangabe, Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 5;
»einigermassen erstaunt...«: Schreiben Massons vom 16.7.43 an Oberstleutnant Schafroth, Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 5;
»Luftguerilla...«: Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 6; 21.3.44;
»Wenn eine Bemerkung...«: Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 5; 17.7.43;
»den geringen Takt...«, »Die Sympathieäusserung...«: Schreiben Schafroths an Masson vom 20.7.43; E 27/14356, Bd. 5;

»Keine Diskussion«

(keine Anmerkungen)

»... damit ihr sie trifft!«

- »Die Flab beschoss...«: Bericht des Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen, S. 116;
»Die amtlichen Stellen...«: Meldungen in der Zeitschrift »Luftschutz«, Nr. 11, November 1943.
»graue Sprengwölklein«, »Augenzeuge«: NZZ vom 2.10.43 (Nr. 1529);
»Ein Volltreffer einer...«: Gottfried F. Ruegg, »Fallschirm-Absprünge aus abstürzenden Bombern«, ASMZ, Nr. 9, 1989, S. 581; vgl. auch G. F. Ruegg, »Flab-Einsatz gegen amerikanische Bomber 1943«, ASMZ Nr. 5, 1982, S. 239-241;
»drei Kilometer...«: NZZ vom 2.10.43 (Nr. 1529);

»1916 in Kansas...«: Untersuchungsbericht von Oblt. J.R. Lécher vom 11.10.43, Bundesarchiv Bern, E 27/14356, Bd. 5;
 »um 04.30 geweckt«: Zitiert im Artikel von Gottfried F. Ruegg, »Fallschirm-Absprünge aus abstürzenden Bombern«, ASMZ, Nr. 9, 1989, S. 580-582; Pratts Originalbericht in Newsletter, Swiss Internees, Nr. 23 (Dezember 1989); siehe auch Nr. 23 (Februar 1990);
 »Schlaftabletten«: Vernehmung durch Oblt. J. R. Lécher; Bericht vom 11.10.43 (E 27/14356, Bd. 5);
 »Rauchfahnen«: NZZ vom 2.10.43 (Nr. 1529);
 »William J. Cantwell«: Bericht Lécher vom 11.10.43 (E 27/14356, Bd. 5); zit. bei W. Rutschmann, ASMZ Nr. 1, 1990, S. 34;
 »Joseph F. Maloney«: Hans-Heiri Stapfer/Gino Künzle, Strangers in a Strange Land, Vol. II: Escape to Neutrality, Squadron/Signal Publications, Carrollton (Texas) 1992, S. 9;

In Blau getaucht

»mit dem Sicherheitsdienst...«: Bericht vom 5.10.1942, Bundesarchiv Bern, E 27/9124;
 »in Basel flohen...«: André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992, S. 96;
 »Das Schweigen unserer Behörden«: Bericht von Oberst Frey an die Generaladjutantur vom 5.12.41, Bundesarchiv Bern, E 5795/126; vgl. Philipp Wanner, Oberst Oscar Frey und der schweizerische Widerstandswille, Münsingen 1974;
 »das patriotische Ideal...«: Weisung vom 26.9.39, zitiert nach André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre, S. 49;
 »628 Kurse...«: André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre, S. 58;
 »ohne selbst in Erscheinung...«: Spezialbericht vom 5.10.42, Bundesarchiv Bern, E 27/9124;
 »Die Erfahrungen in Russland...«: Schreiben von »Heer und Haus« an E. Triebold vom 24.5.44, Bundesarchiv Bern, E 27/9252 (Bezirk Rheinfelden);
 »Untergang des Wehrwillens«, »Wenn dadurch meistens...«: Archiv für Zeitgeschichte (ETH ZH), Nachlass A.R. Lindt, Nr. 13, Schlussbericht (Tätigkeit 1941-45), Anhang I, S. 5; vgl. auch A.R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein. Erinnerungen, Bern 1992;
 »Frau Berta Boxberger«: Bundesarchiv Bern, E 27/9130 (Stimmungsberichte);
 »Wer nicht schweigen kann...«: Dr. Harald Huber aus St. Gallen schrieb am 7.11.1943 der Sektion »Heer und Haus«: »Die Idee, das »Schweigen!«-Plakat als Visitenkarte zu verteilen, ist glücklich und wirksam. Hier ein Beispiel: Kürzlich fuhr ich in der SBB, 3. Klasse. Mir vis-à-vis ein Soldat in Uniform, Pionier. Neben mir ein Sanitätssoldat. Diesem gegenüber ein Zivilist, der beide Soldaten kannte (diese einander nicht). Auf der anderen Seite des Mittelganges 2 Männer, die sich hochdeutsch unterhielten. Ich beteiligte mich nicht am Gespräch, las ein englisches Buch mit deutlichem Titelblatt. Soldat A zu B: Wo seid Ihr im Dienst? B: In X. A: Aha, in der Festung Sargans? B: Ja. Und Ihr? A: Auf dem Y-Berg. B: Müsst Ihr lange »hebe? A: Ja, 2mal 4 Wochen; zuerst hiess es, nur 4 Wochen, aber dann gab es eben 8. B: Ist es wenigstens schön? A: Es geht. Man ist natürlich weit ab von allem; von Z., der nächsten Bahnstation, sind es 2 Stunden hinauf, von dort 1 Stunde hinunter. Und oben hat es nicht einmal Wasser, alles muss mit dem Hängebähnchen von K. heraufgebracht werden. B: Ich bin übrigens auch bei den Pionieren. A: Aha, bei der zusammengewürfelten Truppe Nr. ..? B: Ja. A: So, die sind jetzt in Sargans? Was macht Ihr denn da? B: Bis jetzt die ganze Zeit Stollenbau, bei Hügel F. Jetzt dachte ich, sei es genug! Ich hatte schon eine Weile nach der »Visitenkarte« geangelt, und hielt sie nun den beiden unter die Nase mit den Worten: »Jetzt mues ich glaub Eu doch das emol zeig!« Es wirkte Wunder! Eine Marke der Polizei hätte nicht mehr Eindruck gemacht. Und vor allem: Sie nahmen mir diese Einmischung absolut nicht übel. Tatsächlich so passiert.« (Bundesarchiv, E 27/9222);

»Am Montag Abend...«, »ein schweizerisches Flugzeug«: Brief und Antwort vom 28.1.44, Bundesarchiv Bern, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt);
 »FHD Meister, 8.10.43«: Bundesarchiv, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen);
 »Verdunkeln!«: Luftschutz, Nr. 4, April 1943, S. 13;
 »jede Nacht ... 350 Personen«: Bettina Hunger, Konflikte um den Luftschutz in Basel, in: Réduit Basel. Katalog zur Ausstellung Réduit Basel des Historischen Museums Basel vom 4. November 1989 bis 28. Januar 1990, hg. von Nadia Guth und Bettina Hunger, Basel 1989, S. 24-29;
 »Pierre Ceresole«: Pierre Ceresole/Paul Trautvetter. Notre responsabilité. Texte de Paul Trautvetter. Traduction et préface avec recours au Tribunal fédéral par Pierre Ceresole, Brochure, Neuchâtel 1940 (Sozialarchiv Zürich, 32/16-14), S. 1 und 2; Alfred Bietenholz-Gerhard, Pierre Ceresole, der Gründer des Freiwilligen Internationalen Zivildienstes, ein Kämpfer für Wahrheit und Frieden, Bad Pyrmont 1962, S. 66; Pierre Ceresole, Vivre sa vérité. Carnets de route, Neuchâtel 1950, S. 200ff; vgl. auch die Sendung »Verdunkelung – für wen?« von Radio DRS vom 18.11.1989 in der Reihe »Heute vor 50 Jahren« (Radio DRS, »Privatkopien«, 3000 Bern 14, Bestellnr. W 16);
 »Wehrbrief Nr. 25: Überfliegung – Fliegerabwehr«: Bundesarchiv, E 27/9066 (März 1943), 4 S.; eine Kurzfassung des Wehrbriefes (»Überfliegung der Schweiz durch fremde Flugzeuge«) befindet sich in Bundesarchiv, E 27/9069, Bd. 2, 2 S.;
 »Major Ziegler«: Brief an Oberstlt. Vacano, Kdo. Fl- und Flab-Trp. vom 2.3.1943;
 »Das Scherzwort...«: Dr. August R. Lindt, Tätigkeit 1941-1945 (Schlussbericht), S. 37/38 (ETH, Archiv für Zeitgeschichte, Nachlass Lindt, Nr. 13);
 »Paul Spengler, 22.8.1943; Antworten vom 28.8. und 7.9.1943«: Bundesarchiv, E 27/9252 (Bezirk Zofingen);
 »EMD-Mitteilung vom 26.3.1943«: Luftschutz, Nr. 4, April 1943; vgl. auch die neue zusammenfassende Verordnung vom 1.12.1943 (NZZ, Nr. 1895, 20. November 1943);
 »Ernst Epting«: Brief vom 4.1.44 und Antwort vom 7.1.44, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt);
 »dass Schweizer nicht verstehen«: Aktennotiz vom 3.11.43, Nachlass Lindt (Archiv für Zeitgeschichte), Nr. 73, S. 2;
 »noch keinen Menschen getroffen«: Brief von Carl E. Eder (24.7.43), E 27/9261 (Bezirk Steckborn);
 »Schüsse einige hundert Meter...«: Brief vom 17.10.44 und Antwort vom 20.10.44, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt);
 »Herunterholens«, »Man hörte Stimmen...«: E. Bischoff, Olten (27.10.43), E 27/9130 (Stimmungsberichte);
 »FHD Indlekofer, 26.10.1943«: Bundesarchiv, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen);
 »Waffengewalt gegen jeden«: Artikel von Oberst Oskar Frey (»Das Kriegsende naht!«) im Schweizerischen Beobachter vom 15.9.43 (E 27/9069, Bd. 1);
 »Dank schuldig...«, »Slogan der alliierten Propaganda«: Brief vom 16.10.44 und Antwort vom 20.10.44, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt);
 »ekelhaftes Gefühl«
 »Die Nation«, Auflage: Peter Hirsch, Er nannte sich Peter Surava, Rothenhäusler Verlag, Stäfa 1991, S. 87;
 »Zuständigepunkt des Justiz- und Polizeidepartements«: André Lasserre, Schweiz: Die edlen Jahre, S. 32; vgl. auch Georg Kreis, Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg, Frauenfeld 1973;
 »Was niemand wissen wollte«: Walter Laqueur, Was niemand wissen wollte. Die Unterdrückung der Nachrichten über Hitlers »Endlösung«, Frankfurt/M. 1981;
 »Bundesrat von Steiger«: Protokoll vom 27.11.42, S. 12, Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1 (Zensurakten, »Die Nation«);

- »*Neue Bündner Zeitung*: Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1;
 »*Nr. 44, »Flüchtlingshilfe«, »Pflicht«, »Kompendium*: Entscheid der Beschwerdekommision vom 17.12.43, 4450/224, Bd. 1;
 »*Verleumdungen gegenüber...*: Note der Deutschen Gesandtschaft vom 19.11.43, Bundesarchiv Bern, 4450/6220;
 »*reine polnische Propaganda*: Abt. Presse und Funkspruch, Oblt. Passavant (19.5.43), 4450/224, Bd. 1;
 »*sehr wenig Wahrscheinliches*: Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1, 13.4.43;
 »*gelernt..., nicht wegzusehen*: Peter Hirsch, Er nannte sich Surava, S. 66;
 »*Verwarnungen...*: Bundesarchiv Bern, 4450/6220, Zusammenstellung vom 7.2.44;
 »*Oberst Planckereck*: Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1(27.4.42);
 »*für die ... Alliierten*: »Dass die Zusammenstellung in [Nation] No. 5 einseitig und für die Sache der Alliierten wirbt, ist trotz der gegenteiligen Behauptung der »Nation« unverkennbar.« (Kommando Territorial-Kreis 3 an die »Abt. Presse und Funkspruch«, 10.2.43; Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1);
 »*H.D. Frösche*: Bundesarchiv Bern, 4450/224, Bd. 1 (10.12.42).

Anmerkungen zu Kapitel 2: Nicht für die Alliierten

Zukunftskrieg

- »*Der Zukunftskrieg...*: Giulio Douhet, Luftherrschaft, Berlin 1935, S. 80, 15f und 67;
 »*Die Einteilung der Kriegsmittel*: Ebenda, S. 69;
 »*jeder Krieg...*: Ebenda, S. 78;
 »*Die Zerschmetterung...*: Ebenda, S. 79;
 »*Entscheidung viel schneller*: Ebenda, S. 51;
 »*die ideale ... keinen Schutzpanzer ... diese neue Waffe...*: Ebenda, S. 17;
 »*die Luftflotte ... die Luftherrschaft ... Überrumpelung*: Ebenda, S. 43, 24 und 82;
 »*Prinzip ... ohne weiteres*: Ebenda, S. 45;
 »*mangelnde Zurückhaltung...*: Bundesarchiv, 4450/224, Bd. 1, sowie 4450/6220 (Zusammenstellung vom 7.2.1944);
 »*Wenn, dann gleich hart*: Joseph Goebbels, Tagebücher 1924-1945, München/Zürich 1992, Bd. IV, S. 1382f;
 »*Mir schwebt vor...*: Hermann Göring, Reden und Aufsätze, 1939, S. 242; zit. nach: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg 14. November 1945 - 1. Oktober 1946, Nürnberg 1947, Bd. 29, S. 27 (Dok. 1856-PS); vgl. auch Bd. IV, S. 598 sowie Bd. 9, S. 390;
 »*Weisungen Hitlers*: vgl. Stefan Martens, Hermann Göring. »Erster Paladin des Führers« und »Zweiter Mann im Reich«, Paderborn 1985, S. 228; zum folgenden: S. 233f;
 »*Wenn sie erklären...*: Zit. in NZZ (rückblickend), Nr. 1337, 29. August 1943; vgl. auch Newsweek, 20. August 1990; Max Hastings, Bomber Command, London 1979, S. 182;
 »*Bomben auf Engelland*: Zit. in einer Nummer der »Nation« aus dem Jahre 1944;
 »*Hjalmar Schacht über Görings*: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. XXXIII, S. 561f;
 »*Selbstmord Udets*: 17. November 1941; vgl. Joseph Goebbels, Tagebücher, Bd. IV, S. 17705, Anm. 205;
 »*Jeschonnek*: Goebbels, Tagebücher, Bd. V, S. 2073;
 »*Gegen Feuer...*: Goebbels, Tagebücher, Bd. IV, S. 1544;
 »*Flächenbombardement*: John Terraine, The Right of the Line. The Royal Air Force in the European War 1939-1945, London 1985, S. 261;
 »*Lübeck, Rostock, Essen*: Ebenda, S. 478ff;

- »*der doch diesen ganz gut gefiel...*: Theodor W. Adorno, Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt a. M. 1951, S. 146;
 »*Die Meinung unserer Gegner*: Zit. nach Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, München 1965, Bd. II.2, S. 2056;
 »*Sagt Goebbels zu Göring...*: John Terraine, The Right of the Line, S. 557 (Terraines Interpretation, wonach dieser Witz die Ungebrochenheit der deutschen Moral beweise, teile ich nicht; aber die Bedingungen der Staatsdiktatur verwandelten die Niedergeschlagenheit in Apathie und nicht in Revolte);
 »*In 50 oder 60 Jahren*: Stefan Mertens, Hermann Göring, S. 241;
 »*Ich beabsichtige, zu plündern...*: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. VII, S. 210;
 »*Sklavenarbeitsprogramm ... 7. November 1941*: Ebenda, Bd. IV, S. 602 und 6056;
 »*Gleichzeitig bitte ich Sie*: Ebenda, Bd. XXVII, S. 352 (Dok. 1584-PS); vgl. auch Bd. III, S. 223 und Bd. IV, S. 612;
 »*Hochverehrter Reichsmarschall*: Ebenda, Bd. XXVII, S. 356 ff;
 »*KZ Flossenbürg*: Ebenda, Bd. III, S. 571;
 »*Kahla Thüringen*: Ebenda, Bd. IX, S. 396; sowie Arthur Gordon, Three Years in Europe, in: Air Force Diary (J.H. Straubel, ed.), New York 1947, S. 399;
 »*Im Mittelwerk war...*: Rapport des Kommandierenden Generals der Armee-Luftstreitkräfte an das Kriegsministerium der USA (12. November 1945), Manuskript (aus dem Amerik. übersetzt), Eidg. Militärbibliothek Bern, Dm 387;
 »*Primo Levi*: Ist das ein Mensch? München (dtv) 1992, S. 141ff;
 »*Robert Antelme*: Die Gattung Mensch, Berlin 1949, S. 45f und 146;
 »*Misshandlungen von alliierten Fliegern*: Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. VII, S. 106;
 »*Fallschirmjäger*: Ebenda, Bd. XXVI, S. 100ff;
 »*Erschiessungen, Hinrichtungen...*: Ebenda, Bd. VIII, S. 315 sowie Bd. VII, S. 106ff; vgl. auch Joseph Goebbels, Tagebücher, Bd. V, S. 2041 (24. Mai 1944);
 »*Maurice Lampe*: Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. VI, S. 208f;

»gewissermassen chloroformiert«

- »*Völkerbund, Artikel 16*: Die Satzung des Völkerbundes, in: Kleines Handbuch des Völkerbundes, Genf 1935, S. 254f;
 »*Hanna Arendt*: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München/Zürich 1986, S. 699f;
 »*Niemand kann es mehr schätzen...*: Zitiert in einem Schreiben des neuen schweizerischen Gesandten Frölicher an Motta aus Berlin (2. Februar 1939), Diplomatische Dokumente der Schweiz, Vol. 13 (1939-1940), Bern 1991, S. 44 (Nr. 19);
 »*Osloer Staatengruppe*: Daniel Bourgeois, Le troisième Reich et la Suisse, S. 99;
 »*Sanktionsdebatte, Abessinien*: Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, Ständerat, 8. Januar 1936, S. 32;
 »*von militärischen Sanktionen entbunden*: Vgl. Note der Schweizerischen Regierung an das Auswärtige Amt vom 20. Mai 1938, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. V, S. 572 (Nr. 517, Anlage);
 »*Erklärung Mottas vom 10.10.1935*: Ebenda, S. 33 (Motta hielt seine Rede auf französisch);
 »*von Weizsäcker, 31.1.1936*: Daniel Bourgeois, Le troisième Reich et la Suisse, S. 73 (ich danke Dr. Daniel Bourgeois ganz herzlich, dass er mir zum Zitieren die deutschen Originalvorlagen zur Verfügung gestellt hat);
 »*von Weizsäcker, 8.1.1936*: Ebenda, S. 73;
 »*Weizsäcker, 24.12.37*: Ebenda, S. 75;

- »Zweifel der italienischen Regierung...«: Äusserungen des des Schweizerischen Gesandten gegenüber dem Leiter der Politischen Abteilung im Auswärtigen Amt, 3. Mai 1938, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. V, S. 570 (Nr. 515);
- »Chamberlain«: Zit. nach Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. III, S. 258;
- »Hitler, August und November 1939«: Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. XXVI, S. 343 sowie S. 329/335;
- »Beschwerdekommision, Goebbels-Serie«: Bundesarchiv 4450/224, Bd. 2 (Entscheid vom 3.11.1943);
- »Köcher, 22.2.1938«: Daniel Bourgeois, S. 76 (zit. nach dt. Orig.);
- »Bundespräsident Baumann«: Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, Nationalrat, 21. März 1938, S. 149;
- »Erklärung des Bundesrates vom 29. April 1938«: Vgl. Note der Schweizerischen Regierung an das Auswärtige Amt vom 20. Mai 1938, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. V, S. 572 (Nr. 517, Anlage);
- »Rede Motta vom 11. Mai 1938 ... Reaktion Litwinoffs«: Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bd. 12 (erscheint demnächst; ich danke Daniel Bourgeois, Bundesarchiv Bern, für die Möglichkeit, den Band einzusehen), Dokument Nr. 293 (E 2001[D]4/1) mit Annex 2;
- »Deutschland sei hochofren«: Hitler zu Frölicher, zit. im Schreiben Frölicher an Motta, 9. Juni 1938, Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bd. 12 (erscheint demnächst), Dok. Nr. 318 (E 2001 [D] 4/52);
- »Weizsäcker an Magistrati«: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. V, S. 571 (Nr. 516, 14. Mai 1938);
- »Auswärtiges Amt nicht zufrieden«: Frölicher an Motta, 14. Juli 1939, Diplomatische Dokumente der Schweiz, Vol. 13 (1939-1940), Bern 1991, S. 281 (Nr. 120);
- »nicht einer richtigen Neutralitätspolitik entsprechen«: Frölicher an Feldscher, 22.7.1939, Ebenda, Vol. 13, S. 284 (Nr. 120, Annexe);
- »Unsere Neutralität...«: Motta am 13. August 1939 vor dem Auslandsschweizertag in Zürich, zit. nach Telegramm Köchers ans Auswärtige Amt vom 14.8.1939, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. VII, S. 49 (Nr. 53); vgl. auch NZZ, Nr. 1470, 14.8.1939;
- »Trotz scheinbarer Absicht«: Weizsäcker an deutsche Gesandtschaft in Bern, 10.10.1939, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. VIII.1, S. 310 (Nr. 343);
- »Köcher an Auswärtiges Amt, 7.12.1939«: Ebenda, Bd. VIII.1, S. 389 (Nr. 425);
- »Frölicher, 19. Mai 1940«: Diplomatische Dokumente der Schweiz, Vol. 13 (1939-1940), Bern 1991, S. 678 (Nr. 282);
- »Frölicher, 11. Juni 1940«: Ebenda, Vol. 13, S. 712 (Nr. 303);
- »Bundesrat Motta«: Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, Ständerat, 29. September 1938, S. 337 (Rede in Französisch);
- »Nationalrat Rusca, Locarno«: Stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, Nationalrat, 28. September 1938, S. 828ff (Rusca hielt seine Rede in Französisch);

Untergang der Neutralen

- »Deutschland sei daran interessiert...«: NZZ, Nr. 1607, 7. September 1939;
- »Goebbels, 21.9.1939«: NZZ, Nr. 1677, 21. September 1939;
- »beruhigende Berichte, Defensivbündnis, holländische Auffassung«: NZZ, Nr. 1867 (30. Oktober 1939);
- »Abschuss vom 15.9.1939«: NZZ, Nr. 1652, 17. September 1939;
- »Bomber Kommando, 11. Oktober 1939«: Public Record Office (PRO), London, AIR 14/162, 15A;

- »Britisches Luftministerium, kein Recht«: PRO, London, AIR 14/162, 28A (17. November 1939) sowie 30A (21. November 1939; Abänderung eines Befehls vom 10. September 1939); 40A (6. Dezember 1939), 42A (22. Dezember 1939) und 50A (6. Januar 1940);
- »ohne Gegenwehr totschiessen lassen ... ein neutrales Land«: PRO, London, AIR 14/162, 40A (27. November 1939);
- »Abschuss vom 2. März 1940«: NZZ, Nr. 321, 4. März 1940;
- »Roger Antoine«: Forteresses sur l'Europe, Editions Rossels, Brüssel 1980;

Kalkulationen

- »Britisches Luftministerium, 3.5.1940«: PRO, London, AIR 14/162, 62A;
- »Schiessbefehl, 31.3.1940«: Werner Rutschmann, Die Schweizer Flieger- und Fliegerabwehrtruppen. Aufträge und Einsatz 1939-1945, Thun 1989, S. 231;
- »Luftkämpfe mit den Deutschen«: Ernst Wetter, Duell der Flieger und der Diplomaten. Die Fliegerzwischenfälle Deutschland Schweiz-Schweiz im Mai/Juni 1940 und ihre diplomatischen Folgen, Frauenfeld 1987;
- »Stillhaltebefehl«: Werner Rutschmann, Die Schweizer Flieger- und Fliegerabwehrtruppen, S. 256;
- »Schiessbefehl, 25.10.1943«: Werner Rutschmann, S. 272;
- »Sie können Mr. Hall...«: Telegramm Nr 2178 des britischen Aussenministeriums an den britischen Botschafter in Washington, PRO, London, AIR 19/178 (6.9.1940); siehe auch Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. IX, Basel 1976, S. 161;
- »Wenn die Schweizer Regierung...«: Memorandum des Britischen Aussenministeriums an den britischen Gesandten David Kelly in Bern (1940-42), PRO, London, AIR 19/178 (18.9.1940); vgl. auch Bonjour, Bd. IX, S. 168;
- »Begründung für deutschen Einmarsch in Belgien«: Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd. IX, S. 357 (Aussagen Görings);
- »Akten von La Charité-sur-Loire«: Daniel Bourgeois, Le troisième Reich et la Suisse 1933-1941, Neuchâtel 1974, S. 208ff; Willi Gautschi, Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1989, S. 308ff; Klaus Urner, »Die Schweiz muss noch geschluckt werden! Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz. Zwei Studien zur Bedrohungslage der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1990, S. 64ff;
- »Rudolf Knöpfel, 14.11.1943«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Stimmungsberichte);
- »ernsthafte Unterredung«: Bundesarchiv, E 2200, London 44/7;
- »Der Bundespräsident verlangte...«: Kelly, der britische Gesandte in Bern, an das Britische Aussenministerium, PRO, London, AIR 19/178; 11A (25.9.1940);
- »eine Bombe weniger...«: PRO, London, AIR 19/178, 5A (17. September 1940); vgl. auch Bonjour, Bd. IX, S. 169;
- »Missachtung ... Rechte ... klare, saubere Neutralitätspolitik«: Bonjour, Bd. IX, S. 170;
- »unberechenbar ... der Drachen«: Laut einem Protokoll des Britischen Aussenministeriums (aus dem Englischen), PRO, London, AIR 19/178 (18. Dezember 1942);
- »auf den Rechten ... herumgetrampelt«: Aus dem Englischen rückübersetzt (Vaterland, 14.12.1942; Basler Nachrichten, 18.12.1942; PRO, London, AIR 19/178 (18.12.42);
- »untätige Neutralität ... wie von einem Sprungbrett«: Zit. vom Römer Korrespondenten der NZZ, Nr. 1246, 30. August 1940;
- »die Schweiz kenne zwei Neutralitäten«: Bonjour, Bd. IX, S. 170;
- »Landessender«: Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. V, 1970, S. 111f;
- »gefangener britischer Pilot«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 9, Akten Nachrichtensektion; 31.5.43 (Colonel Ruedi) und 9.8.43 (Oberst Wuhrmann);

- »wie ernst es die Schweiz ... auch nur den Schein«: Bericht der NZZ, 12. September 1944;
 »Verdunkelungsübungen«: Vgl. die Zeitschrift Luftschutz, März 1936 (Nr. 5, 1. Jg.);
 Juli 1937 (Nr. 9, 2. Jg.), Dezember 1937 (Nr. 2, 3. Jg.), Oktober 1938 (Nr. 12, 3. Jg.);
 DRS »Verdunkelung - für wen?« (18.11.89; Reihe »Vor 50 Jahren«);
 »Die Frage, ob als Antwort ... General Guisan, Verdunkelung«: Brief vom persönlichen
 Stab des Generals an Bundesrat Minger vom 22. Oktober 1940, zit. nach Sendung von
 Radio DRS »Verdunkelung - für wen« (18.11.89; Reihe »Vor 50 Jahren«); nacherzählt
 bei Bonjour, Bd. V, S. 119ff;
 »Leuchtturm«: Zitiert bei E. Bonjour, Bd. 5, Basel 1970, S. 121;
 »Arthur Harris«: PRO, London, AIR 14/161 (17. Juli 1943);
 »Leonard Cheshire«: Bomber Pilot. London, o.D. [vor 1943], S. 45f und 49ff; vgl. auch
 Giorgio Bonacina, Obiettivo: Italia. I bombardamenti aerei delle città italiane dal 1940
 al 1945, Mailand 1970, S. 57;
 »Arthur Harris«: PRO, London, AIR 14/161 (6. Januar 1943);
 »Denn obwohl das Vermeiden...«: Bericht aus dem Jahre 1941 o. D.), PRO, London, AIR
 14/160 (Minute 11);
 »sich selbst sein eigenes Gesetz«: Luftminister Archibald Sinclair an das Bomber Kom-
 mando, PRO, London, AIR 19/178, 4. Mai 1944 (»The impression is getting about that
 Bomber Command is a law unto itself and we must insist on its observance of the Air
 Ministry policy directions.«);
 »Kriegskabinett«: PRO 19/178, 2B (12. September 1940; 248th conclusions);
 »keinerlei Grund ... warum«: PRO, London, AIR 19/178 (18.9.1940; Minute 4; Air Mar-
 shal Slessor);
 »Ereicherung des Ziels ... Vorrang«: PRO, London, AIR 14/178, 14A (7. Oktober 1940);
 »Lord Halifax, 12.9.1940«: PRO, London, AIR 19/178, 1A;
 »Lord Halifax, 5.10.1940«: Bonjour, Bd. IX, S. 173f;

Strategisches Ziel Italien

- »Italienische Truppen in Afrika«: John Terraine, The Right of the Line. The Royal Air
 Force in the European War 1939-1945, London 1985, S. 303;
 »Luftkrieg gegen Italien«: Giorgio Bonacina, Obiettivo: Italia. I bombardamenti aerei
 delle città italiane dal 1940 al 1945, Mailand 1970; vgl. auch Bomber-Kommando. Ber-
 richt des Luftfahrtministeriums über die Offensive des Bomber-Kommandos gegen die
 Achse September 1939-Juli 1941, London (o. D.) (Mil.bibl. Bern, Dm brosch. 47/h), S.
 56ff; L.E.O. Charlton, Britain at War. The Royal Air Force, Bd. I (Sept. 1939-Dez.
 1940), London 1941, S. 230ff, 317ff; Bd. IV (Juli 1943-Sept. 1944), London 1946, S. 11ff;
 Arthur Gordon, Three Years over Europe, in: Air Force Diary. 111 Stories from The
 Official Service Journal of the USAAF (Selected and Edited by James H. Straubel),
 New York 1947, S. 378ff, 386ff; Arthur Harris, Bomber Offensive, London 1947, S. 79,
 140f; Norman Macmillan, The Royal Air Force in the World War, Vol III, London
 1949, S. 9ff, 173ff und 228ff; W. J. Lawrence, No. 5 Bomber Group (1939-1945), Lon-
 don (o. D.), S. 90ff (auf S. 91f schildert er den Tagesangriff auf Mailand vom 24. Okto-
 ber 1942: »The crews could also observe something of the confusion and panic which
 this unexpected daylight attack caused - cars running on the pavement and crowds
 rushing for shelter«), 140 und 175; Denis Richards/Hilary St. George Saunders, Royal
 Air Force 1939-1945, Bd. I, London 1953, S. 145ff; Bd. II, London 1954, S. 324ff, 346ff;
 Lord Tedder, With Prejudice. The War Memoirs, London 1966, S. 438ff, 464ff; Ronald
 Schaffer: Wings of Judgment. American Bombing in World War II, New York 1985, S.
 44ff; John Terraine, The Right of the Line. The Royal Air Force in the European the
 War 1939-45, S. 326ff, 303ff, 366ff, 580 (Churchill »had long ago called the Mediterra-
 nean shores »the under-belly of the Axis« [in a Note on Strategy dated Nov. 25, 1942].

- This unhelpful phrase was expanded by Press and radio into »the soft under-belly«; it
 turned out to be a hard spinal column«.), 581ff;
 »Così presto arrivano«: Giorgio Bonacina, Obiettivo: Italia, op. cit., S. 33;
 »Furcht vor Hitlers Plan«: Vgl. Arthur Gordon, Three Years over Europe, in: Air Force
 Diary (J.H. Straubel, ed.), New York 1947, S. 378;
 »Opfer des Luftkriegs in Italien«: Giorgio Bonacina, Obiettivo: Italia, S. 265;
 »Himmler, 4. Oktober 1943«: Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher, Nürnberg, Bd.
 XXIX, S. 128;
 »Flüchtlinge an der Südgrenze«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Stimmungsberichte).

Anmerkungen zu Kapitel 3: Neutrale Kriegsführung

Mit Gewehren und Bajonetten

- »nose art«: Vgl. den Bildband der Schweizer Autoren Hans-Heiri Stapfer/Gino Künzle,
 Strangers in a Strange Land, Vol. II, Escape to Neutrality, Squadron/Signal Publica-
 tions, Inc., Carrollton, Texas 1992 (H.-H. Stapfer, Bergstr. 35, 8810 Horgen);
 »nicknames«: Vgl. die statistische Zusammenstellung von Roy J. Thomas, Haven, Hea-
 ven and Hell, Part 1, The United States Army Air Force Aircraft and Airmen Interned
 in Switzerland During WW II, 1991 (Roy J. Thomas, Puka Press, W6722 HWY 11,
 Monroe, WI 53566);
 »Die Flugzeugbesatzung...«: NZZ, Nr. 1270, 16. August 1943 (»Augenzeugenbericht«);
 »Benghazi«: zu den Basen und Einsatzziele sowie den Namen der Besatzungsmitglie-
 der aller in der Schweiz gelandeten, abgestürzten und abgeschossenen Maschinen vgl.
 Roy J. Thomas, Haven, Heaven, and Hell, op. cit., sowie Hans-Heiri Stapfer, Strangers
 in a Strange Land, Vol. II, op. cit.;
 »Die Landung...«: NZZ, Nr. 1279, 17. August 1943;
 »Aus der Ferne...«: NZZ, Nr. 1281, 18. August 1943;
 »erster Kaugummi«: The Swiss Internee (Newsletter der Swiss Internees Assoc., Inc.;
 siehe weiter unten), Nr. 18, February 1989, S. 3; Werner Wider, der damals 7 Jahre alt
 war und aus Widnau/SG stammt, hatte von den Amerikanern, die in Diepoldsau not-
 landeten, den ersten Kaugummi bekommen; er ist heute Gymnasiallehrer für Franzö-
 sisch in Zürich und hat das nie vergessen;
 »Bericht aus der Badanstalt«: NZZ, Nr. 1285, 18. August 1943;
 »Dem Flugzeug entstiegen ... die fünf auf dem Platz«: NZZ, Nr. 1281, 18. August 1943
 (die NZZ erschien damals in mehreren Ausgaben pro Tag);
 »Donald Rowley«: NZZ, Nr. 1610, 15. Oktober 1943; Roy J. Thomas, op. cit.; H.-H.
 Stapfer/Gino Künzle, op. cit.;
 »Als hier in Reinach...«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Stimmungsberichte), 5. November
 1943;
 »Fallschirmspringer im Prätigau«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7; zwei Schreiben
 (Küblis 14.7.1944); vgl. R.J. Thomas, op. cit., S. 49 (er las in den Akten statt Finnegan
 Finnegan; H.-H. Stapfer/G. Künzle, op. cit., S. 42);
 »Flugzeugwerke und Fliegerschulen in Amerika«: NZZ, Nr. 1556 und 1559, 6. Oktober
 1943 (zweiteiliger Bericht von Walter Bosshard);
 »ungefähr 1500 ... Meter...«: NZZ, Nr. 1390, 7. September 1943;
 »Die Schweizer Seite...«: The Swiss Internee (Newsletter), Nr. 10, Oktober 1987, S. 2
 (Bericht eines Dritten);
 »Von den drei Mann...« Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 6/7 (20.7.1944); Roy J. Thomas,
 Haven, Heaven and Hell, op. cit., S. 57; The Swiss Internee, Nr. 37, April 1992, S. 3;
 »Sicherstellung des Nachrichtenmaterials«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 9 (26.8.1940);

- »Der erste Kontakt...«: The Swiss Internee (Newsletter der Swiss Internees Assoc., Inc.; PO. Box 1453, Brick, NJ 08723; President: Robert A. Long, 69D Dorchester Drive, Lakewood, NJ 08701; (908) 901-0899), Nr. 18, Februar 1989, S. 3; Landedaten siehe Roy J. Thomas, op. cit., S. 27;
 »Nach der Landung rannte...«: The Swiss Internee, Nr. 8, Juni 1987, S. 3;
 »Clinton Norby«: The Swiss Internee, Nr. 28, Oktober 1990, S. 3;

Kriegsspiele

- »Anweisungen für Offiziere und Mannschaften...«: Bundesarchiv- Militärarchiv Freiburg i.Br., Signatur RL 8-182, 20.3.1943 (Übersetzung aus der damaligen Zeit); Hans-Heiri Stapfer möchte ich für dieses Dokument herzlich danken;
 »Schweizer Amtspersonen und...«: Bundesarchiv Bern, E 27/ 14356, Bd. 6/7 (21.7.44);
 »Gärtner...von St. Gallen«: Bundesarchiv Bern, E 27/9222 (»Heer und Haus«, St. Gallen), 24.10.1943;
 »Oberleutnant Garonne«: Bundesarchiv Bern, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen), 7.4.1944;
 »Oberdivisionär Bandi«: Bundesarchiv, E 27/ 14354, Bd. 2 (2.1.1943);
 »bog in Richtung Grenze...«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7, offizieller Bericht vom 7.1.1944; vgl. auch die kurze Meldung in der NZZ, Nr. 9, 3.1.1944;
 »Abhörprotokoll ... Deutsche Gesandtschaft«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7 (3.1.1944);
 »ohne Zweifel ... etwaige Defätisten«: Bundesarchiv, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt; 24.1.1944);
 »Vor ein paar Tagen...«: Bundesarchiv, E 27/9261 (Bezirk Steckborn; 9.1.1944);
 »ein kurzer Luftkampf«: NZZ, Nr. 212, 7. Februar 1944;

Arbeitsteilung

- »Unsere heutigen ... Nachbarn«: Schweizerischer Beobachter, 15. Septembe 1943 (Bundesarchiv, E 27/9069, Bd. 1);
 »6. November 1934«: Daniel Bourgeois, Le troisième Reich et la Suisse, 1933-1941, Neuchâtel 1974, S. 10;
 »Die Schweiz decke Deutschland die Flanke«: Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bd. 12 (erscheint demnächst), Dok. Nr. 37, 23.2.1937 (siehe auch den ausführlichen Bericht vom 3.3.1937; Dok. 39); vgl. auch D. Bourgeois, op. cit., S. 67;
 »Pathfinders«: PRO, AIR 19/178, Foreign Office an Britische Gesandtschaft in Bern, 28. November 1942: »Noise of 200 heavy bombers flying near Swiss frontier would reverberate some 50 miles inside Switzerland and it would be impossible to tell where aircraft were actually flying. (...) Mr. Law said he was assured that no aircraft had violated Swiss neutrality on night of Stuttgart raid. Only crews near Swiss frontier on this night were pathfinder squadrons who used Lake Constance as turning point, when they struck north to Stuttgart. (...) Strong north wind would make noise reverberate far into Switzerland«;
 »Thurnbeer, Stuttgart«: Public Record Office, Kew (London), AIR 19/178, 24. November 1942 (vgl. ebenda auch 25. November);
 »ungefähr 300 britische Bomber«: PRO, AIR 19/178, 26. März 1944 (schweizerischer Protest vom 20. März 1944); vgl. auch die Statistik des britischen Ministry of Defence, Air Historical Branch (RAF), London: RAF Aircraft landed or crashed in Swiss Territory 1939-45 (herzlicher Dank an Air Commodore H.A. Probert);
 »Kritik an Arthur Harris und am Bomber Kommando«: PRO, AIR 20/3348 (Operational Flights over Switzerland – Violation of Neutrality), Minute 68 (W.J. Mackenzie; 30. April 1944: »In the Munich raid, however, Bomber Command deliberately routed aircraft over the fringe of Swiss territory, in contravention of Air Ministry instructions

issued in December, 1942. The incident has therefore put us in an embarrassing position via-à-vis the Foreign Office«.); AIR 19/178 (Bombing Policy - Flights over Switzerland), Minute 70 (Luftminister Sir Archibald Sinclair; 4. Mai 1944: »I agree with your main proposal that for the more effective conduct of the bomber offensive against Germany when nights are short we should ask the Foreign Office to agree that aircraft may, on rare occasions, be routed over fringes of Swiss territory. At the same time, we must emphasize our assurance that these occasions will be rare and that we have most strictly enjoined upon Bomber Command that on other occasions they must not run things too fine, and that they must take pain to ensure that, subject always to unforeseeable weather and other emergencies, Swiss territory is not violated. You do not comment in your minute on the fact that Bomber Command deliberately ignored the Air Staff instructions in regard to the violation of Swiss territory on the night of the Munich raid. The impression is getting about that Bomber Command is a law unto itself and we must insist on its observance of the Air Ministry policy directions. It seems to me that it is particularly unfortunate that Bomber Command did not foresee this operational requirement and raise the question when they received the Air Ministry letter last October about Sweden, or on some subsequent date. They would then have put us in the same position as we are in now – i.e. being convinced of the reasonableness of their request, we should then have had to approach the Foreign Office – and, if necessary, the Defence Committee – for the necessary authority. We should, however, have done so with much better chances of success if we had not had to admit, as we must now do, that we had already made a deliberate violation of Swiss territory without previously consulting them. The course adopted by Bomber Command has prejudiced our chances of getting what they want.«); AIR 19/178 (Luftmarschall Archibald Sinclair an den Aussenminister Anthony Eden; 11. Mai 1944; Abdruck bei E. Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. IX, S. 181; es handelte sich um 250 Maschinen; die Schweiz hatte die Zahl auf mehr als 100 geschätzt; ebenda, S. 183);
 »Angriff auf München, 24./25. April 1944«: Vgl. zusätzlich AIR 19/178, 28. April 1944 (Zitat der Reuters-Meldung vom 26. April 1944: »Lancasters going to Munich took the direction of northern Italy, crossing the Alps, proceeding within a few kilometres of Turin before turning north east towards Germany, which represents a total trip of 3200 kilometres.«); 19/178, Telegramm des britischen Gesandten in Bern, Clifford John Norton, an das Foreign Office, 28. April 1944 (mit dem Vermerk »War Cabinet Distribution«): »M. Pilet-Golaz handed me to-day two protests regarding violation of Swiss air space allegedly by British aeroplanes on the nights of April 24th and 27th respectively. Protests are contained in my immediately following telegram and are accompanied by maps which I will endeavour to forward. He said these repeated and massive flights across Switzerland for the purpose of attacking targets in Southern Germany were causing him and the Swiss Government grave concern. I would notice from the maps that in both cases the existence of neutral Switzerland has been disregarded by large formations. On the 24th it was the southern half of Switzerland that had been crossed and on the 27th the northern half. Some German fighters had also crossed Swiss frontier and the allegation that our aeroplanes had deliberately come in on the flanks of German defences was the aspect that troubled him most. [Kursivsetzung durch den Verf.];
 »Abschuss von 47«: Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht, zit. nach: Ernst Wetter, Geheimer Nachtjäger in der Schweiz, ASMZ- Verlag, Frauenfeld 1989, S. 25; die NZZ (Nr. 722, 28. April 1944) meldete sogar 51 Abschüsse;
 »Das schon oft bombardierte Friedrichshafen«: NZZ, Nr. 722 (Abendausg.), 28. April 1944;
 »Berichterstatte aus Romanshorn«: NZZ, Nr. 719 (Mittagsausgabe), 28. April 1944;
 »schauerliches nächtliches Schauspiel«: NZZ, Nr. 722, 28. April 1944;
 »Ablenkungs- und Scheinmanöver ... die britischen Bomber«: NZZ, Nr. 719, 28. April 1944;

- »Schräge Musik«: Ernst Wetter, Geheimer Nachtjäger in der Schweiz, ASMZ-Verlag, Frauenfeld 1989, S. 45f;
- »Absturz bei Steckborn«: NZZ, Nr. 722, 28. April 1944; vgl. auch Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7;
- »Flab, Oberrohrdorf/ZH«: Bundesarchiv, E 27/ 14356, Bd. 7; nach Auskunft des Flabkanoniers Walter Krieg aus Lachen/SZ, der zum Flab.Det. 89 gehörte, hatte ihre bei Oberrohrdorf stationierte schwere Flab-Batterie (7,5 cm) den von Scheinwerfern erfassten Lancaster mit »zwei Volltreffern am Schwanz und an der Tragfläche« zum Absturz gebracht; sie hätten »fast senkrecht hinauf geschossen«; die Maschine sei »sehr schnell am Boden gewesen«, was nicht allen Besatzungsmitgliedern die Zeit gelassen habe, mit dem Fallschirm auszusteigen; zu ihrer Flab-Batterie und zu zwei weiteren, einige Kilometer entfernten Batterien habe eine Scheinwerferbatterie mit vier Scheinwerfern gehört, die in einiger Entfernung stationiert gewesen sei; zu jedem Scheinwerfer habe ein Horchgerät gehört (Telefongespräch vom 1.9.1993);
- »sechs Töte«: vgl. Statistik des britischen Ministry of Defence, Air Historical Branch (RAF), London: RAF Aircraft landed or crashed in Swiss Territory 1939-45;
- »erster Bericht«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7;
- »Weit zerstreut ... Trümmer ... er selbst wurde«: NZZ, Nr. 741, 1. Mai 1944;
- »Wie er uns mitteilte...«: Ebenda;
- »Bericht der Heerespolizei«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7 (30.4.1944);
- »von der Zürcher Arosastrasse aus...«: NZZ, Nr. 723 (Abendausgabe), 28. April 1944;
- »worauf es explodierte ... von der achtköpfigen Besatzung«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7, Bericht vom 29.4.1944 (Kdo. der Fl- und Flabtruppen, Hptm. Gysi);
- »Ca. um 01 Uhr 15 ... Am Wald- und Weidlandhang...«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7, Bericht der Kantonspolizei St. Gallen, Polizeiposten Unterwasser, 28. April 1944;
- »Die Untersuchung hat ergeben«: Luftschutz, Nr. 6/7, Juni/Juli 1944, S. 13; im Bericht des Kommandanten der Flieger- und Flabtruppen über den Aktivdienst (1939-1945), der die offizielle Statistik enthält, wurde diese Maschine zwar in der Tabelle, nicht aber im – auch in anderer Beziehung unvollständigen – Textteil als Abschuss durch die Schweizer Flab bewertet (ebenda, S. 122 und 126);
- »Beschuss unserer Fliegerabwehr«: Ernst Wetter, Geheimer Nachtjäger in der Schweiz, ASMZ-Verlag, Frauenfeld 1989, S. 26;
- »die beiden Überlebenden«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 7, Polizeiposten Unterwasser, 28.4.1944;

Tod über der Schweiz

- »Von 14 Uhr 15 bis 15 Uhr...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (18.3.1944);
- »Beim Bombenabwurf...«: Swiss Internee, Nr. 12A, April 1988, S. 3;
- John R. Seilheimer: Swiss Internee, Nr. 3 (1986), S. 3;
- »Anlässlich der Landung...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4; Oberbefehlshaber der Armee, A.H.Q., 4.10.1944;
- »Erfolg: keiner festgestellt ... Unsere Abwehrstaffeln zwangen«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (Kdo. Fl. und Flabtrp., 13.4.1944; Meldung vom 13.4.1944, 18 Uhr 15, ebenda);
- »Maschine von Baltenswil/ZH«: H.-H. Stapfer, Strangers in a Strange Land, Vol. II, Escape to Neutrality, op. cit., S. 23; NZZ, 25. April 1944: »Etwa um 13 Uhr 50 überflog eine »Fliegende Festung« den Flugplatz Dübendorf, wobei man an der rechten Tragfläche eine starke Rauchentwicklung wahrnehmen konnte. Möglicherweise fand der Bomber zu dieser Zeit keinen Platz, um auf dem Flugplatz niedergehen zu können, weshalb er seinen Flug fortsetzte und eine Schleife gegen Effretikon zog. Das Flugzeug verschwand hinter dem Gehölz und bald nachher konnte man aus dieser Richtung zwei starke Detonationen wahrnehmen. Ein Waldarbeiter, der etwa 50 Meter von der

- Absturzstelle Reisigwellen band, schilderte den Absturz folgendermassen: »Durch das stetige Surren und Brummen in der Luft aufmerksam gemacht, beobachtete ich die über mich hinwegfliegenden Flugzeuge. Plötzlich kam eine »Fliegende Festung« aus Richtung Effretikon in direkter Flugrichtung auf mich zugeflogen; sie liess eine lange Rauchfahne hinter sich. Beim Herannahen sah ich deutlich, wie aus der rechten Tragfläche Flammen stachen, beide Motoren der rechten Seite standen still. Dann gewährte ich plötzlich eine hohe Stichflamme, und darauf folgte eine sehr heftige Detonation. Das rechte Ende der Tragfläche stürzte brennend zu Boden, und im gleichen Moment neigte sich das schwere Flugzeug nach links. In raschem Laufe flüchtete ich mich von meinem Arbeitsplatz, denn es schien, als wolle der Bomber direkt auf mich herabstürzen. Und wirklich, als ich meine erstbeste Deckung erreicht hatte, zitterte der Boden unter einem ohrenbetäubenden Getöse. Der Bomber hatte sich etwa 50 Meter von mir entfernt in den Waldboden eingegraben und warf eine haushohe Rauchsäule gegen den Himmel. Dann zischten die Flammen heraus und fortwährend explodierte Munition. Als ich mich aus meiner Deckung hervorwagte, war nichts als ein riesiges Flammenmeer zu sehen.«
- »Testflugplatz Oberpfaffenhofen«: Freundliche Auskunft von Hans-Heiri Stapfer;
- »offener Brief«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 9; die NZZ hatte dem Verfasser Dr. Ing. H. Eimer in Kilchberg geschrieben: »Wir werden Ihr Schreiben immerhin an die zuständigen militärischen Stellen zur Kenntnisnahme weiterleiten.«
- »754 Bomber...«: H.-H. Stapfer, op. cit., S. 22;
- »Das ausländische Flugzeug ... Nach Aussagen der amerikanischen Flieger...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4, Bericht des Kdo. Fl. u. Fl.Trp. vom 1.5.44, zitiert in einem Schreiben von Generalstabschef Huber an das EMD vom 27.7.1944;
- »Protest der amerikanischen Gesandtschaft«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4, 5.6.44;
- »Bombenschütze Greenbaum«: H.-H. Stapfer, Strangers in a Strange Land, Vol. II, Escape to Neutrality, op. cit., S. 24f;
- »Augenzeugenbericht aus Pfaffhausen«: NZZ, 25. April 1944;
- »Charles D. Wallach«: The Swiss Internee, Nr. 39, August 1992;
- »Ich bin mir wohl bewusst...«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 9; Oberstdiv. Rihner an Urs Schwarz, Redaktor der NZZ, 2. Mai 1944;
- »geht einwandfrei hervor...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4, Schreiben von Generalstabschef Huber ans EMD vom 27.7.1944;
- »Fall Hptm. Zschokke«: Bundesarchiv, E 27/ 14356, Bd. 9 (Strafverfügungen vom 2.9.1944 und 25.11.44);
- »Grenzverletzungen ... festgestellt«: Bericht des Kommandanten der Fl- und Flab.Trp. über den Aktivdienst, S. 138;
- »Bei Tag werden sämtliche ... die sich offensichtlich in Not befinden«: Befehl General Guisans vom 4. April 1944, zit. bei Werner Rutschmann, Die Schweizer Flieger und Fliegerabwehrtruppen. Aufträge und Einsatz 1939-1945, Thun 1989, S. 280;
- »Das Abfeuern einer Warningsalve«: W. Rutschmann, op. cit., S. 280; im Oktober 1944 wurde die Zeit zwischen Warnung und sog. »Wirkungsschiessen«, die zunächst lediglich 10 Sekunden betragen hatte, verlängert, denn es wurde »anlässlich des Beschlusses von amerikanischen Bombern, welche mit der Absicht in unser Land einflogen, hier zu landen, (...) festgestellt, dass den Besatzungen dieser Flugzeuge zu wenig Zeit blieb, um die Landeabsicht bekanntzugeben und dadurch den Einsatz der Flab zu verhindern« (Bericht des Kommandanten der Fl.u.Flab.Trp. über den Aktivdienst, S. 143);
- »Nach der Meldung des Nachrichtendienstes«: Bericht über den Aktivdienst, S. 140;
- »V2-Treibstoffwerke, Pantanella«: Hans-Heiri Stapfer, op.cit., S. 59; Roy J. Thomas, op. cit., S. 84;
- »Ein USA-Bombardierungsflugzeug«: Bundesarchiv, E 27/ 14354, Bd. 3-4 (Kdo. der Fl- und Flab-Trp., 16.8.1944);

»geheime und Versuchs-Flugzeuge...«: bereits erwähntes von Hptm. i.Gst. v. Meiss über-
 setztes amerikanisches Dokument, E 27/14356, Bd. 6/7 (21.7.1944);
 »die ersten Amerikaner am 26. August 1944«: vgl. rückblickend die NZZ, Nr. 2288, 30.
 Dezember 1944 (»Die Schweiz im Jahre 1944«): »Am 26. August, bei der 500. Wieder-
 kehr des Kampftages von St. Jakob an der Birs, erschien an der Westgrenze der Schweiz
 erstmals amerikanisches Militär.«
 »Ein im Osten in unser Land...«: Bundesarchiv, E 27/ 14354, Bd. 3-4 (30.9.1944);
 »bei Pruntrut ein amerikanisches Flugzeug«: Luftschutz, Nr. 11, November 1944;
 Hans-Heiri Stapfer, op.cit., S. 64;
 »die in Laufen stationierte Flab«: Bundesarchiv, E 27/14356,, Bd. 6/7, Bericht vom
 16.10.1944 (Abschuss 15.10.1944); H.-H. Stapfer, op. cit., S. 64;
 »An Weihnachten 1944...«: Fritz Meier, Im Schatten des Eichenzweigs: ein Dorf wie
 Würenlingen. Skizzen und Belege zur 1150-Jahr-Feier, Würenlingen 1980, S. 75f;
 »Laut Aussage der Besatzung ... Ein erster Beschuss...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4;
 der Bericht über den Abschuss..., 27.12.1944;
 »Liberator Pilot«: Vincent F. Fagan, Liberator Pilot, California Aero Press, Carlsbad/
 CA, 1992, S. 115ff; die Namen der Crew-Mitglieder hat Fagan in seinem Buch durch
 Pseudonyme ersetzt; in unserem Text sind die richtigen Namen wiedergegeben (vgl.
 Roy J. Thomas, op. cit., S. 73);
 »Noch als ... feuerte sie weiter«: Hans-Heiri Stapfer, Strangers in a Strange Land, Vol. II,
 Escape to Neutrality, op. cit., S. 65;
 »eisengrau vor Angst«: Vernon P.ren Leitch, in: Fritz Meier, Im Schatten des Eichenz-
 zweigs: ein Dorf wie Wülingen, op. cit., S. 76;
 »Schweizer Flab, 24.12.1945«: In einem Leserbrief an den »Beobachter« vom August 1993
 schildert der Flab-Soldat Walter Krieg aus Lachen/SZ den Abschuss der Maschine, den
 seine Batterie (Flab. Det. 89) bewirkt hat: »Im November 44 waren wir mit unserer
 schweren Flab Bat. direkt am Rheinufer bei Zurzach in Stellung. Das Dach der benach-
 barten Sodafabrik war mit einem riesengrossen Schweizerkreuz bemalt. Trotzdem war
 das eine höchst ungemütliche Stellung. Denn wir mussten, kaum waren wir in Stel-
 lung, Schützenlöcher ausheben, damit wir blitzartig darin verschwinden konnten,
 wenn ein Angriff von Jägern erfolgen sollte. Einige Male hatten wir allerdings in die
 Kanonenöffnungen gesehen, wenn die Mustangs oder die Taifun-Jäger Angriffe auf uns
 übten. Zum Glück wurde aber nie geschossen. Auch aus einem anderen Grunde war es
 ungemütlich, denn die Deutschen konnten jede Bewegung von uns überwachen. Auch
 die Unterkunft war katastrophal. Denn wir lebten in gewöhnlichen Mannszelten. Das
 Stroh und unsere Kleider waren dauernd feucht. Trocknen konnten wir uns nirgends
 und das Essen war des weiten Weges wegen dauernd kalt. Endlich gegen Ende Novem-
 ber wurden wir auf die südliche Anhöhe über Zurzach verlegt. Der kleine Bauernort
 Baldingen beherbergte uns für die nächste Zeit. Da war es wenigstens trocken und des
 Viehs wegen auch warm. Denn wir waren in Ställen untergebracht. Die Geschütze
 wurden eingegraben, und der Dienst war leidlich angenehm. Wir erlebten in dieser Stel-
 lung viele Fliergeralarne, aber einer ist für uns alle unvergesslich. Es war Mittag, den
 24. Dezember 44, als wir alarmiert wurden. kurz darauf überflog eine amerikanische
 Festung [siehe weiter unten: es war eine B-24, keine B-17] in ca. 5000 m Höhe unsere
 Stellung. Die Bombenklappen waren geöffnet, so dass wir nicht sicher waren, ob wir in
 den nächsten Minuten bombardiert würden. Die Flugrichtung war von Deutschland her
 in die Schweiz. Unser Kommandant liess 4 Stück 7,5 cm Schuss abgeben. Die
 Schüsse lagen bewusst ausserhalb einer Beschädigung des Flugzeuges, aber um dem Pi-
 loten bekannt zu machen, dass er als Ziel erfasst sei. Das Flugzeug flog auf seiner gros-
 sen Schleife weiter Richtung Zürich. Wir nahmen an, dass Zürich zur Landung ausge-
 sucht würde. Wir warteten in unserer Stellung auf den Endalarm. Ca. 10 Minuten spä-
 ter kam das gleiche Flugzeug aus der gleichen Richtung, aber nur noch ca. 1000 m

hoch, über unsere Stellung. Die Bombenklappen waren immer noch offen. Nun galt es
 für uns Ernst. Das Ziel wurde vom Messmann am Telemeter erfasst. Das Kommando-
 gerät war betriebsbereit und die 4 Geschütze zeigten auf das Ziel. Der Kommandant
 schaltete die Feuerglocke ein und die ersten Geschosse waren auf dem Weg zum Ziel.
 Solange die Feuerglocke in Betrieb war, verliess[.] alle 3 Sekunden ein Geschoss pro
 Geschütz. Das Flugzeug zeigte bald Treffer und das Schiessen wurde eingestellt. Die
 fliegende Festung stürzte aussenhalb Würenlingen in einen Acker. Drei Mann mussten
 dabei ihr junges Leben lassen, wobei einer davon in der Aare ertrank und erst bei
 Kraftwerk Beznau geborgen werden konnte. (...) Die jungen geretteten Amerikaner
 zeigten trotz des grossen Unglücks grosse Freude, als sie vernahmen, dass sie in der
 Schweiz seien. Das Dorf Würenlingen verdankt es aber dem Kommandanten der B-24
 »Liberator« Bombers, dass das Flugzeug nicht in das Dorf fiel, indem er bis zuletzt am
 Steuer blieb. Die Gemeinde erstellte dann im Herbst 65 an der Absturzstelle einen Gedenk-
 stein. Und genau an diesem Gedenkstein traf der Schreibende mit sechs Flab Ka-
 meraden am 2. September 89 den Piloten mit seiner Frau, als er einen Kranz niederlegte
 [Vom Gemeindepräsidenten Würenlingens hatten sie erfahren, dass Vincent F. Fagan
 an dem Tag kommen würde, präzierte W. Krieg mündlich]. Beim nachfolgenden Es-
 sen im Frohsinn in Würenlingen, als wir mit dem ehemaligen Lt. Lang [Füs.Kp.III/59;
 hatte die Absperrung des Unglücksortes besorgt] und dem Piloten zusammen sassen,
 wurde die Frage aufgeworfen, warum er nicht auf unsere 4 Schüsse reagiert hätte; [da]
 erklärte er, dass er weder mit den Flügeln wackeln – nur noch zwei Motoren – noch eine
 rotweisse Rakete abschiessen konnte, weil dieselbe durch deutsche Fliegerwirkung
 bereits zerstört war. Die Bombenklappen seien geöffnet worden, um zu zeigen, dass er
 sich ergeben wolle. Aber wie sollten wir das am Boden wissen. Es war schon ein komi-
 sches [seltsames] Gefühl, einem Manne gegenüber zu sitzen, auf den wir geschossen
 hatten. Heute bin ich mit dem Piloten befreundet und wir schreiben uns regelmässig.
 Der Pilot Fagan schrieb in der Folge ein Taschenbuch, in welchem er seine Erlebnisse
 aus seiner Sicht festhielt!! Speziell seine Ansicht[en] über die Schweizer Neutralität sind
 eigenartig. Denn die Amerikaner bombardierten Schaffhausen, obwohl es in der
 Schweiz lag.« Eine andere Flab-Einheit war kurz darauf nach Adelboden gereist und
 hatte die Überlebenden im Internierungslager fotografiert; vgl. Vince F. Fagan in: Swiss
 Internee, Nr. 24, Februar 1990;
 »In treuer Pflichterfüllung«: Aargauer Volksblatt, 6. September 1965 (ich danke Herrn
 Gemeindeschreiber Senn, Würenlingen, für die Dokumentation);
 »Der Pilot ... hat erklärt...«: Bericht des Kommandanten der Flieger- und Flabtruppen
 über den Aktivdienst 1939-1945, S. 145;
 »Josef Rennhard«: Der Schweizerische Beobachter; Nr. 16, 6.8.1993, S. 5;
 »Am 4. Februar 1945...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 5-6 (Kdo. Fl- und Flab. Trp.,
 26.4.1944); Luftschutz, Nr. 2 und 3, Februar und März 1945; jeweils S. 14;
 »Unsere Bodenabwehr beschoss mit Erfolg«: Luftschutz, Nr. 5, Mai 1945, S. 6;
 Roy J. Thomas, op. cit., S. 85;

»Hohn«

»Laut offiziellen Armeeingaben«: Bericht des Kommandanten der Flieger- und Flieger-
 abwehrtruppen an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst 1939-1945,
 Bern 1945, S. 165 und 207ff;
 »Alp Gräppelen«: Leider fehlt dem oben zitierten Bericht die letzte Präzision. In der
 Tabelle (S. 165) werden neun durch Schweizer Flab abgeschossene Maschinen erwähnt,
 auf der dazugehörigen Liste (S. 207ff) jedoch nur acht namentlich verzeichnet (Bouve-
 ret, Sion, Ragaz, Alvaneu, Hitzkirch, Volketswil, Würenlingen, Chiasso resp. Pare/It.).
 Die neunte wird in der Tabelle für die das Jahr 1944 (S. 122) – wie jene von Hitzkirch

– für den April 1944 eingetragen, womit nur diejenige von der Alp Gräppelen gemeint sein kann, für welche wie gesagt nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob sie trotz Schweizer Flabfeuer nicht letztlich von einem deutschen Nachtjäger abgeschossen worden ist.

- »*Hausfrauen veranlassen ihre Familien...*«: Dr. August Lindt, Schlussbericht (Tätigkeit 1941-1945), ETHZ (Archiv für Zeitgeschichte), Nachlass Lindt, Nr. 13, S. 37; vgl. zum Nachfolgenden wiederum auch ganz allgemein André Lasserre, Schweiz: Die dunklen Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992;
- »*Luzern, Feste bis in den Morgen*«: E 27/9130 (Oberlt. Eichenberger, Luzern, rückblickend am 13.10.1943);
- »*Seit dem Umschwung in Italien*«: E 27/9130 (Stimmungsberichte; 9.8.1943);
- »*Am meisten beschäftigt die Leute...*«: Bundesarchiv, E 27/9252 (Bezirk Rheinfelden);
- »*man hört seit dem Beginn der Invasion*«: Bundesarchiv, E 27/9130, 29.6.1944;
- »*das Auseinanderfallen der Achse*«: Bundesarchiv, E 5795/126, Vortrag von Hptm. H. Hausmann vor der Parteiversammlung der Sozialistischen Arbeiterpartei der Stadt Schaffhausen am 20. November 1941 im Landhaus in Schaffhausen;
- »*Wenn wir ... angegriffen werden sollten*«: Bundesarchiv, E 27/9261 (23.8.1944);
- »*Unser Zugführer hielt...*«: Ebenda, 22. August 1944;
- »*Wir stellen fest...*«: Bundesarchiv, E 27/9130, 5.11.1943;
- »*Schon oft habe ich selbst*«: Bundesarchiv, E 27/9201 (Basel-Stadt), Bd. 3, 29.1.1944;
- »*bitterböse Stimmung ... die Ursache ... Vertrauensschwund*«: Bundesarchiv, E 27/9130, 10. Dezember 1944;
- »*Ich muss leider feststellen...*«: Ebenda, 21.10.1944;
- »*unsere Bevölkerung ... protestiert*«: Bundesarchiv, E 27/9130, 2.11.1944;
- »*feuerte zum ersten Mal*«: PRO, Kew (London), AIR 19/178, 2. Juli 1943;
- »*in der Gegend von ... ein Bergungsdetachment*«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4, Fliegerstaffel 7, 5.9.1944;
- »*um 10.18 Uhr*«: Luftschutz, Nr. 11, November 1944, S. 12;
- »*zwischen Bern und Freiburg*«: Luftschutz, Nr. 3, März 1945, S. 15;

Anmerkungen Kapitel 4: Fluchtgeschichten

»Lümmelhaftes Benehmen«

- »*Flak Alleys, Garden of Blooming Black Flowers*«: Ausdruck bei Bill Watkins (Heckschütze, gelandet am 6.11.1943), Swiss Internee, Nr. 32 (Juni 1991), S. 2;
- »*nichts als Plexiglas*«: Ausspruch von James Goings (Bombenschütze, gelandet am 27. Mai 1944), Swiss Internee (Newsletter), Nr. 19 (April 1989), S. 3;
- »*Befehl vom 1.11.1941*«: Bundesblatt der Schw. Eidg., 93. Jg. (1941), S. 922f;
- »*monatlich Fr. 90*«: Oberst Probst, Schlussbericht des Eidg. Kommissariats für Internierung und Hospitalisierung über die Internierung fremder Militärpersonen von 1940 bis 1945, Bern, April 1947 (Eidg. Militärbibliothek, W. 1235 A), S. 89;
- »*darf kein Schweizer ... unter normalen Bedingungen zu teuer*«: Ebenda, S. 21;
- »*Yank*«: 12.8.1945; Bundesarchiv Bern, E 27/14512;
- »*Schweizer Hotel-Revue*«: Basel, 2.12.1943; Bundesarchiv, 5791,1; Bd. 9/37;
- »*heruntergekommene Hotels*«: Swiss Internee, Nr. 31 (April 1991), S. 2;
- »*low standard*«: Aufzeichnungen, die mir Murray Th. Bartle am 30.11.1989 zukommen liess (vgl. seinen Artikel im »British-Aeroplane«-Monthly vom Juni 1990);
- »*Verhör-Essen*«: Der von Adelboden nach Annecy (Frankreich) geflüchtete amerikanische Bombenschütze James P. Cann beschrieb die Aufnahme in Dübendorf mit folgenden Worten: »The Swiss officers who took care of us during our two day stay there asked many questions and tried to get as much information as possible. They tried to im-

- press us with the fact that they were pro-allie« (Annecy Interrogations, General Eaker Papers, USAF Historical Depository, Maxwell AFB (ich danke Bob Long und J.-P. Wilhelm, die mir diese Papiere verfügbar gemacht haben; zu den Äusserungen der nach Annecy geflüchteten Amerikanern vgl. auch Swiss Internee, Nr. 33, August 1991, S. 2);
- »*Begeisterung der Neuangekommenen ... the food is...*«: Schlussbericht, S. 130f;
- »*Zensurstelle für Interniertenpost*«: Bundesarchiv 5791 (AZI) 9/55 (ich danke Alexandre Mussard für die Kopie dieses Dokuments); zur Ergänzung der Namen der Amerikaner, Roy J. Thomas, Haven, Heaven and Hell, The United States Army Air Force Aircraft and Airmen interned in Switzerland during WW II, Puka Press, Monroe 1991;
- »*bed checks*«: James Green, Swiss Internee, Nr. 12 A (April 1988), S. 3;
- »*Leben des Kurgastes*«: Schlussbericht, S. 103;
- »*endloses Pokerspiel*«: Jack Mc Kinney (Kopilot, gelandet am 18.3.1944), Bericht über die Zeit in Adelboden, Swiss Internee, Nr. 41 (Dezember 1992), S. 2;
- »*a dull, boring daily routine*«: James Misuraca (Bombenschütze, gelandet am 24.4.1944), Bericht über Davos, Swiss Internee, Nr. 21 (August 1989);
- »*James Stotts*«: Roy J. Thomas, op. cit., S. 32; Swiss Internee, Nr. 22 (Oktober 1989), S. 3 und Nr. 27 (August 1990), S. 2;
- »*Alfred M. Shearer jr.*«: Swiss Internee, Nr. 12A (April 1988), S. 3; Brief von Bob Long, dem Präsidenten der Swiss Internees Association, an Jean-Pierre Wilhelm vom 1.11.1990;
- »*Frudy Seiler aus Malans*«: Bundesarchiv E 27/9131 (20.11.1943);
- »*Telefonabhörung in Davos*«: ETH, Archiv für Zeitgeschichte, Teilnachlass Bircher, 18.2.2.12.6 (Davos), Verhörprotokoll vom 18.10.1944 (Margot Mächler); Untersuchungsrichter A. Stavro an Heerespolizei-Internierung, Davos (24.10.1944);
- »*Haager Abkommen*«: »Rechte und Pflichten der neutralen Mächte« (vom 18. Oktober 1907); deutscher Text zit. Amtl. Sammlung der Bundesgesetze und Verordnungen der schw. Eidg., N.F., Bd. XXVI (1910), S. 525ff;
- »*Exposé Oberstbrigadier Eugster*«: Beilage zu einem Brief desselben an Oberstdivisionär Ruggero Dollfus vom 14.12.1944 (Bundesarchiv Bern, E 27/14510);
- »...*die betrübliche Feststellung gemacht*«: Bundesarchiv Bern, 5791,1, 6/12; Beschwerde von Hptm. Meng, OW. Reg.Kdo. Herisau vom 28.3.1944;
- »*Vorfall an der Mustermesse, 26. April 1944*«: Ebenda, zit. in einem auf Englisch verfassten Schreibens von Oberst Probst an die Britische Gesandtschaft vom 23.5.1944; General Legge, der amerikanischen Militärattaché, bezeichnete »diese allgemeinen Anklagen« als »unbegründet« (Bundesarchiv E 27/14510, 19.8.1944);
- »*in äusserst fleghafter Weise*«: Bundesarchiv Bern, E 27/14510 (18.5.1944);
- »*Aussage von James Mc Gann*«: Verhör in Adelboden (8.6.1944);
- »*W. Holzer, 10.9.1943*«: Bundesarchiv Bern, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen);
- »*Interpellation Bircher*«: Teilnachlass Bircher, ETH, Archiv für Zeitgeschichte, 18.2.1.2 (Einreichung: 7.6.1944; Beratung: 21.9.1944);
- »*Cornelia von Büren*«: Antrag des Strafrichters Wyttenbach (Wengen, 16.10.1944), Teilnachlass Bircher, op. cit., 18.2.1.5.2, Eingaben, Bd. 1 (4.12.1944);
- »*Samuel Byer*«: Roy J. Thomas, S. 53; Bundesarchiv Bern, 5791, Bd. 9/46-Z-f/16;

Flucht aus dem Paradies

- »*in den »Winterferien... mit eigenen Augen*«: Bundesarchiv E 27/9131, Gerüchtemeldungen von »Heer und Haus« (Lt. W.A. Radovanovitch, 16.12.1943);
- »*Liste verzögter Personen*«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/48 (14.12.1944; Bericht an Oberst Probst, Sektionschef EKIH);
- »*einige Ohrfeigen versetzt*«: Teilnachlass Bircher, 18.2.2.12.15, Brief vom 5.11.1944 an Bircher;

Verhör Elsie Romagnoli: Teilnachlass Bircher, op. cit., Verhör vom 12.10.1944;
Aussage Lt. Max Steiner: Bundesarchiv, 5791,1; 9/48; Aussage anlässlich der Hauptverhandlung des Territorialgerichts 1 in Sachen Huntington und Liberek vom 10.10.1945, Sl. 4f;
Bericht von Chefberater Haas: Bundesarchiv, 5791; 9/48 (7.10.1944);
Jack Mc Kinney: Swiss Internee, Nr. 41, Dezember 1992, S. 3;
Ed Cunningham: Yank, Nr. 3, 12.8.1945 (Bundesarchiv, E 27/14512);
James Mahaffey: Aufzeichnungen, die er am 28.11.1990 J.-P. Wilhelm zur Verfügung stellte;
Korporal Hans Hungerbühler: Swiss Internee, Nr. 42, Februar 1993;
Fall Vorburger, Bericht des Gefreiten Max Nebel: Bundesarchiv, 5791,1; 9/48 (Davos, 25.11.1944);
keine Belohnung: Ebenda, Liste der verzeigten Personen (14.12.1944), S. 4;
Zugkontrolle Chur-Zürich: Ebenda, S. 5;
Alexandre Mussard: Interview sowie Bundesarchiv, E 5330 1882/1, Bd. 219, Militärjustizakten und Urteil vor Divisionsgericht Lausanne vom 18. Dezember 1947 (ich danke Alexandre Mussard für die Erlaubnis, in seinem Namen das Dossier einzusehen);
St. Gingolph: Vgl. NZZ, Nr. 1259, 24.7.1944 (ich danke Herrn Kaiser vom NZZ-Archiv für den freundlichen Hinweis);
Ferris Martin, Paul Moritz und David Wightman: Militärgerichtsakten Alexandre Mussard, op. cit. (Einvernahmeprotokolle vom 25. September 1944, Gefängnis Bois-Mermet, Lausanne); Tagebuchaufzeichnungen von Ferris Martin (ich danke Alexandre Mussard für den Zugang zu diesem Dokument); zu den Landedaten vgl. stets Roy J. Thomas, Haven, Heaven and Hell, op. cit.;
Peterson, Katainen, Wilkey und Stafford: Bundesarchiv, 5791,1; 14.12.1944);
General Legge: Bundesarchiv, E 27/14510 (19.10.1944);
Les Crosettes: Ebenda, 19.10.1944 sowie 10.11.1944 (Oberst Probst an den Oberauditor);
Howard W. Lawson: Anney Interrogations, General Eaker Papers, USAF Historical Depository, Maxwell AFB (Bob Long, Swiss Internees Association; vgl. zu den Äusserungen der nach Anney geflüchteten Amerikanern auch Swiss Internee, Nr. 33, August 1991, S. 2);
Howard E. Melson: Ebenda (Brief vom 29. September 1944 und Fragebogen);
George Kenney: Bundesarchiv, 5791,1; 9/46 (15.12.1944); Kenney befand sich zu der Zeit im Bezirksgefängnis Bern; geflüchtet war er am 10.10., verhaftet worden am 13.10.1944; ob er direkt nach Bern kam, geht nicht aus den Akten hervor;
»zweieinhalb Monate«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/46-Z-f/16 (Karteien; nur für Spätherbst 1944 und Winter 1944/45);
die grossen Verzögerungen: Bundesarchiv, 5791,1; 9/46 (Oberst Probst, 18.12.1944);
Major Noel R. Strader: Anney Interrogations, op. cit.;
Penrose Ray Reagan: Swiss Internee, Nr. 4 (August 1986) und Nr. 24 (Februar 1990);
»Die letzte Chance«: Die Idee zu diesem Film geht auf Ignazio Silone zurück. Im alten Restaurant Cooperativa an der Militärstrasse waren eines Tages zwei amerikanische oder englische Flieger aufgetaucht, die in Italien in Kriegsgefangenschaft gewesen und in die Schweiz geflüchtet waren. Sie hatten nach Herrn Cella gefragt, um ihm Nachrichten von seinen zwei Söhnen zu übermitteln. Frau Cella erzählte die Geschichte Silone, der sofort an einen Filmstoff dachte. Der Produzent der Praesens-Film, Lazarus Wechsler, zeigte sogleich Interesse. Die Drehbuchautoren Wechsler und Schweizer unterbreiteten das Exposé am 29.8.1944 der Vorzensur. Silones ursprüngliche Idee, die Geschichte auf die Vorgänge in der Repubblica die Salò, den von den Nazis gesicherten Rumpfstaat Mussolinis, zu konzentrieren, trat immer mehr in den Hintergrund und fiel schliesslich ganz der Zensur zum Opfer. Der Film wurde ein Welterfolg (US-Ver-

trieb durch MGM), trug aber wider Willen zu einer Verklärung der schweizerischen Neutralität bei (Maria Antonietta Morettini Bura, Gli anni svizzeri di Ignazio Silone attraverso le memorie di Ettore Cella, in: Annali dell'università di Perugia 1990/1991; Felix Aeppli, Der Schweizer Film, Limmat Verlag Zürich 1981; ich danke Ettore Cella und Erich Schmid herzlich für die Hinweise);
Edward J. Jennings: Ebenda (29.9.1944);
Internierte an der Genfer Universität: Jean-Pierre Wilhelm zufolge waren es zehn amerikanische Internierte; vgl. seinen Artikel »Interned« in der britischen Zeitschrift »Fly Past« (Nr. 108, Juli 1990);
Kdt. André Béguin, Schiessbefehl: Bundesarchiv, 5791,1; 8/23 (Bericht vom 24.8.1944);
Rücknahme des Befehls: Bundesarchiv, E 27/14510 (Brief des Generaladjutanten an General Legge vom 30.8.1944);
dreimalige Warnung: Vgl. den Einsatzbefehl vom 27.8.1944 für die Bewachungstruppen des Infanterie-Regiments 13: »Dem Schiessen hat eine dreimalige Warnung voranzugehen. Bei Nichtbeachtung wird geschossen, in der Regel zuerst dicht über die Köpfe weg – wobei Gefährdungen Unbeteiligter vermieden werden müssen –, der zweite Schuss in die Beine und dann erst auf Brusthöhe« (E 27/14510, Kdt. Oberst Jahn, 27.8.1944);
Oberst Gressley: Teilnachlass Bircher, 18.2.3.12.3. (Erschiessung von Internierten, Abschrift eines Berichtes von Oberst Gressley, ohne Datum);
»Bericht betr. die Tötung von Kiselew«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/52 (AktENZEICHEN 131; 30.3.1944); der Bericht stammt von Oberst Probst (Chef der Generaladjutantur 8. Sektion: Internierung und Hospitalisierung);
Einstellung des Verfahrens: Ebenda;
Beweisaufnahme gegen Arbeiterhilfswerk: Teilnachlass Bircher, 18.2.3.12.3., op. cit.;
Erschiessung Kondratiews: Bundesarchiv, 5791,1; 9/52 (Bericht von Kdt. André Béguin vom 26.2.1944; offizielles Kommuniqué vom 23.2.1944); sowie 5791,1; 9/58 (offener Brief von Béguin an die »Voix Ouvrière« vom 5.6.1945);

Straflager Wauwilermoos

Oberst Henry: Zitiert im Schlussbericht des Eidg. Kommissariates für Internierung und Hospitalisierung (EKIH) von Oberst Probst vom April 1947, S. 48 (Eidg. Militärbibliothek, Bern, W 1235 A);
Oberst Probst: Ebenda, S. 356;
»ehrlose Gesinnung«: NZZ, Nr. 301, 21.2.1946;
»Sein Name ist untrennbar ... verbunden«: NZZ, Nr. 287, 19.2.1946;
»Es war falsch...«: NZZ, Nr. 298, 21.2.1946;
»Sie brauchen wirklich nichts zu befürchten«: NZZ, Nr. 297, 20.2.1946;
22 Baracken: NZZ, Nr. 291, 19.2.1946;
»Yank, 12.8.1945«: Bundesarchiv, E 27/14512;
Generaladjutant Dollfus, 4.11.1944: Bundesarchiv, 5791,1;
Inspektion: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58 (Bericht von Colonel Blanc vom 11.1.1945);
»baulicher Zustand des Lagers«: Bundesarchiv 5791,1; 8/23 (24.1.1945; Bericht an Oberst Probst, den Sektionschef des EKI);
Major Humbert: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58 (Bericht vom 24.2.1942; vgl. ebenda den ersten Bericht vom 18.1.1942);
»eine Ordnung durch Furcht«: Ebenda, Bericht von Major Humbert vom 27.2.1942 (»la triste réputation du camp en question se répand par rumeur publique«);
»Spionageverdacht«: Bundesarchiv, 5791,1; Untersuchungsbericht von Colonel Jaquillard, Chef du S.C.E., vom 28.1.1942);
»Biographisches zu André Béguin«: Untersuchungsbericht von Colonel Jaquillard, Chef

du S.C.E. (Gegenspionage), vom 28.1.1942 (Bundesarchiv, 5791,1; 9/58); Stellungnahme Béguins vom 19.2.1942 zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen (5791,1; 9/58); »Personnellement«, Bericht von André Béguin über sich vom 25.1.1944 (5791,1; 9/58); Bericht des Untersuchungsrichters Stockmann vom 5. November 1945 (ebenda); Urteilschrift vom 20.2.1946, S. 23ff (ebenda);

»Jules Humbert-Droz«: »Personnellement«, Bericht von André Béguin über sich vom 25.1.1944 (5791,1; 9/58);

»Ich lehnte mich...auf«: Ebenda;

»Tod Bourquins«: Ebenda;

»Stolpern über Geldgeschichten«: Untersuchungsbericht von Colonel Jaquillard vom 28.1.1942, op. cit.;

»Missbrauch der Armeuniform«: Ebenda;

»In München ... »Heil Hitler««: NZZ, Nr. 287, 19. Februar 1946;

»Major Imer«: Bundesarchiv, 5791,1; 8/23 (18.5.1942; Major Imer an Major Cottier);

»eiserner Disziplin«: Ebenda, Bericht vom 18.8.1944;

»Freiwillige«: Vgl. den Vortrag Béguins, von dem nachfolgend die Rede ist;

»Aquirierung von Arbeit«: Das war einer der wenigen Kritikpunkte im Inspektionsbericht von Major Imer vom 18.8.1944 (Bundesarchiv, 5791,1; 9/58);

»zu mild«: Bericht Béguins vom 17.5.1944 (ebenda);

»die Untergebenen und der Alkohol«: Bericht Béguins vom 5.5.1945 (ebenda);

»fideles Gefängnis«: Interpellation Birchers (Teilnachlass Bircher, op. cit., 18.2.1.2, S. 11;

»Besuch Birchers im Wauwilermoos«: Teilnachlass Bircher, op. cit., 18.2.2.12.15;

»Vortrag Béguins vom 26.6.1944«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58;

»Wachhunde und Gewehrtragende«: Bundesarchiv, 5791,1; 8/23 (6.8.1943; 13.2.1945);

»Berner Tagwacht«: Bericht in der Nr. 5 vom 7.1.1944 (Abschrift in Bundesarchiv, 5791,1; 9/58, Bericht von Major Krebs, Sicherheitsdienst, vom 19.1.1944);

»Lt. Symforian Dziedic«: Dziedic flüchtete im Winter 1944/45 ein drittes Mal und wurde »einer in Frankreich stationierten polnischen Einheit zugeteilt, mit welcher ich in den Vogesen kämpfte und den Durchbruch in Süddeutschland mitmachte.« In Begleitung eines französischen Offiziers kehrte er am 3.10.1945 eigens in die Schweiz zurück, um der Heerespolizei in Schaffhausen seine Anklage gegen Béguin zu Protokoll zu geben. Dziedic berichtete weiter: »Im Lager Büren war ich Zeuge eines Auftritts, dessen ich mich ewig erinnern werde: Zwischen der Lagerleitung und den Insassen war es in Fragen der Verpflegung zu Differenzen gekommen. Unsere Soldaten mussten auf zwei Gliedern antreten. Im Verlaufe der Diskussion schlug ein schweizerischer Oberst - er ist Hotelbesitzer in St. Moritz - einem polnischen Soldaten mit der Reitgerte ins Gesicht. Einer meiner Kameraden, Leutnant Rzadkowski, aufs tiefste über dieses unwürdige und schändliche Verhalten empört, riss dem Offizier die Peitsche aus der Hand. Leutnant Rzadkowski wurde dafür zu 12 Monaten Gefängnis wegen Beleidigung der schweizerischen Nation verurteilt. Er hat diese Strafe in der Anstalt Witzwil abgesessen.« Leutnant Dziedic schloss mit den Worten: »Heute ist meine Kompanie in Tuttlingen stationiert. Am 10. Oktober werden wir nach Polen zurückkehren. Ich versichere Ihnen, dass ich in meiner Heimat diese Begebenheiten (...) zur Sprache bringen werde« (Bundesarchiv, 5791, 1; 9/52; Heerespolizei, 4.10.1944; ich danke Alexandre Mussard für dieses Dokument);

»Büro- und Wohnungsdurchsuchung«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58 (Bericht von Untersuchungsrichter Hptm. Stockmann vom 5.11.1945, S. 16ff);

»Post- und Zensurbestimmungen«: Schlussbericht von Oberst Probst, op. cit., S. 26;

»Auf dem Tisch des Gerichtes...«: NZZ, Nr. 293, 20.2.1946;

»nicht abgeschickte Briefe«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58;

»Deutsche Deserteure«: Bestand am 1.6.1944: 263; 1.8.1944: 322; 1.2.1945: 720 (Beilage zum Schlussbericht von Oberst Probst, op. cit., Eidg. Militärbibl., W 1235-); die deut-

schen Deserteure hatten es recht schwer in der Schweiz; einmal erwogen sie das Projekt, die deutsche Enklave Büsingen in der Schweiz zu besetzen und zu einer deutschen Republik auszurufen (Probst-Bericht, op. cit., S. 97);

»A. Knoll AG Uniformen«: Schreiben der Firma an das Armeekommando vom 15.5.1945 (Bundesarchiv, 5791,1; 9/58);

»Vorschüsse für Rodungsarbeiten«: Urteilschrift vom 20.2.1947, S. 85f (5791,1; 9/58);

»Gerichtstermine als Vorwand, Transportgutscheine«: Brief von Grossrichter Oberst Dombrowski vom 9.3.1945 (5791,1; 9/58);

»ein offenes Geheimnis«: Aussage des ehemaligen polnischen Internierten Lt. S. Dziedic gegenüber der Heerespolizei vom 4.10.1945, S. 4 (5791,1; 9/52; ich danke A. Mussard für dieses Dokument);

»betrügerische Darleben«: Urteilschrift, op. cit., S. 61ff;

»Feldprediger«: NZZ, Nr. 291, 19.2.1946;

»Soldatenmutter«: Urteilschrift, op. cit., S. 40f;

»Theateraufführung«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58 (Brief des Quartiermeisters vom 23.7.1945);

»Pumpgenie«: NZZ, Nr. 291, 19.2.1946;

»Schubhaus Capitol«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/58 (Brief vom 30. Juli 1945);

»Sporthaus Sträuli«: Ebenda (Brief vom 17. Juli 1945);

»Fahrradhändler«: Ebenda (Untersuchungsbericht vom 28.1.1942);

»Lt. Rintelen«: NZZ, Nr. 293, 20.2.1946;

»Keine Zeit«: Ebenda;

Hölle in der Baracke 9

»Dan L. Culler«: Aufzeichnungen, die er am 16.10.1990 Jean-Pierre Wilhelm zur Verfügung stellte; Dan Cöller ist ausserdem seit einigen Jahren dabei, eine dreiteilige Lebensgeschichte zu schreiben (»Circle of Thorns«); die zwei ersten Bände über seine Kindheit und Jugend sowie die Kriegsjahre, sind fertig, aber noch unpubliziert (Telefongespräch vom Juni 1993; ich danke Herrn Culler für das mir entgegengebrachte Vertrauen); ich erhielt erst nach der Veröffentlichung meines Artikels in der »Wochenzeitung« (Nr. 31, 6.8.1993) die Bewilligung, in die Militär- und Justizakten über Dan Culler Einblick zu nehmen (Bundesarchiv, 7110 1973/134 sowie 5791/1, Bd.2/9); diesen Akten zufolge verbrachte Culler nach seiner Flucht vom 15.5.1944 und der freiwilligen Rückkehr nach Adelboden in der Tat 10 Tage in scharfem Arrest im Bezirksgefängnis Frutigen (vgl. Urteilschrift vom 27.7.1944; die Akte Béguins über Culler hingegen ist unvollständig und fehlerhaft); der Untersuchungsrichter des Terr.Ger. 2A, Hptm. R. Büchi, focht danach im Juni diese Strafe als zu milde an und verfügte den Abtransport Cullers ins Wauwilermoos (Schreiben Büchis vom 24.6.1944); im Wauwilermoos traf Culler am 17.6.1944 ein; (vom 15.-17.6.1944 scheint er zusätzliche zwei Tage in Frutigen eingesperrt gewesen zu sein; am 27.6.1944 wurde Culler im Bahnhofbuffet Olten ein erstes Mal einvernommen; die formelle Anklageerhebung - Culler war längst im Wauwilermoos - erfolgte am 19.7.1944 durch den Auditor des Terr.Ger. 2A, i.V. Oberstlt. Conrad, Baden (aufgrund der wenigen amerikanischen Aktenzeugnisse, die mir zuvor zur Verfügung standen, hatte ich in meinem Artikel angenommen, Baden sei auch der Prozessort gewesen, was nicht der Fall war); die Verhandlung fand darauf am 27.7.1944 in Bern statt; Culler wurde da zu 90 Tagen Gefängnis verurteilt, abzüglich 52 Tage Untersuchungshaft (40 Tage davon im Wauwilermoos); der Rest wurde ihm »bedingt erlassen«. Zurück im Wauwilermoos brach Culler zusammen und kam in Spitalpflege. Culler hätte laut einer »Ordre de transfert« am 2. August 1944 von Adelboden nach Davos gebracht werden sollen, befand sich zu dem Zeitpunkt aber noch immer »im Spital in Luzern«; erst am 9.8.1944 konnte er das Spital verlassen; laut der

* in zwei Bänden
geschrieben
(siehe www.geheimnagewalt.de)

Akte von Béguin über Culler hatte er während der ganzen Zeit seines Aufenthalts im Wauwilermoos keinen Sold (Béguin, 26.7.1944) erhalten;

»General Legge und die Schweiz«: Am 12.10.1944 liess Legge dem schweizerischen Generaladjutanten zuliebe, dem gegenüber er sich nicht eines Vertrauensbruchs schuldig machen wollte, den Navigator Robert V. Simpson, der am 13. August 1943 mit dem allerersten notgelandeten amerikanischen Bomber in die Schweiz gekommen war, nach dessen Flucht aus London zurückholen und den Schweizer Behörden überstellen, nur weil Simpson eine von Legge gegengezeichnete zeitlich befristete Ehrenwortserklärung, während seines Universitätsaufenthaltes in Genf nicht zu fliehen, am letzten Tag, bevor diese auslief, gebrochen hatte und nicht ins Stammlager Adelboden zurückgekehrt war (Bundesarchiv, 5791,1; 9/37, 12.10.1944; zu den Ehrenwort-Erklärungen vgl. den US-General-Befehl Nr. 4 vom 7.11.1944, E 27/14510); Oberstbrigadier Dollfus bezeichnete denn auch gegenüber dem Oberauditor Eugster General Legge als einen Mann, »der uns grosse Sympathie entgegenbringt« (Bundesarchiv, E 27/14510, 28.10.1944); Dollfus versuchte Legge am 3.11.1944 auch für die Rückführung der Amerikaner Warns und Klein zu gewinnen: »Vous avez traité avec tant de loyauté le cas de Simpson il y a une quinzaine de jours que je ne doute pas que vous ferez le nécessaire« (E 27/14510); vgl. auch Schreiben von Dollfus an Major W. Huber vom 20.11.1944 (5791,1; 8/23);

»General Legge und die amerikanischen Internierten«: Siehe Aufzeichnungen von Dan Culler (op. cit.); John V.H. Dippel, Two against Hitler. Nazis' best-kept secrets, New York 1992, S. 126; Aussagen der ehemaligen amerikanischen Internierten James A. Green (Swiss Internee, Nr. 12A, April 1988, S. 3) und James Mahaffey (Aufzeichnungen, die er J.-P. Wilhelm am 28.11.1990 zur Verfügung stellte); viele andere Zeugnisse sind in den Ancey Interrogations zu finden (op. cit.);

»Washington«: Vgl. John Dippel, Two against Hitler, op. cit., S. 126;

»General Spaatz«: Aussage von James A. Green, der am 11. Juli 1944 in der Schweiz gelandet war: »Later we were told via the underground that General Spaatz was indignant that no one had tried to escape« (Swiss Internee Nr. 12A, April 1988, S. 3);

»Amerikanischer Geheimdienst OSS«: Memorandum vom 26.9.1944 an die Joint Chiefs of Staff, das oberste militärische Führungsgremium der USA (John Dippel, Two against Hitler, S. 126, Anm. 110, sowie Brief Dippels an den Verfasser vom 6.6.1993);

»Murray Thomas Bartle«: Ich danke M.T. Bartle für die umfangreichen Aufzeichnungen, die er mir am 25.5.1990 zur Verfügung stellte; vgl. auch Schreiben von Major Imer vom 10.11.1944 (E 27/14509);

»Wing Commander Jones«: Bundesarchiv, E 27/14509, 18.11.1944 (Abschrift auch in 5791,1; 6/12, Aktenzeichen 184); vgl. auch E 27/14509 (»List of Officers and other ranks employed at the [British] Legation and Consulates«, Bern, 7.1.1944);

»Genfer Konvention«: Les Conventions de Genève de 1929 (Genf, o. D.), S. 39 und 42;

»Schweizer Unterschrift«: Ebenda, S. 19;

»James Mahaffey«: Brief an J.-P. Wilhelm vom 28.11.1990;

»Ed Cunningham«: Yank, 12.8.1945; op. cit.;

»Swiss Internees Association«: Noch im Swiss Internee Nr. 9, August 1989, wurde dieses von Béguin verbreitete Gerücht wiederholt;

»Rechtsdienst des US-Aussenministeriums«: vgl. Swiss Internee, Nr. 14, June 1988;

»zwei bis drei Monate«: Bundesarchiv, E 27/14510, 28.10.1944 (Schreiben von Colonel Simon an den Generaladjutanten sowie Schreiben des Generaladjutanten an Oberauditor Eugster);

»bis zu sechs Monaten«: Bundesarchiv, E 27/14510, Schreiben von Oberst Probst an den Armeeauditor vom 10.11.1944;

»eine juristische Grundsatzfrage«: Bundesarchiv, E 27/14509, 14.11.1944 (Antwortschreiben an Wing Commander Jones);

»zu einer politischen Frage geworden«: E 27/14510 (13.11.1944);

»Die Schweiz verletzt in grober Weise«: Bundesarchiv, 5791,1; 8/23 (17.11.1944); im weiteren hiess es: »Als schlimmste Fälle wurden mir genannt: Lt. [Robert] Mc Reynolds [Bordfunker, gelandet am 13.4.1944], Lt. [William] Gadek [Bombschütze, gelandet am 16.3.1944], [Carl oder Leo] Mc Donald, [Meredith] Travis [Bordschütze, gelandet am 13. April 1944]; hier genannt werden kann auch der Fall von Joyce K. Freeman, der Bordschütze einer B-24, die am 11. Juli 1944 in einer Bruchlandung in Dübendorf niederging; er wog bei seiner Einlieferung ins Wauwilermoos gute 74 Kilo; als er rauskam, war er gerade noch 49 Kilo schwer; seinem Sohn sagte er später nur immer, dass es »fürchterlich« gewesen sei (Swiss Internee, Nr. 27, August 1990, S. 3 sowie Brief von Bob Long vom 29. März 1993);

»Major Thorens«: Brief von Hugo Schmid, Davos, an den General vom 7.11.1944 (Bundesarchiv, 5791,1; 8/23);

»Eugster-Doktrin«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/46 (Protokoll vom 13.8.1940);

»20 Tage, 6 Monate«: Schlussbericht von Oberst Probst vom April 1947, S. 104 (Eidg. Militärbibliothek, W 1235 A) sowie Schlussbericht von Major Imer vom November 1946, S. 20 (in der Beilage zu obigem Bericht, Eidg. Militärbibl., W 1235-);

»Fall Tabaka ... Exposé für das EMD, 22.11.1944«: Bundesarchiv, E 27/14510 (zit. nach dem Exemplar, das Eugster am 14.12.1944 Oberstdivisionär Dollfus zukommen liess);

»Gentlemen, you are in France«

»Dan L. Culler«: Aufzeichnungen, die er am 16.10.1990 Jean-Pierre Wilhelm zur Verfügung stellte;

»Lloyd H. Roach, Leask H. Hermann«: Swiss Internee, Nr. 22 und 24 (Oktober 1989 und Februar 1990); Landedaten wie immer bei Roy J. Thomas, op. cit.;

»Peter Zarafonettis, Robert Dillworth«: Ancey Interrogations, op. cit.;

»Eisenhower Befehl«: Der Befehl war von General Ulio unterzeichnet, Swiss Internee, Nr. 20, Juni 1989, S. 3; die Dokumente wurden vom Historiker Roy J. Thomas in den National Archives wiederentdeckt (»Americans who were held prisoners of war in neutral countries«);

»POW-Status Dan Cullers«: Swiss Internee, Nr. 20, Juni 1989, S. 3;

»neues Gesetz«: In einem Brief vom 17.7.1990 an Bob Long, den Präsidenten der Swiss Internees Association hielt der US-Secretary of Veterans Affairs in Washington D.C. fest: »Public law 100-322 does provide recognition as a former POW to a person who, while serving in the active military, naval or air service, was forcibly detained or interned in the line of duty by a foreign government or its agents, or a hostile force, under circumstances comparable to the circumstances under which persons have generally been forcibly detained or interned by enemy governments during periods of war. Comparable circumstances include, but are not limited to, physical hardships or abuse, psychological hardships or abuse, malnutrition, and unsanitary conditions. (...) If a veteran claims detention during wartime by an allied or neutral force, the facts and circumstances of detention, the dates and places of internment, and the detainign power are requested« (Swiss Internee, Nr. 27, August 1990, S. 4);

»Flucht von 1000 Amerikanern«: John Dippel, Two against Hitler. Nazis' best-kept secrets, New York 1992, S. 126 (auch S. 194, Anm. 110) sowie Brief Dippels an den Verfasser vom 6.6.1993 (»Memorandum of William J. Donovan to Joint Chiefs of Staff, 26. September 1944, Folder 82, Box 120B, Donovan Papers US. Army War College, Carlisle Barracks, Pa.«; Regest der Quelle, laut Dippel: »At Gen. Baker's request, OSS has undertaken to evacuate 1'000 U.S. airmen and 200 escaped POWs from Switzerland; representatives of OSS to be sent to Switzerland to handle this operation; a radio operator, Col. Harris B. Hull, is to be on this mission«);

»Interniertenstatistik«: Vgl. Beilage zum Schlussbericht von Oberst Probst, op. cit.; Bestand der amerikanischen und britischen Internierten:

Stichtag	Briten	Amerikaner
31.8.1943	78	30
30.9.1943		84
31.10.1943	*1416	181
31.12.1943	2758	86
31.1.1944	2718	99
15.4.1944	2945	277
1.5.1944	2814	538
1.6.1944	3014	689
1.7.1944	3068	828
1.8.1944	3558	1208
1.9.1944	3350	1209
1.10.1944	2643	1116
1.11.1944	**155	924
1.12.1944	136	798
1.1.1945	78	619
1.2.1945	77	528
1.4.1945	17	**50
1.5.1945	11	94

* Zustrom von britischen Kriegsgefangenen aus Italien

** Beginn der Repatriierungen (im Austausch mit Deutschen)

»Sam Woods«: John V.H. Dippel, Two against Hitler. Nazis' best-kept secrets, New York 1992, S. 22, 25f, 69, 71, 74ff, 127;
 »Simplon Bar«: Forrest Clark im Swiss Internee, Nr. 12A, April 1988;
 »IBM«: John Dippel, op. cit., S. 127;
 »James Mahaffey«: Aufzeichnungen, die er am 28.10.1990 Jean-Pierre Wilhelm zur Verfügung stellte;
 »EOS-Klinik Zürich, Spital in Sursee«: Bundesarchiv, 5791,1; 9748, Bericht über Evasioren amerikanischer Internierter vom 14.12.1944;
 »James Misuraca«: Swiss Internee, Nr. 21, August 1989, S. 3f;
 »Frida Haller, Ehepaar Meadows«: Bundesarchiv, 5791,1; 9/48 (4.1.1945);
 »Daniel Grove, Joe Piemonte«: Swiss Internee, Nr. 27, August 1990, S. 3;
 »Dale Ellington«: Swiss Internee, Nr. 31, April 1991;
 »Statistik der Fluchtversuche«: Beilage zum Schlussbericht von Oberst Probst, op. cit.;
 »Murray Bartle«: Aufzeichnungen, die er dem Verfasser am 25.5.1990 zur Verfügung stellte;
 »80 Fliegeroffiziere«: E 27/14510, 28.10.1944 (Dollfuss an Oberauditor Eugster);
 »108 Amerikaner«: Ebenda, 10.11.1944 (Oberst Probst an Eugster);
 »M.D. Pratt«: Swiss Internee, Nr. 24, Februar 1990, S. 4;
 »Sam Woods«: Bericht Béguins vom 18.10.1944 (5791,1; 8/23); die Aussage, die Béguin Sam Woods zuschreibt, wonach das Wauwilermoos verglichen mit deutschen Lagern ein »Hotel erster Klasse« sei, ist so ganz sicher verzerrt; Woods war auch gar nie Kriegsgefangener, wie Béguin behauptet, sondern nur zusammen mit 133 anderen amerikanischen Diplomaten von Dezember 1941 bis Mai 1942 in einem Grand Hotel in Bad Nauheim/Deutschland interniert (John Dippel, Two against Hitler, S. 68/71);

»Kartoffelaufstand«: Bericht Béguins vom 18.10.1944 (5791,1; 8/23);
 »nicht tauglich«: Aussage von George D. Telford vom 9. Dezember 1944 vor der County of Atlantic, State of New Jersey (Akten des War Crime Office; diese Dokumente stellte Dan Culler J.-P. Wilhelm zur Verfügung);
 »ehrwürdiges Vergehen«: E 27/14510, 19.10.1944 (Legge an Dollfuss);
 »Paul Altheer«: Brief an »Heer und Haus« vom 25.10.1944 (5791,1; 8/23); Probst äusserst sich in einem Brief vom 21.12.1944 an Bundesrat Kobelt über Altheer (ebenda);
 »Albert Adler«: »Rapport über das Straflager Wauwilermoos« (5791,1; 8/23);
 »H. S. Rügger, Davos«: 5791,1; 8/23 (26.10.1944);
 »Journalisten-Trick«: Probst in einem Brief vom 21.12.1944 an Bundesrat Kobelt (ebenda); Probst hatte ja den Bericht als erster erhalten und abgeblockt: »Redaktor Adler hat mir seinen Rapport über das Straflager Wauwilermoos seinerzeit direkt unterbreitet, worauf ich ihn auf mein KP zitierte und mit ihm grundsätzlich seine Stellung zur Internierung festlegte. Wenn er im U.S.A. Lager Davos Unterricht erteilt, so ist er Funktionär und hat Beobachtungen und Feststellungen nicht an Aussenstehende zu übermitteln.«
 »Roland K. Colgate«: Ausführungen, die er am 18.12.1990 Jean-Pierre Wilhelm zur Verfügung stellte;
 »Peter J. Lysek«: Aufzeichnungen, die er am 8.3.1991 J.-P. Wilhelm zur Verfügung stellte.

Anmerkungen zu Kapitel 5: »In diesem schönen Land«

Handel mit dem Feind

»Alliiertenwitz über die Schweiz«: Ed Cunningham, in: Yank, 12.8.1945 (Bundesarchiv, E 27/14512); auch bei Heinz K. Meier, Friendship under Stress, U.S.-Swiss Relations 1900-1950, Bern 1970, S. 310, sowie Oswald Inglin, Der stille Krieg. Der Wirtschaftskrieg zwischen Grossbritannien und der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1991, S. 225 (Anm. 61);
 »begierig, ihre Wirtschaft zu mästen«: Ed Cunningham, rückblickend, op. cit.;
 »Geheimpolitik«: Volksrecht vom 24.9.1945, zitiert bei Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 288 (Anm. 17); in bezug auf Wirtschaftsverhandlungen mit dem Ausland galt während des Krieges Pressezensur (Oswald Inglin, S. 110);
 »Gerüchte, Dr. August R. Lindt«: Tätigkeitsbericht 1941-1945 (Schlussbericht), Anhang I, S. 5 und 1, Archiv für Zeitgeschichte (ETHZ), Nachlass Lindt, Nr. 13; vgl. auch August R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein. Erinnerungen, Bern 1992, sowie die grosse Übersichtsstudie von André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992;
 »Lindt zu Etter«: Bericht an Bundesrat Etter über die Stimmungslage, Aktennotiz von A.R. Lindt (3.11.43), Archiv für Zeitgeschichte (ETHZ), Nachlass Lindt, Nr. 73;
 »Beromünster, englischer Sender, Atlantiksender«: Lindt, Schlussbericht, op. cit., S. 39;
 »Gerüchtekern«: Lindt, Schlussbericht, Anhang I, S. 1, op. cit.;
 »Staniolstreifen«: A. Gsell (6.3.1944), Bundesarchiv, E 27/9261 (Bezirk Steckborn);
 »entzündbare Papiersäckchen«: W. Wetz (19.10.1943), Bundesarchiv, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen: Zusammenfassungen und Auszüge);
 »Brandplättchen«: Antwort an Frau Gsell vom 6.3.1944 (Aufklärungsdienst, Joss), Bundesarchiv, E 27/9261 (Bezirk Steckborn);
 »Bombardierung Vichy-Frankreichs«: Lindt, Schlussbericht, op. cit., S. 28;
 »Grossbritannien befindet sich...«: Undatierte mündliche Antwort auf das Memorandum von Minister Hans Sulzer und Prof. Paul Keller vom 6.11.1939, zit. bei Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., 83;

- »General Guisan, 23.3.1941«: Bundesarchiv, E 27/14378;
 »Abkommen mit Deutschland«: Oswald Inglin, Der stille Krieg, S. 86f und 242 (Anm. 74); zu den Abkommen vom 9.8.1940 und 18.7.1941, siehe Robert Urs Vogler, Die Wirtschaftsverhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland 1940 und 1941, Zürich 1983;
 »John Lomax«: Oswald Inglin, op. cit., S. 96, 298, 295ff; Lomax wurde 1896 in Liverpool geboren, vgl. Sir John Lomax, The Diplomatic Smuggler. A first-hand account of how vital supplies were smuggled from neutral Europe in the Secret war of 1939-1945, London 1965;
 »Dingle Foot an Thurnherr, 22.9.1941«: Oswald Inglin, op. cit., S. 87;
 »Schwarze Liste«: Oswald Inglin, op. cit., S. 114 und 124;
 »Schweizer auf der Liste«: Ebenda, S. 311f und 323ff; zur »Taktik des Totschweigens der Existenz einer Schwarzen Liste in der Öffentlichkeit« (Oswald Inglin) vgl. S. 183;
 »Undatierte Note ... Gespräch mit Lomax, 7.12.1941«: Bundesarchiv, E 27/14378 (Berichte über das Verhältnis der Schweiz zu Grossbritannien, 1939-1945);
 »Times«: Oswald Inglin, S. 254 (Anm. 219) sowie S. 108 (5.3.1942);
 »H. Landolf, 21.11.1942«: Bundesarchiv, E 27/9261 (Bezirk Steckborn);
 »Lomax, Bührle«: Edgar Bonjour, Geschichte der Schweizerischen Neutralität, Bd. VIII, Dokumente 1939-1945, Basel 1975, S. 189f;
 »riss die Geduld«: Oswald Inglin, op. cit., S. 89;
 »Eden«: Eden erwähnt das Gespräch am 5.5.1943 in einem Schreiben an Clifford Norton, den britischen Gesandten in Bern (1942-1946), zitiert bei Oswald Inglin, op. cit., S. 90;
 »Dingle Foot, 5.6.1943«: Inglin, S. 105f und 253 (Anm. 203);
 »Sondervereinbarung vom 1.10.1943«: Edgar Bonjour, Bd. VIII, op. cit., S. 197ff;
 »Lomax in London«: Oswald Inglin, op. cit., S. 97; vgl. Sir John Lomax, The Diplomatic Smuggler, London 1965;
 »Dingle Foot, Oktober 1943«: Antwort auf zwei Memoranden der Schweiz vom 13.10.1943, zitiert bei Oswald Inglin, op. cit., S. 116 und 256 (Anm. 15 und 18);
 »Dr. A. Wartenweiler, 26.10.1943«: Bundesarchiv, E 27/9261 (Bezirk Steckborn);
 »Alliierte Informationskanäle«: Zu ihnen wären bei weitergehender Erforschung der hier dargestellten Zusammenhänge auch das Zeitungsbulletin der britischen Gesandtschaft zu zählen (Edgar Bonjour, Grossbritannien und die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze von Edgar Bonjour, Basel 1973, S. 213). Zu denjenigen, die über Abschriften mit britischem Pressematerial versorgt wurden, zählte unter anderen J.R. von Salis (Oswald Inglin, op. cit., S. 78).
 »Frau Jenni, Bern«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Stimmungsberichte);
 »E. Bischoff, Olten«: Ebenda (27.10.1943);
 »P. Zigerli, Zürich«: Ebenda (6.9.1943);
 »W. Gurtner, Buochs/NW«: Ebenda (19.9.1943);
 »E. Bearth, Chur«: Ebenda (10.11.1944);
 »Lt. Hs. Bucher, Zürich«: Ebenda (14.11.1943);
 »B. Stutz, Zofingen«: Ebenda (14.10.1943);
 »W. Meyer, Buochs/NW«: Bundesarchiv, E 27/9131 (Gerichtsmeldungen; 16.10.1943);
 »Oblt. Bauer, Heggart/ZH«: Ebenda (16.10.1943);
 »Kpl. Kunz, Genf«: Ebenda (21.10.1943);
 »Otto Büchi jun., Möblin/AG«: Bundesarchiv, E 27/9252 (Bezirk Rheinfelden; 23.10.1943);
 »Walter Tanner, Bern«: Bundesarchiv, E 27/9131 (28.10.43);
 »Josef Dörig, Appenzell«: Ebenda (2.11.1943);
 »Werner Bühler, Uster«: Ebenda (2.11.1943);

- »Frau C. Wiedmer-Klee, Diepfingen/BL«: E 27/9130 (3.11.1943);
 »Bombardierungsdrohungen«: Telefoninterview mit August R. Lindt vom 27.7.1993; vgl. auch August R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein. Erinnerungen, Bern 1992, S. 151; Lindt bezeichnet die Drohung des Atlantiksenders, zur Bombardierung der schweizerischen Rüstungsfabriken zu schreiten, als »reine Propaganda« (ebenda); die ganze Geschichte des Einflusses der alliierten Geheimsender auf die Schweizer Meinung bleibt noch zu schreiben; auszuwerten wären folgende Quellen: Tagesrapporte der Abt. Presse und Funkpruch (Bundesarchiv 4450/13), sowie »Bulletin der Gruppe Ohr über ausländische Rundspruchsendungen«, Armeestab, Abt. Presse und Funkpruch, Sektion Radio (Bundesarchiv 4450/1347);
 »J. R. von Salis«: Telefoninterview vom 28.7.1993;
 »Theo Albrecht, Wallisellen«: E 27/9130 (3.11.1943);
 »Any Questions?«: Zitiert bei Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 182;
 »O. Sutter, Samedan«: E 27/9130 (5.11.1943);
 »Hans Schellenberg, Winterthur«: Ebenda (7.11.1943);
 »demokratische Spielregeln«: Dr. Otto Senn-Wagner aus Arlesheim/BL behauptete am 26. Oktober 1943 gegenüber »Heer und Haus«, die Sendungen seien eine »infame Hetzerei« Bundesarchiv, E 27/9130 (26.10.1943);
 »unstatthafte Eingriffe«: Edgar Bonjour, Grossbritannien und die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze von Edgar Bonjour, Basel 1973, S. 178, 181;
 »Zurückkrebsen«: Edgar Bonjour, Geschichte der Schweizerischen Neutralität, Bd. VIII, Dokumente 1939-1945, Basel 1975, S. 199;
 »Ungehdul der Amerikaner«: Schon am 28.4.1943 hatten die Joint Chiefs of Staff, die Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte, erklärt: »Da die Schweiz so vollkommen im militärischen und ökonomischen Einflussbereich [orbit] Deutschlands liegt, müssen alle Materialien, die in ihnen [den Schweizern] geliefert werden, als indirekten Beitrag an die Kriegsanstrengungen der Achse betrachtet werden.« Zitiert bei H. K. Meier, Friendship under Stress. U.S.-Swiss Relations 1900-1950, Bern 1950, S. 318;
 »neue Versprechen, März 1944«: Heinz R. Meier, Friendship under Stress, op. cit., S. 323;
 »Radioansprache von Cordell Hull, 9.4.1944«: Datum bei Oswald Inglin, op. cit., S. 253 (Anm. 216) sowie H.R. Meier, op. cit., S. 325; Text bei Heinrich Homberger, Schweizerische Handelspolitik im Zweiten Weltkrieg, Erlenbach/Stuttgart 1970, S. 108;
 »Hull zu Bruggmann, 14.7.1944«: Zit. bei Heinz K. Meier, Friendship under Stress, op. cit., S. 325;
 »Hinhaltetaktik«: Heinz R. Meier, op. cit., S. 327 (zit. in einem Schreiben Hulls an Winant, 26. Juli 1944);
 »Einstellung der Rüstungslieferungen«: Ebenda, S. 329;

Bomben auf die Schweiz

- »abgeworfene Bomben«: Luftschutz, Nr. 10 (10. Jg.), Dezember 1945, S. 18;
 »Armeestatistik«: Bericht des Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst 1939-1945, S. 165;
 »Fliegeralarme«: Luftschutz Nr. 10 (1945), op. cit., S. 18;
 »Flabsplitter«: Ebenda;
 »Hptm. Wild, 15.1.1945«: Bundesarchiv, E 27/9201, Bd. 3 (Basel-Stadt);
 »Kümmertschhausen/Erlen«: Luftschutz, Nr. 7, Juli 1943; sowie Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 9 (Polizeikommando Thurgau, 22.6.1943);
 »Arbon«: Luftschutz, Nr. 7, Juli 1943;
 »Lord Halifax, 12.9.1940«: Public Record Office, Air 19/178 (Halifax an Sinclair, 12.9.1940);

- »Air Ministry, 17.9.1940«: PRO, Air 14/162 (17.9.1940);
 »Anthony Eden«: PRO, Air 19/178 (2.1.1941);
 »Buch am Irchel, 2./3.10.1943«: Luftschutz, Nr. 11, November 1943, S. 13;
 »Juragemeinden, 15./16.3.1944«: Bundesarchiv, E 17/14354, Bd. 3-4;
 »Renens, Daillens, Genf, 11./12.6.1940«: NZZ, Nr. 851, 12.6.1940 sowie Nr. 853, 13.6.1940;
 »Britische Regierung«: Mitteilung des Eidg. Politischen Departements, NZZ, Nr. 925, 27.10.1940;
 »Luftmarschall Portal«: PRO, Air 14/158 (Air Marshal G. Portal, Commanding-in-Chief, Bomber Command, 16.6.1940);
 »Altmatt bei Rothenturm, 29./30.6.1940«: PRO, Air 14/158 (Bericht vom 2. Juli 1940);
 »Basel, 16.12.1940«: NZZ, Nr. 1873, 18. Dezember 1940; vgl. auch Bettina Hunger, Konflikte um den Luftschutz in Basel, in Réduit Basel. Katalog zur Ausstellung des Historischen Museums Basel vom 4.11.1989-28.1.1990, hg. von Nadia Guth und Bettina Hunger, Basel 1989, S. 24-29;
 »Einsatzprotokoll«: PRO, Air 14/159 (Movements of Aircraft on 16/17, 21/22 and 22/23 December 1940, Bericht vom 28.12.1940);
 »Zürich, 22.12.1940«: NZZ, Nr. 1911, 23.12.1940; Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 1-2 (Bericht der Kriegstechnischen Abt. vom 23.12.1940) sowie 2001 (E) 1967/113, Bd. 127/128 (Obduktionsbericht);
 »Zahnradfabrik Maag«: Memorandum Gäfgen, zitiert bei Markus Heiniger, Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde, Limmat Verlag Zürich, 1989, S. 76;
 »Aufregende Vorkommnisse...«: NZZ, Nr. 1913, 23.12.1940;
 »Baden«: Der Schweizer Militärpilot Werner Lindecker erinnert sich an einen ähnlichen Vorfall im Jahre 1940: »Es muss nach der Sommerperiode gewesen sein, nach den Luftkämpfen gegen die Deutschen. Da sind wir für 6 Wochen entlassen worden, damit wir wieder mal nach Hause konnten. Ich habe in Ennetbaden gewohnt. Es war alles verdunkelt und da kam nachts der Alarm. Es waren Engländer, die aus grosser Höhe Leuchtraketen herunterliessen und die Stadt Baden war nachts um zwölf herum taghell erleuchtet. Wir haben etwas ausserhalb gewohnt, am Berghang drüben. Ich sagte zu meiner Frau: »Pass auf, jetzt wird die Brown Boveri bombardiert!« Es ist dann aber nichts passiert. Ich weiss nicht, ob sie es gemerkt haben« (Gespräch vom 30.8.1989).
 »Glynn-Owen«: Ich lernte Raymond Glynn-Owen an der Erinnerungsfeier vom 11.7.1993 in Le Bouveret kennen und korrespondiere und telefoniere seither mit ihm;
 »Buhwil, 12.10.1941«: Heinz Looser, Buhwil, Zürich, Seebach-Oerlikon. Bomben gegen die Kollaboration? Drei Fälle »irrtümlicher« alliierter Luftangriffe auf die Schweiz in den Jahren 1940, 1941 und 1943, in: Unikum, Nr. 16, September 1989;
 »40-50 Meilen nördlich...«: PRO, A 14/160 (22.10.1941);
 »Jonischwil, Asp, Liestal«: Ebenda, Bericht vom 15.11.1941;
 »Sins, Rarogne, Viège«: PRO, A 19/178 (16.12.1942, Eden an britischen Botschafter in Bern); sowie Air 14/161 (5.1.1943, Luftministerium an Bomberkommando);
 »Zürich, 17.18.5.1943«: NZZ, Nr. 799, 18. Mai 1943;
 »9634...«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (Bundesratsitzung vom 16.6.1944);
 »Warnung«: Edgar Bonjour Grossbritannien und die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, in: Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze von Edgar Bonjour, Basel 1973, S. 180;
 »Josi Mattli, 18.5.1943«: Bundesarchiv, E 27/9142/3 (Bezirk Zürich)
 »21. Juni 1943«: NZZ, Nr. 975, 21.6.1943;
 »12./13. Juli 1943«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (Bundesratsitzung vom 16.6.1944);
 »Pilet-Golaz an Kobelt«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 2 (12.8.1943);

- »229'082.30«: Schweizer Schadenersatzforderung, Thun, 3. Mai 1944 (Kopien aus amerikanischen Archiven; freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Bob Long, Swiss Internees Association);
 »US-Regierung, Washington Post«: NZZ, Nr. 582, 4.4.1944;
 »Cordell Hull«: NZZ, Nr. 584, 4.4.1944;
 »Bombardierung von Schaffhausen«: Hans-Heiri Stapfer, in: Schaffhauser Bock vom 16.10. und 23.10.1986 (vgl. auch die Recherchen von Myron H. Keilmann; Artikel im Besitz von H.-H. Stapfer); Zeitschrift Luftschutz, Nr. 5, Mai 1944; Heinz K. Meier, Friendship under Stress. U.S.-Swiss Relations 1900-1950, Bern 1950, S. 312ff, S. 334; Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (13.4.1944: Zweiter Bericht über die Bombardierung von Schaffhausen, von Hptm. i. Gst. Hitz, mit Karten und Bildern); E 27/14356, Bd. 9 (Bericht vom 4.4.1944 von Oberstdivisionär Rihner an Bundesrat Kobelt sowie Korrespondenz mit der amerikanischen Gesandtschaft);
 »eine Million«: H.K. Meier, Friendship, op. cit., S. 314;
 »General Spaatz«: Bundesarchiv, E 27/14356, Bd. 6/7 (20.4.1944); Oberstdivisionär Rihner über eine amtliche Mitteilung des amerikanischen Militärattachés in Bern, Legge);
 »35,9 Millionen«: Bundesarchiv, E 27/14354, Bd. 3-4 (28.6.1946);
 »Schwarze Liste«: Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 323ff;
 »Frau Lüscher«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Stimmungsberichte; 4.4.1944);
 »Alb-Bote, 3.4.1944«: Ich danke H.-H. Stapfer für die Kopie dieses Zeitungsartikels;
 »Andere Zeitungen, Völkischer Beobachter«: Zitiert in NZZ, Nr. 582, 4.4.1944;
 »Aufhebung der Verdunkelung«: Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. 9, Basel 1976, S. 188 (Bundesratsbeschluss vom 12.9.1944); vgl. auch NZZ, Nr. 1545, 13.9.1944;
 »General Guisan, 22.10.1940«: Brief des persönlichen Stabs des Generals an Bundesrat Minger, zit. nach Sendung Radio DRS »Verdunkelung – für wen?« vom 18.11.1989 (Reihe »Vor 50 Jahren«); vgl. auch Bonjour, Bd. 5, S. 119ff;
 »Lokalteil«: NZZ, Nr. 1546, 13.9.1944 (das Kürzel des Verfassers war At.);

Allein gegen den Rest der Welt

- »Heinrich Homberger«: Seine Rede »Schweizerische Handelspolitik im Zeichen des Wirtschaftskrieges« ist abgedruckt in: Wirtschaftliche Mitteilungen, 38, 1944, S. 308, zit. nach: Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 109f;
 »K.T.A., Schweizerische Rüstungsexporte nach Deutschland«: Bundesarchiv E 7110 1973/134, Bd. 9, »Gegenüberstellung« (30.11.1944), »Akttennotiz« (28.11.1944); zu den russischen Zahlen vgl. Basler Nachrichten, 27.11.1944 (die »Liste der russischen Vorwürfe gegen die Schweiz« befindet sich in der »1. Beilage« (United Press-Meldung), die Reuter-Meldung auf der Seite »Letzte Nachrichten«);
 »Ausfuhren nach Deutschland«: Im selben Dossier (E 7110 1973/134, Bd. 9) findet sich auch eine »Aufstellung über die schweizerische Einfuhr aus und Ausfuhr nach Deutschland«:

in Millionen Fr.	Einfuhr	Ausfuhr
1940	411,3	284,8
1941	656,2	577,0
1942	660,3	655,6
1943	532,2	598,4

Zur ganzen hier erörterten Thematik vgl. auch Markus Heiniger, Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde, Limmat Verlag 1989; Die Bührlé-Saga. Festschrift, Limmat Verlag 1981; sowie Jakob Tanner, Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953, Zürich 1986;

»Gut informierter sowjetischer Geheimdienst, Kugellager«: Einer »Notiz« eines Herrn Meiner für Dr. Gygax vom 1.12.1944, die bei denselben Akten liegt, ist zu entnehmen: »Ausfuhr von Kugellagern nach Deutschland. Die Enquête des V.S.M. [Verein Schweiz. Maschinenindustrieller] bei den Firmen Schmid-Roost, Miniatur, Biel und Arbon, hat ergeben: Ausfuhr nach Deutschland: 1942: 1'595'128 Stück; 1943: 2'413'886 Stück. Die in der »Prawda«-Meldung genannte Produktionskapazität von 4.2 Millionen Stück ist eher zu hoch gegriffen und stellt ein Maximum bei voller Produktion dar. Die Zahl ist von einer der beteiligten Firmen anlässlich von Verhandlungen mit den englischen und amerikanischen Konsulaten genannt worden.« Die Kugellagerfabrik Arbon A.G. war eine Tochtergesellschaft der Automatische Gussstahl Kugelfabrik Fischer in Schweinfurt und seit 7.7.1942 auf der Schwarzen Liste der Alliierten (Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 387); Kugellager zählten klar zu den strategischen Gütern. Am 27. November 1944 berichtete Bern dem Delegierten für Handelsverträge am Schweizerischen Generalkonsulat in New York, Keller, im Zusammenhang mit dem schweizerischen Verbot der Kriegsmaterialausfuhr seit dem 1.10.1944: »Infolge bekannter heftiger Beanstandungen seitens Alliiierter wurden Kugellager Position 809a eins bis drei [Handelsstatistik] dem Kriegsmaterial gleichgestellt und ins Ausfuhrverbot einbezogen« (im selben Dossier 7110 1973/134);

»Flab, Flusskraftwerke«: Werner Rutschmann, Die Schweizer Flieger- und Flabtruppen, Thun 1989, S. 355;

»Lt. Remund, 21.6.1943«: Bundesarchiv, E 27/9142/3; die Antwort von »Heer und Haus« (i.A. Aufklärungsdienst, Müller; 28.6.1943): »Zu den Waffenlieferungen der schweizerischen Industrie an Deutschland haben wir folgendes zu bemerken: Nach dem Haager Neutralitätsabkommen muss lediglich der Staat und seine Organe, namentlich die Armee, sich an die Neutralitätsverpflichtungen halten. Ausdrücklich ist jedoch die Wirtschaft von Neutralitätsbestimmungen ausgenommen. (...) Was die ausgeführten Mengen an Kriegsmaterial anbelangen, so kann darüber nichts genaues bekannt gegeben werden, da der totale Krieg natürlich eben so sehr das wirtschaftliche wie das militärische Geheimnis kennt.«

»Frau Pfr. Schlatter, 7.7.1943«: E 27/9142/3 (Bezirk Zürich);

»U. Petermann, 18.10.1943«: E 27/9131 (Gerüchtemeldungen);

»Ministerialdirektor Clodius«: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. VI, Göttingen 1979, Dok. Nr. 78, S. 130 (3.6.1943);

»Flugzeugwerke Altenrhein«: Simone Chiquet, »Es war halt Krieg«. Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945, Zürich 1992, S. 128; vgl. auch O. Inglin, op. cit., S. 350;

»Kurzwellensender«: Dokumente aus dem Bundesarchiv Koblenz hat H.-H. Stapfer dem Fliegermuseum Dübendorf überlassen, u.a. ein Schreiben des Oberkommandos der Luftwaffe an Ministerialdirigent Müller (April 1944), in welchem die Bedeutung dieser Geräte zur Führung der Verbände unterstrichen wird;

»Weizsäcker, Köcher, Pilet-Golaz«: Ebenda, Serie E, Bd. III, Göttingen 1974, Dok. Nr. 48, S. 79f;

»Sabotage«: »KWS-Atlantik« meldete am 26.10.1943, in der Nouvelle Usinage in La Chaux-de-Fonds sei es zu Sabotageakten gekommen; »alle Fabriken in der Schweiz, die Kriegsmaterial für Deutschland herstellen«, seien angewiesen worden, »keine ehemaligen Wehrmachtsangehörigen zu beschäftigen« (Bundesarchiv, 4450/13, Bd. 10, Presse und Funkspruch, Tagesrapport Nr. 693 vom 26.10.1943, S. 6);

»Käse und Sicherheitspolizei«: Ebenda, Serie E, Bd. IV, Göttingen 1975, Dok. Nr. 133, S. 234f (Bericht vom 5.11.1942 über die Konferenz vom 5.10.1943);

»Frau Lienhard, 15.10.1943«: Bundesarchiv, E 27/9130;

»Dr. A. R. Lindt«: Schlussbericht, Tätigkeit 1941-1945, ETHZ, Institut für Zeitgeschichte, Nachlass Lindt, Nr. 13, S. 23;

»Lastwagen der Wehrmacht«: Die Alliierten setzten etwa die Seeland-Garage in Biel auf die Schwarze Liste, weil sie Lastwagen der deutschen Wehrmacht reparierte und die Motoren auf Holzvergaser umbaute (Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 431);

»Motion Reinhard«: Eingereicht am 22.9.1943, behandelt am 29.3.1944 (der Bundesrat nahm sie nur in Form eines Postulats entgegen): Amtl. Stenogr. Bulletin der Bundesversammlung, Nationalrat, 1944, S. 131f (Zitat aus der Antwort Pilet-Golaz, S. 137);

»Sowjetische Absage«: Zitiert in Basler Nachrichten, 6.11.1944; NZZ, Nr. 1889, 6.11.1944; E. Bonjour, Bd. 9, S. 353;

»Ohrfeige«: Von einer solchen spricht A.R. Lindt, Stachelschwein, op. cit., S. 174;

»zuviel Zeit«: Karl von Schumacher schrieb am 10.11.1944 in der Weltwoche: »Aber leider Gottes war die Reaktion von Bundesrat Pilet auf das Postulat Reinhardts sehr sehr zögernd und unentschlossen. Er glaubte in seiner bekannten Überschaulheit sechs Monate mit Sondierungen vertrödeln zu können und hoffte damit Zeit zu gewinnen, um zu einer Wiederaufnahme der Beziehungen erst schreiten zu müssen, wenn Deutschland möglichst ungefährlich sein würde.«

»Chicago«: Weltwoche, 3.11.1944, S. 1; Herbert Lüthy, Bis zur Neige. Epilog des Zweiten Weltkrieges 1944/45, St. Gallen 1945, S. 253ff;

»Schultbess«: Documents diplomatiques, Bd. 12 (Erscheinungsdatum 1993/94; einsehbar im Bundesarchiv Bern), préparé sous la direction d'Oscar Gauye par Gabriel Imboden und Daniel Bourgeois, Dokument Nr. 39 (E 2001, D, 3/304; Aufzeichnungen von Schulthess, 3.3.1937);

»Fürsprecher«: E. Bonjour, Bd. 9, S. 372; August R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein. Erinnerungen, Bern 1992, S. 128;

»Lindt, Waibel«: A.R. Lindt, op. cit., S. 129;

»Sowjetischer Geheimdienst«: Stalin nannte die Schweizer gegenüber Churchill, der im Oktober 1944 Moskau besuchte, »Schweine«, die im Krieg ein falsches Spiel trieben (zit. nach H.K. Meier, Friendship under Stress, op. cit., S. 319);

»erfundene Nachrichten nach Moskau«: Lindt, op. cit., S. 175 (Lindt erfuhr das damals über einen Gewährsmann, der mit einem schwedischen Diplomaten und Sowjetexperten in Verbindung stand);

»Pilet-Golaz«: Motion Reinhard, Stenogr. Bulletin, op. cit., S. 137; Demissionsschreiben: E. Bonjour, Bd. 9, S. 354; Bemerkung zu Mc Killop: Gérard Lévêque, La Suisse et la France gaulliste 1943-1945, Diplomarbeit des Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales, Genf 1979 (Bundesbibliothek Bern), S. 129;

»März 1946«: E. Bonjour, Bd. 9, S. 369 (Communiqué vom 19.3.1946; der Notenaustausch in Belgrad fand am 18.3.1946 statt);

»Frau Kohli, 9.2.1945«: Bundesarchiv, E 27/9130; andere Stimmen siehe André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre, Zürich 1992, S. 398ff;

»Es muss das Volk...«: E 27/9130 (Kurs VHTL Basel, 19.11.1944);

»Bevorzugung«: Gérard Lévêque, La Suisse et la France Gaulliste 1943-1945, op. cit., S. 225;

»Zögern«: G. Lévêque, op. cit., S. 128, 225, 133, 135 und 193; der französische Botschafter wurde am 28.2.1945 bestimmt, der schweizerische am 20.3.1945;

»Blockade«: H.K. Friendship under Stress, op. cit., S. 329f;

»Stettinius«: Er löste den aus gesundheitlichen Gründen zurücktretenden Cordell Hull am 27.11.1944 ab;

»Crowley«: H.K. Meier, op. cit., S. 330;

Pressekonferenz: NZZ, Nr. 16, 4.1.1945; H.K. Meier, op. cit., S. 331, 339; Stettinius bezog sich auf sein Memorandum an Roosevelt vom 29.12.1944 (»United States Proposal for Allied Economic Policy Towards Neutral Countries«), das der amerikanische Präsident persönlich abgesegnet hatte;
dunkelste Tage: H. K. Meier, op. cit., S. 332;
Frau M. Stabel, 18.11.1943: Bundesarchiv, E 27/9130;
Kohlenzüge nach Italien: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. VI, Göttingen 1979, S. 132 (Aufzeichnungen von Ministerialdirektor Clodius, 3.6.1943); in den ersten sechs Monaten des Jahres 1944 waren es noch 324'000 t monatlich; erst im November 1944 fiel die Menge auf 84'000 t (Memorandum Foot, 15.3.1945, zit. bei Bonjour, Bd. 9, S. 219; andere Zahlen in E 7110 1973/134, Bd. 9 (15. 9.1944);
Zweifeln: Zu diesem Gerüchtekomplex vgl. A. R. Lindt, Schlussbericht, op. cit., S. 27;
O. Rütby, 30.9.1942: E 27/9130;
Frau M. Stabel, 10.9.1943: E 27/9131;
Kl. Hunziker, 8.10.1943: Ebenda;
J. Fanger, 22.1.1945: E 27/9130; W. Emmert berichtete am 1.2.1945 aus Bern: »Die Gerüchtewelle hinsichtlich der Warenlieferungen Schweiz-Deutschland ist meiner Ansicht nach im Abflauen, hingegen wird immer wieder behauptet, dass der Transit nach Italien bis Ende 1944 auch militärisches Material (Munition, Geschützteile) und sogar Militärpersonen umfasst habe.« (ebenda);
H. Thürig, 8.10.1942: E 27/9131;
W. Lüem, 8.1.1943: E 27/9252 (Bezirk Rheinfelden); Antwort vom 3.3.1943; vgl. auch die Aktennotiz von August R. Lindt über eine Unterredung mit Bundesrat Etter vom 3.11.1943 (Archiv f. Zeitgesch., Nachlass Lindt, Nr. 73, S. 2): »Die italienischen Arbeitertransporte durch die Schweiz, die von unserm Volke immer mit Misstrauen beobachtet worden sind, werden erneut diskutiert. Denn unser Volk weiss ja nicht, dass diese Transporte nicht mehr stattfinden.«
H. Schick-Gutzwiller, 17.2.1944: E 27/9201, Bd.3 (Antwort ebenda);
in Olten befreite italienische Zwangsarbeiter, W. Huldi, W. Benzikofers: Bundesarchiv, E 27/9131 (Gerüchtemeldungen); 4450/13, Bd. 10, Rapport Nr. 695 vom 28.10.1943 (Presse und Funkspruch, Tagesrapporte);
P. Studer, 13.11.1943: E 27/9130;
Gotthardvertrag: H. K. Meier, op. cit., S. 326;
Daniel Reagan, Jean Mussard: Bundesarchiv, E 7110 1973/134, Bd. 9 (15.9.1944); zu Jean Mussard vgl. A.R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein, op. cit., passim, sowie Alice Meyer, Anpassung oder Widerstand, Frauenfeld 1965, S. 191;
»Ausräumungsgut«: Bundesarchiv, E 27/9069, Bd. 1 (Pressekonferenz Zürich 4.8.1944);
Simplonstrecke: H. K. Meier, op. cit., S. 329;
Bombardierung des Brenners: vgl. z.B. NZZ, Nr. 2039, 17.12.1943; Air 20/5395 (Report »Fight for the Brenner Pass Line«, nach dem Krieg erstellt von Oberst Schnez, dem deutschen General für das Transportwesen in Italien); vgl. auch Richard Ochsner, Transit von Truppen, Einzelpersonen, Kriegsmaterial und zivilen Grebrachsgütern zugunsten einer Kriegspartei durch das neutrale Land, in: Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg, hg. von R.L. Bindschedler u.a., Basel 1985, S. 216ff; Jean-Claude Favez, La Suisse au tournant de la seconde guerre mondiale. Quelques remarques sur les relations germano-suissees au printemps 1943, in: Revue européenne des sciences sociales, Nr. 22-23 (1970), S. 165;
Pilet-Golaz, 8.7.1942: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. III, Göttingen 1974, S. 80;
Walter Spahn: Schweizer Gesandtschaft in London an EPD, 20.12.1944, siehe Walter Spahn, Der Ausbruch der Schweiz aus der Isolation nach dem Zweiten Weltkrieg. Untersucht anhand ihrer Aussenhandelspolitik 1944-1947, Frauenfeld 1977, S. 38;

Clarions: 3. Rapport des Kommandierenden Generals der Armee- und Luftstreitkräfte an das Kriegsministeriums der USA (12.11.1945), Eidg. Militärbibliothek Bern, Dm 387;
E. Neukom: Leserbrief auf meine Reportage im Beobachter vom 6.8.1993;
Stein a.Rh., Rafz, Vals: NZZ, Nr. 322, 23. Februar 1945; Luftschutz, Nr. 3, März 1945;
Delsberg, Moutier, Chiasso, Rafz, Schnellzug...: Bundesratssitzung vom 15.1.1947, E 27/14354, Bd. 4; zu Rafz: Leserbrief von E. Neukom (August 1993); zum Schnellzug vgl. E 27/14354, Bd.3-4, Meldung des Nachrichtendienstes vom 11.9.1944;
Thayngen: NZZ, Nr. 2263, 26.12.1944; Luftschutz, Nr. 1, Januar 1945, S. 15;
Chiasso: NZZ Nr. 61, 12.1.1945;
W. Balmer, 13.9.1944; H. Locher, 14.9.1944; W. Moll, 11.9.1944: E 27/9130;
Clodius: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. VI, Dok. 78 (3.6.1943), S. 132; vgl. auch die Stelle bei Walter Schellenberg, dem ehemaligen SS-General und Leiter der deutschen Auslandspionage: » (...) Reichswirtschaftsminister Funk (...), der in geschickter Weise die oberste Führung davon zu überzeugen wusste, dass die Schweiz als »Devisendrehscheibe« unangetastet bleiben müsse« (Walter Schellenberg, Aufzeichnungen, Wiesbaden/München 1979, S. 314);
Rings, Trepp: Werner Rings, Raubgold aus Deutschland, Zürich 1985; Gian Trepp, Bankgeschäfte mit dem Feind, Rotpunktverlag Zürich 1993;
Nationalbank: Schreiben vom 17.9.1943 (an Pfenninger) und vom 9.10.1943 (an EVP), abgedruckt in: Documents diplomatiques suisses, Bd. 15 (préparé sous la direction de Philippe Marguerat et Louis-Edouard Roulet; erscheint 1993/94; Druckfahnen im Bundesarchiv Bern einsehbar, Kap. III, 1.2. (Dok. Nr. 15); zu den Neutralitätsvorstellungen Ernst Webers vgl. Gian Trepp, op. cit., S. 133;
gemeinsame Erklärung: Nationalbank an EVP (9.10.1943; op. cit.); Linus von Castelmur, Schweizerisch-alliierte Finanzbeziehungen im Übergang vom Zweiten Weltkrieg zum Kalten Krieg, Zürich 1992, S. 21f;
Gold Declaration: L. von Castelmur, op. cit., S. 22; Daniel Frei, Das Washingtoner Abkommen von 1946, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1969, S. 567-619, daselbst S. 573; zu berücksichtigen ist auch das »Treasury Announcement« der Britischen Regierung vom 23.2.1944 (Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 170);
240 t: Gian Trepp, op. cit., S. 133; L. von Castelmur, op. cit., S. 66ff;
Safehaven: L. von Castelmur, op. cit., S. 21; H. K. Meier, op. cit., S. 337; Daniel Frei, op. cit., S. 571ff;
Soldatensender: Bericht von W. Hulliger vom 19.7.1944 (E 27/9201, Bd. 3); die »Heer und Haus«-Antwort (i.A. Pozzi) vom 20.11.1944 lautete: »Der Schweizerischen Nationalbank ist weder die vom Sender Calais erwähnte Zusammenkunft bekannt, noch weiss sie von Geldanlagen deutscher politischer Persönlichkeiten bei Schweizerbanken.«
Soldatensender West: Bundesarchiv, 4450/13, Bd. 16, Tagesrapport Nr. 1024, 24.11.1944;
United Press: Ebenda, Tagesrapport Nr. 1031, 2.12.1944;
Boston Herald: Zitiert nach NZZ, Nr. 37, 8.1.1945;
R. Schlotterbeck, 16.1.1945: E 27/9130;
Oblt. Hegner, 22.1.1945: Ebenda;
L. Guldemann, 24.1.1945: E 27/9130;
J. Bissig, 4.2.1945: E 27/9130;
Christian Science Monitor: Zitiert nach NZZ, Nr. 37, 8.1.1945;
Lt. Bucher, 26.1.1945: E 27/9130;
W. Matthey, 5.2.1945: Ebenda;
A. R. Lindt, 30.1.1945: E 27/9123 (Brief an Minister Stucki, den Chef der Abt. Auswärtiges im EPD);

»Currie-Verhandlungen«: Oswald Inglin, op. cit., S. 92; H. K. Meier, S. 334;
L. von Castelmur, op. cit., S. 23; Daniel Frei, op. cit., S. 575; zu den Ergebnissen: Memorandum Foot vom 15.3.1945 (Bonjour, Bd. 9, S. 218); zu L. Currie: vgl. NZZ, Nr. 247, 11.2.1945 sowie Nr. 263, 13.2.1945;
»3 1/2«: Gian Trepp, op. cit., S. 156;
»Dean Acheson«: Zitiert nach O. Inglin, op. cit., S. 246 (Anm. 106);

doppelt verschont

»Haager Abkommen«: Amtl. Sammlung der Bundesgesetze und Verordnungen, Bd. XXVI (1910), S. 499ff (Landkrieg), S. 793ff, beide vom 18.10.1907;
»wog wenig«: Das Britische Foreign Office hatte ihre Botschafter in den neutralen Ländern bereits 1939 angewiesen, bei der Diskussion kriegswirtschaftlicher Vereinbarungen »geflissentlich zu vermeiden, in eine Diskussion über Rechte von Kriegführenden und das Neutralitätsrecht hineingezogen zu werden«; zit. nach O. Inglin, Der stille Krieg, op. cit., S. 241 (Anm. 54; 2.9.1939);
»Heer und Haus«: E 27/9252 (29.10.1943); selbst der »Heer und Haus«-Aufklärungschef Dr. August R. Lindt, der doch als Gründungsmitglied der Aktion Nationaler Widerstand ein standhafter Gegner Pilet-Golaz' war, verkündete damals, dass die Lieferung von Waffen »keinen Bruch der Neutralität« darstellten, so etwa an der Konferenz der kantonalen Zentralstellen für Kriegswirtschaft in Bern vom 5. Oktober 1942 (vgl. den deutschen Geheimbericht über diese Konferenz in: Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. IV, Göttingen 1975, Nr. 133, S. 327), aber auch auf Vortragsreise in England nach dem Krieg (A.R. Lindt, Die Schweiz das Stachelschwein, op. cit., S. 186ff);
»Herbert Lüthy«: Bis zur Neige. Epilog des Zweiten Weltkrieges 1944/45. Die »Kleine Wochenschau« des St. Galler Tagblatt, St. Gallen 1945, S. 260f;
»Oblt. Bolli, 9.1.1945«: E 27/9130;
»A. Vaudaux, 8.8.1943«: E 27/9203 (das Burckhardt-Zitat beziehe sich auf Art. 2, BV; vgl. Abschiede, 1847, 4, 51);
»A. Jud, 14.1.1945«: E 27/9130;
»E. Diezi, 16.1.1945«: Ebenda;
»Augenzeugenberichte...«: NZZ, Nr. 2288, 20.12.1944;
»Dr. Max Wolff«: NZZ, Nr. 2288, 30.12.1944;
»Bundesrat Stampfli«: NZZ, Nr. 2286, 29.12.1944 (Erklärung vor dem Nationalrat, »unlängst«);
»Sowjets«: Vgl. André Lasserre, Schweiz: Die dunkeln Jahre. Öffentliche Meinung 1939-1945, Zürich 1992, S. 222ff, 329ff, 398ff;
»Pravda«: Der Artikel wurde in der italienischen Zeitung »Il pomeriggio« zitiert, Bundesarchiv, 4450/13, Bd. 16, Presse und Funkspruch, Tagesbericht Nr. 1030 vom 1.12.1944;
»Ich wollte...«: Bundesarchiv, E 27/9130 (Berichterstattung von Ernst Lerch, Zürich, 1.1.1945);
»Newsweek«: Zit. nach H.K. Meier, op. cit., S. 331 (Newsweek, S. 56);
»A.W. Dulles«: H.K. Meier, op. cit., S. 97; vgl. Allen W. Dulles, Verschwörung in Deutschland, Zürich 1948; ders., Der lautlose Krieg, 39 berühmte Spionagefälle, 1968;
»Spionagedrehscheibe«: Hans Rudolf Kurz, Nachrichtenzentrum Schweiz. Die Schweiz im Nachrichtendienst des Zweiten Weltkriegs. Frauenfeld 1972; Hans Rudolf Fuhrer, Spionage gegen die Schweiz. Die geheimen deutschen Nachrichtendienste gegen die Schweiz im Zweiten Weltkrieg 1939-1945, ASMZ-Verlag, Frauenfeld 1982; Pierre Accoce/Pierre Quet, Moskau wusste alles. Die entscheidenden Nachrichtenverbindung im Zweiten Weltkrieg vom OKW über Lucy zu den Alliierten, Zürich 1966; Anthony

Read/David Fisher, Operation Lucy. The greatest enigma of World War II, London 1980; Max Waibel, 1945. Kapitulation in Norditalien. Originalbericht des Vermittlers, Basel 1981;
»Dr. Erwin Respondek«: John V.H. Dippel, Two against Hitler. Stealing the Nazis' best-kept secrets, New York 1992;
»Elizabeth Wiskemann«: Vgl. die Schilderung bei Franca Magnani, Eine italienische Familie, Köln 1990, S. 269f; Elizabeth Wiskemann, Erlebtes Europa. Ein politischer Reisebericht. 1930 bis 1945, Bern 1969; dieselbe, Prologue to War, New York 1940; dieselbe, The Rome-Berlin Axis, London 1949; dieselbe, Europe of the Dictators. 1919-1945, London 1966; dieselbe, A great Swiss Newspaper. The story of the Neue Zürcher Zeitung, London 1959;
»John Lomax«: Sir John Lomax, The Diplomatic Smuggler. A first-hand account of how vital supplies were smuggled from neutral Europe in the Secret War of 1939-45, London 1965, S. 162, 122, 170, 204; Janusz Piekalkiewicz, Schweiz 39-45. Krieg in einem neutralen Land, Stuttgart/Zug 1978, S. 279; Klaus Urner, »Die Schweiz muss noch geschluckt werden«, Zürich 1990, S. 112ff; Oswald Inglin, Der stille Krieg, op. cit., passim;
»Kelly, Pilet-Golaz«: Oswald Inglin, op. cit., S. 61;
»E. K. Roberts«: Ebenda, S. 60;
»Politische Konsequenzen«: PRO, Air 14/160, 7.10.1940 (Air Ministry an Bomber Command);
»Anthony Eden«: vgl. etwa PRO, Air 19/178 (16.12.1942);
»Churchill«: Sir John Lomax, The Diplomatic Smuggler, op. cit., S. 162;
»Norman Bottomley«: PRO, Air 14/160 (8.10.1941; in einem Brief vom 21.11.1942 an Arthur Harris erinnert Bottomley nochmals an dieses Schreiben;
»andere politische Gründe«: Lomax, op. cit., S. 122 und 204;
»Times«: NZZ, Nr. 263, 13.2.1945;
»IKRK«: Zu anderen lobenden Stimmen vgl. z.B. NZZ, Nr. 2073, 3.12.1944; vgl. Rapport du Comité international de la Croix-Rouge sur son activité pendant la seconde guerre mondiale (1.9.1939-30.6.1947), Genève 1948, Bd. 3 (Kriegsgefangenenlager); zur Kritik des IKRK: Jean-Claude Favez, Das Internationale Rote Kreuz und das Dritte Reich. War der Holocaust aufzuhalten? Zürich 1989; vgl. auch NZZ, Nr. 24, 5.1.1945 (»Die amerikanische Pressekampagne gegen die Schweiz«).
»Gripsholm«: NZZ, Nr. 2069, 20.12.1943;
»Gute Dienste«: Werner Rings, Advokaten des Feindes. Das Abenteuer der politischen Neutralität, Zürich, 1966; Raymond Probst, Die »guten Dienste« der Schweiz, in: Jahrbuch der Schweizerischen Vereinigung für Politische Wissenschaft, Nr. 3, 1963, S. 21-49; Konrad Walter Stamm, Die guten Dienste der Schweiz. Aktive Neutralitätspolitik zwischen Tradition, Diskussion und Integration, Diss. Bern 1974;
»Gutes und Schlechtes«: Im Zusammenhang mit der »Behauptung, schweizerische Banken seien die Hort- und Hütestelle für grosse Kapitalbeträge, die exponierte Persönlichkeiten des kriegführenden Auslandes – Deutschland – in der Schweiz in Sicherheit gebracht hätten«, klagte die NZZ am 23. Januar 1945 (Nr. 131), dass die schweizerischen »Leistungen im Dienste der Menschlichkeit« Gefahr liefen, »nicht gewürdigt oder gar überdeckt zu werden von einem angeblichen Verhalten, das den schweizerischen Kredit in der Aussenwelt zu untergraben geeignet ist«: »Ein gerechtes Urteil wird [die »guten Dienste«] auf der Aktivseite einer Neutralität buchen, der das Verständnis der kriegführenden Aussenwelt nicht selten, sondern eher in zunehmendem Masse verschlossen bleibt.«
»Wir erwarten den Dank...«: Herbert Lüthy, op. cit., S. 261;
»Wehrbrief Neutralität«: Bundesarchiv E 27/9069, Bd. 1, sowie E 27/9066 (Wehrbrief Nr. 32); das Plazet zur Drucklegung wurde am 27.4.1944 erteilt; die Pläne für den

Wehrbrief reichen bis ins Jahr 1942 zurück (vgl. ebenda);
»Xaver Schnieper«: Erich Schmid hat Xaver Schnieper im Hinblick auf seinen Dokumentarfilm »Er nannte sich Peter Surava« interviewt; Schnieper/Stöckli (»Weihnachtsbrief an die Flüchtlinge und Emigranten«: Nation, Nr. 49, 23.12.1943; Nation, Nr. 3, 18.1.1945;
»Schellenberg«: Walter Schellenberg^{a)} Aufzeichnungen, Wiesbaden/München 1979, S. 99 und 96;
»deutscher Überläufer«: Bundesarchiv, E 27/9124 (vertraulicher und geheimer Bericht vom 13.11.1942);
»absurd und...«: Cordell Hull, zit. nach O. Inglin, op. cit., S. 253 (Anm.216);
 Bonjour, Bd. 7, S. 251;
»Hitler, Leibstandarte«: Zit. nach Klaus Urner, »Die Schweiz muss noch geschluckt werden! Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz. Zwei Studien zur Bedrohungslage der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1990, S. 63;

Isolation

»Theo Albrecht, 18.11.1943«: Bundesarchiv, E 27/9130;
»J. R. von Salis«: Weltwoche, 20. April 1989;
»Dr. Falkner, 9.3.1945«: E 27/9130;
»W. Weisskopf, 5.3.1945«: Ebenda;
»Major Raibgeb«: Stadtarchiv Zürich, Abt. V, Bc Nr. 57, Dossier 12 (Bericht vom 193.1945);
»Gerücht«: Erinnerung von Noël Bach aus Feldmeilen/ZH, der das Gerücht in den fünfziger Jahren von seinem Geschichtslehrer vernahm, in einem Leserbrief an den Tages-Anzeiger vom 11.3.1985;
»Max Korbals«: Tages-Anzeiger, Leserbrief vom 16.3.1985;
»H. H. Stapfer«: Hans-Heiri Stapfer, Strangers in a Strange Land, Vol. I., 1988; Vol. II (»Escape to Neutrality«), 1992 (Squadron/Signal Publications, Carrollton/TX, USA); Tages-Anzeiger, 4.3.1985; Dokumente im Stadtarchiv Zürich, Abt. V, Bc Nr. 57, Dossier 12;
»Misstrauen«: A.R. Lindt, Schlussbericht, Nachlass Lindt, Nr. 13, S. 24 (Archiv für Zeitgeschichte, ETHZ); vgl. auch Georg Kreis, Zensur und Selbstzensur. Die schweizerische Pressepolitik im Zweiten Weltkrieg, Frauenfeld 1973;
»Folgen der Bombardierungen von Basel und Zürich«: Am 7. März 1945 traf der Oberkommandierende der amerikanischen Luftstreitkräfte in Europa, General Spaatz, überraschend in Bern ein und informierte die Regierung über neu erlassene, noch strengere amerikanische Befehle, die weitere irrtümliche Bombardierungen ausschliessen sollten; nach der Konferenz mit General Spaatz reichte General Guisan beim Bundesrat den Antrag ein, die Schweizer Fliegerabwehr zu reduzieren (Bericht des Kdt. der Fl. und Flab-Truppen an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst, S. 154 und 159; vgl. auch W. Rutschmann, op. cit., S. 368); für die Bombardierungen von Basel und Zürich forderte die Schweiz von der amerikanischen Regierung 32 Millionen Fr. (amerikanisches Dokument; Bob Long, Swiss Internees Association);
»Beschwerde anglo-amerikanischer Journalisten«: Am 21.7.1944 richteten zuerst sechs Journalisten ein Protest-Telegramm in französischer Sprache an Pilet-Golaz; am 23.7.1944 arbeiteten sie ihre Beschwerde zu einem Memorandum aus, das auf Englisch verfasst wurde und von zehn Journalisten unterzeichnet wurde; eine deutsche Übersetzung wurde an verschiedene Zeitungen verschickt; die »Nation« druckte einen Teil daraus in ihrer Nr. 30 vom 27.7.1944 ab; Texte und Akten siehe Bundesarchiv, 4450/224, Bd. 2, sowie 4450/1345; vgl. insbesondere die Disziplinarverfügung gegen die »Nation« vom 9.11.1944 (4450/224, Bd. 2) wegen der Veröffentlichung, die als teil-

weise ehrwürdig betrachtet wurde (Peter Surava und Etienne Schnöller; beide von der »Nation«, wurden zu einer Busse von Fr. 100.– resp. 20.– verurteilt, die Übersetzer und Mitunterzeichner der Beschwerde Fritz Klein und Berthold Wyler zu Fr. 60.– bzw. 40.–); vgl. auch die Verfügung des für die Zensur zuständigen Bundesrats E. v. Steiger an die Abteilungen des Eidg. Justiz- und Polizeidepartements vom 8.8.1944, bis auf Widerruf »keinem der in Frage kommenden Journalisten [welche die Beschwerde unterschrieben hatten] mehr eine Audienz zu gewähren oder eine Auskunft zu erteilen« (Bundesarchiv, 4450/1345);
»Oberst Plancherel«: Bundesarchiv 4450/1345 (Bericht vom 13.9.1944);
»Unbehagen«: vgl. die Stellungnahme von Feldweibel Landolf, der als Depesch-Redaktor beim Berner »Bund« arbeitete und als Pressechef des Territorialkommandos 11 gleichzeitig für die Zensur tätig war; vom September 1944: »In den Jahren 1943 und 1944 machte sich beim Depesch-Redigieren zuweilen ein Unbehagen bemerkbar, in dem Sinne, dass man mit der strengen Einhaltung der Vorschrift, keine Greuelmeldungen zu bringen, die Informationspflicht der Presse dem eigenen Volk gegenüber nicht mehr erfüllte, wenn sich die Nachrichten aus mehr oder weniger offiziellen oder offiziellen Quellen – akkreditierte Korrespondenten, Untersuchungskommissionen, Armee-stellen – häuften, wonach in Russland, Polen, Norwegen, Frankreich etc. von deutscher Seite Untaten begannen wurden, die mit dem Kriege recht nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Aus der eigenen Verpflichtung, unkontrollierbare Meldungen oder Gerüchte nicht zu bringen, wurden erfahrungsgemäss von vielen Redaktionen die Stellen, die nachträglich von der Pressekontrolle als zu streichen genannt wurden, vorher schon ohne Weisung ausgelassen. (...) Rückblickend auf diese Periode kommt man zur Einsicht, es hätte damals von der Presse aus damals eine Konferenz mit der Abt. P. u. F. und den Agentur-Kontroll-Organen verlangt werden sollen, um grundsätzlich eine Lockerung des »Greuel-Paragrafen« mit Hinweis auf die Zunahme solcher Meldungen zu erstreben. Es hat in dieser Hinsicht möglicherweise auch eine Zusammenarbeit der Presse gefehlt oder es hat niemand die Initiative dazu ergriffen« (Bundesarchiv, 4450/1345); »Bemerkungen zur Kritik von Dr. J.C. Meyer an der »Zensur«; undatiert, nach dem 9.9.1944).
»Dr. J.C. Meyers«: Ansprache von Dr. J.C. Meyer anlässlich der Generalversammlung des Vereins der Schweizerpresse in Lugano vom 9.9.1944 (Bundesarchiv, 4450/1345);
»helvetische Weisheiten«: William E. Rappard, Notre pays et la paix future (6.12.1943), in: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch, 15.Jg. (1944), S. 31; vgl. auch S. 30, wo es Rappard kommen sah, »que la Suisse ne sera pas invitée à prendre place autour du tapis vert lorsque les vainqueurs referont la carte de l'Europe«;
»die Institution der Neutralität«: W. E. Rappard, Dumbarton Oaks et nous (3.11.1944), in: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch, 16.Jg. (1945), S. 18;
»Schandbänkeli«: NZZ, Nr. 730, 30.4.1944;
»Beitritt offen«: William E. Rappard, La Suisse et la Charte de San Francisco (26.11.1945), in: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch, 17.Jg. (1946), S. 10;
»UNO-Debatte«: Amtl. Stenogr. Bull. der Bundesversammlung, Nationalrat, 56. Jg. (1946), S. 157 f; vgl. auch H. Haug, Les relations de la Suisse avec les Nations Unies, Bern 1972, S. 36;
»Dresden«: Max Hastings, Bomber Command, London 1979, S. 340ff; John Terraine, The Right of the Line. The Royal Air Force in the European War 1939-1945, London 1985, S. 676ff;
»Harris-Denkmal«: vgl. International Herald Tribune, 23.1.1992, S. 6;
»Harris nach Köln, Harris an Churchill«: J. Terraine, op. cit., S. 425 und 266;
»Luftschlacht um Berlin«: M. Hastings, op. cit., S. 268; J. Terraine, op. cit., S. 551ff;
»Krieg früher zu beendens«: M. Hastings, op. cit., S. 328;
»deutsche Opfer«: Dokumente deutscher Kriegsschäden, Bd. I, S. 59f, zitiert in: Der Luftkrieg über Deutschland 1939-45 (dtv dokumente), S. 276;

»britische Opfer«: Terence H. O'Brien (ed.), Civil Defence, London 1955 (ich danke Mike Hatch vom Britischen Ministry of Defence für die freundliche Auskunft);
 »Fr. 1'976'434.85«: Bundesarchiv, E 27/14567 (Rechnung Dübendorf, 30.11.1945);
 »166, 86, 39 und 49«: E 27/14794, Bd. 1 (15.12.1945);
 »Flugzeug-Schrott«: Siehe Ueli Müller in: Heimatspiegel (Zürcher Oberländer), Nr. 8, August 1990, S. 63, sowie Bundesarchiv Bern, E 27/14567, Bd. 1 (Bericht von Oberstdivisionär Rihner an das EMD; Eingangsstempel 1.9.45);
 »Wünsche an die Bevölkerung«: NZZ, Nr. 1460, 28.9.1945;
 »Bomber-Ausstellung«: Ebenda, sowie NZZ, Nr. 1743, 19.11.1985 (Einnahmen);
 »Jelmoli, Interesse der Bevölkerung«: NZZ, Nr. 25, 15.2.1946 und Nr. 287, 19.2.1946;
 »61 Tote, Aufhebung des Friedhofs Münsingen, Ansprache Stäheli«: E 27/14510 (diverse Dokumente, inkl. Bericht der NZZ, Nr. 71, 12.1.1948);
 »Schweizer Filmwochenschau, EMD«: Ebenda; Briefe vom 16.1.1948 und 24.1.1948;

REGISTER

Abessinien (Äthiopien) 46, 65, 95
 Abplanalp, Charles 120
 Abschlüsse alliierter Flugzeuge 35, 123, 126
 Abschlüsse amerikanischer Flugzeuge 20ff, 126, 140, 142ff, 151ff, 157ff
 Abschlüsse britischer Flugzeuge 7ff, 131, 134ff, 151
 Abschlüsse deutscher Flugzeuge 84ff, 127ff
 Abstürze 81f, 123
 absurd 7, 319
 Abseitsstehen 317
 Acheson, Dean 304
 Adelboden 167f, 173, 175, 186, 189, 214, 216, 228, 236
 Adler, Albert 239ff
 Adligenswil 159
 Adorno, Theodor W. 53, 56
 Äsch 111
 Aktion Nationaler Widerstand 256, 295
 Aktivdienst 13, 17, 316
 Alarm 17, 27, 60, 103, 261f, 269f, 276
 Alb-Bote 274
 Alexander, General 221
 Alliierte, Einstellung der Schweizer Bevölkerung 11ff, 14ff, 34ff, 42, 129, 142, 160ff, 172f, 177, 181, 208, 240, 296, 301
 Alliierte, offizielle Schweizer Einstellung 34f, 37f, 41, 87, 118, 138, 160ff, 175, 303ff, 309
 Alliierte, Schiessen auf 1, 12, 14ff, 26ff, 34ff, 42f, 77, 125f, 129ff, 134ff, 138ff, 149ff, 152ff, 157ff, 193, 229, 243, 317, 321
 Alpen 21, 94, 141, 168
 Aluminium 283, 285
 Alvanu 20, 25, 27, 126, 158
 Altenrhein 138f, 143, 178, 283
 Altheer, Paul 239
 Altmatt/SZ 265
 Alt St. Johann 137
 Angst 76, 149, 170, 172, 245, 252, 288, 298, 315ff, 330f
 Annecy 95, 188f, 192, 229f
 Anschluss 69, 312
 Antelme, Robert 59
 Antibolschewismus 287
 Antoine, Roger 81ff
 Antipathien 16, 37, 129
 Appenzell 292
 Apples/VD 26f
 Arbeitsdienstpflicht 172
 Arbeitslosigkeit 247, 284
 Arendt, Hannah 63
 Argentinien 248, 301
 Armee, 42, 319, passim
 Armeebefehle, schweizerische 16, 84, 86, 127, 138, 142, 149f, 193, 203f
 Arroganz 320
 Aschaffenburg 324
 Asp/AG 267
 Associated Press 326
 Athearn, Jack 176
 Atlantik-Charta 328
 Atlantiksender 253, 256f, 293, 303, 306
 Auftrag 16
 Augsburg 21
 Aussenhandelspolitik 244ff, 258, 277, 289
 Aussenministerium, amerikanisches 309, passim
 Aussenministerium, britisches 87f, 95f, 131, 245f, passim
 Aussenpolitik, schweizerische 63f, passim
 Auster, Paul 104
 Australien 134
 Autogewerbe 285f
 autoritäre Gesellschaft 172
 Aveno, Generalsekretär 74
 Baden 265
 Badge, Horace 9
 Bad Godesberg 83
 Badoglio 97
 Bailey, E.L. 142
 Balkan 97, 99
 Ballast 263, 270
 Baltenswil 142
 Bandi, Oberstdivisionär 127
 Banken 291, 298ff, 301, 303
 Bartle, Murray Th. 167, 219, 237ff
 Basel 31, 110f, 154, 170, 261, 265, 267, 276, 292, 294, 322, 325
 Basler Nachrichten 278, 284
 Baur, Ernst 197
 Baumann, Johannes (Bundesrat) 69
 Batchelder, Bruce 168
 Baverel, Maurice 183ff, 187
 BBC London 256ff

- Becker, Ernst 181
 Bedrohungslage 149, 159ff, 172, 247, 260, 288, 290, 317, 319
 Beobachter, der Schweizerische 157, 284, 296, 298
 Befreier 36, 174, 317
 Béguin, André 193, 195ff, 206f, 238f, 241
 Béguin, Jacques 199
 Beistehen 321
 Belgien, siehe Neutrale
 Bellinzona 214
 Berchtold, Agnes 233
 Berlin 52f, 67, 69, 71f, 74f, 77, 92, 262, 284, 310, 316, 319, 331
 Berlingen/TG 117
 Bern 13, 15ff, 27, 42f, 69, 73f, 87, 89, 139, 173, 175, 178, 188f, 224f, 233ff, 237, 253, 259, 261, 282, 295, 300, 303, 309, 311, 318, 332
 Berner Tagwacht 204
 Bernina 270, 282
 Bévilard/JU 128
 Bewährung 316
 Beznau 156, 280
 von Bibra, Hans 249
 Biel 163, 261, 295
 Binningen 265
 Bircher, Eugen 172ff, 176, 202f
 Blake, Harry 168
 Blaue Beleuchtung 17, 32f, 276
 Blockade 246ff, 290, 302f, 304, 312
 Bodensee 15, 25, 110, 116f, 130ff, 167, 219, 262, 267, 272, 283
 Boerlin, Nationalrat 329
 Bombardierungsdiskussion, alliierte 296, passim
 Bombardierungsgerüchte 244, 254ff, 257, 266, 269f, 273, 294, 309, 322ff
 Bombenabwürfe auf die Schweiz 12, 14, 16, 261ff, 271ff, 274, 296ff, 322ff, passim
 Bomber Kommando 79, 84, 92, 95, 264f, 267f, 312f
 Bonjour, Edgar 268
 Boston Herald 301
 Bottomly, Norman 312
 Bourquin, Dr. 199
 Bouveret, siehe Le Bouveret
 Boxberger, Berta 30
 Brenner 295f
 Breslau 128
 Brett, Ronald O. Ch. 9
 Bretton-Woods 300
 Bridge, Ronald Kenneth 137
 Brown, George 120
 Bruggmann, Karl 260
 Buch a.I. 263
 Bühler, Rosa 211
 von Büren, Cornelia 173f
 Bührle, siehe Oerlikon-Bührle
 Buna-Werke 59
 Bundesanwaltschaft 28
 Bundesarchiv 40, 208
 Burckhardt, Prof. W. 307
 Burckhardt, Peter 125
 Butter 30
 Byer, Samuel 173f
 Cantwell, W.J. 25
 Caritas 314
 Carroll, Joseph R. 26
 Carroll, William E. 215, 228
 Celerina 270
 Ceresole, Pierre 32
 Cheshire, Leonard 93
 Cham 241
 Chamberlain, Neville 75
 Champoz/JU 128
 Charleroi 81
 Chiasso 157ff, 292, 297
 Chicago 287
 Chicago Daily News 326
 Chiquet, Simone 283
 Chlorgas 295
 Christian Science Monitor 302, 326
 Chur 181
 Churchill 312, 331
 Clarens 8
 Clodius, Ministerialdirektor 283, 298f
 Cobb, William D. 119
 Coeue/JU 263
 Colgate, Roland K. 242
 Columbia, Luftbasis 116
 Columbia Broadcasting 326
 Como 101, 157, 297
 Conlan, Gerald V. 152
 Conradi 286
 Contraves 151, 248
 Coune, Francis L. 228
 Cowen, Robert 231
 Crowley, Leo T. 290
 Culler, Daniel L. 213ff, 224ff
 Cunningham, Ed 166, 179ff, 197, 219
 Currie, Laughlin 303
 Dänemark 77, 80, siehe Neutrale
 Daillens/VD 264
 Daily Express 326
 Daily Herald 326
 Daladier 75
 Damken, Heinrich 128
 Damvant/JU 152
 Dank 37, 322, 334
 Davos 168, 176f, 179, 181, 183, 186, 233, 239, 241, 301
 Davoser Zeitung 239
 Dayton, Testflugplatz 115
 Demokratie 87f, 250, 287, 312f, 316, 327, 334
 Delsberg 297
 Deserteure, deutsche 209f, 232
 Detroit 114
 Deutschland 61, 64, 66, 74, 77f, 89, 95, 97, 160, 170, 172, 192, 246, 250f, 252, 260, 272, 282, 292ff, 299, 305ff, 312, 313, 317ff, 320, 329, passim
 Devisentransaktionen 299
 Dienhart, Edward W. 112
 Diepoldsau 192
 Diessenhofen 138
 Dietschwil 138
 Dillworth, Robert 230
 Diplomatenfeuer 27
 Dippel, John V.H. 231
 Diskurs, politischer 306, 315, 321f
 Diskussion 15f, 18, 67, 129, 141, 203, 258, 287, 306
 Dobrolyubow 204f
 Doktrin 18, 35
 Dollfus, Ruggero 193, 197, 201, 205, 213, 220, 239, 241
 Doubs 179
 Douhet, Giulio 45f
 Dudkowiak, Josef 210
 Düby, Erika 311
 Dübendorf 109, 113, 122, 135, 138f, 142, 173, 186, 332f
 Dulles, Allen Welsh 231, 310
 Dumbarton Oaks 329
 Dresden 330f
 Dziedic, Symforian 205
 Edda 318
 Edelsteine 301
 Eden, Anthony 250, 263, 312
 Edele, Willi 126
 Effretikon 159
 Eglisau 280f, 296
 Egoismus 75
 Eidgenossenschaft 63, 69
 Eimer, H. 142
 Eisenhower 230, 331
 Ellington, Dale 236f
 Ellis, Leighton R. 158
 Emery, René 184f
 Engadin 282
 Engi, Urban 176
 Erlen/TG 242
 Ermatingen/TG 117
 Essen 52
 Etter, Philipp, Bundesrat 35, 243
 Eugster, Oberstbrigadier 170, 221ff
 Europa 67ff, 74, 76, 114, 165, 175, 258, 286ff, 335
 Europa-Verlag 310
 Evening Standard 326
 Evian 184
 Exchange, Nachrichtenagentur 290f
 Fagan, Vince F. 154ff
 fair 258
 Fehrltorf 138
 Fiat 97, 264
 Finneran, Leon 112ff
 Finnland 74
 Fischli-Dreher, Elena 100ff
 Flabtruppen 16, 20, 26ff, 34ff, 42, 78f, 93f, 122ff, 127, 130, 134ff, 138ff, 149ff, 152ff, 182f, 262f, 270, 296, 322
 Flächenbombardemente vs. Präzisionsangriffe 44, 52, 330f
 Flammenwerfer 282
 Fliegertruppen 16, 35, 77f, 138ff, 147ff, 162f
 Fluchtversuche 166, 175ff, 231ff, 237 (Statistik), 238ff
 Flüchtlinge 39, 81, 104, 172f, 240, 270, 317
 Flugzeugindustrie, amerikanische 114ff
 Flugzeugindustrie, deutsche 15, 51, 54, 56ff, 117, 131ff, 142, 283, 324, 331
 Foot, Dingle 247, 250f
 Ford, Henry 114
 Foucault, Michel 321
 Frankfurt 267
 Frankreich 7, 17, 67f, 72ff, 81, 84f, 89f, 97, 151, 173, 176, 184ff, 205, 210, 222, 289, 308, 321, 328, 331
 Frauen 105, 159, 170, 173, passim
 Frauenfeld 138, 150
 Frauenkirch 176, 179
 Frauenhilfsdienst (FHD) 31, 36
 Frausto, Joe 109
 Freiburg i.Br. 43, 325
 Freiheit 87, 316, 334
 Fremdenlegion 199, 213
 Frey, Oscar, Oberst 28, 129

Fribourg 170f
Fricktal 19
Frieden 62, 105, 287, 308, 317, 329
Frieden, Teilbarkeit des 64
Friedrich, Alfred 209
Frölicher, Hans 69, 71f, 74
Fröntler 39, 199
Friedrichshafen 110, 117, 131ff, 137f,
150, 162, 283
Frutigen 186, 214, 237
Fryer, Major 248
Funk, Walther, Reichswirtschaftsmini-
ster 299

Gähwiler, Leutnant 143
Gampert, Robert 209
Garcia, John H. 180
Geheimsender, alliierte 256, 281, 291ff,
299f, 306, 327
General de Gaulle 289
General Guisan 12, 86, 89, 92, 122, 125,
139f, 150, 240, 245, 274
Generalkonsulat, siehe Konsulat
Generation, jüngere 18, 149, 320
Genf 62, 64, 72f, 81, 143, 179, 187f, 192,
199, 210, 228f, 238, 261, 264
Genfer Konvention 166, 188, 219ff, 242
Genua 17, 95, 97, 264
Gerber, Major 11
Gerechtigkeit 75f
Geron, Alva J. 108
Gerüchte 29, 31, 36, 126, 169, 175, 219,
243f, 252, 154, 266f, 269f, 273, 292ff,
310, 322ff, 327
Gesandtschaft, amerikanische 145, 187ff,
233ff, 237, 242, 288, 295, passim
Gesandtschaft, britische 218, 225, 245f,
270, 311, passim
Gesandtschaft, deutsche, 212, passim
Geschichte 305, 316, 328, 331
Gesinnung 34, 305, 315
Gestapo 30, 39
Gettnau 211
Gewissen 75, 284, 308
Gibraltar 50, 82
Giehse, Therese 311
Gippingen/AG 157
Gland/VD 32
Gleichbehandlung 41
Glynn-Owen, Raymond 266, 268
Gobetti, Anna 105
Goebbels, Joseph 47ff, 67f, 92, 99, 318,
passim
Göring, Hermann 48ff, 53ff, 86, 301

Golaten/BE 131
Gold 298ff, 304
Gotthard 101, 291ff, 294ff, 303
Gräppelen Alp 136f, 158f
Green, James A. 139, 168
Greenbaum, Jesse L. 142
Greifensee 142ff, 148, 158
Grenze, Schweizer 16ff, 24, 37f, 84,
175ff, passim
Gressley, Oberst 194
«Greuelmeldungen» 39, 307f, 318, 327
Griechenland 97, 319
Grimes, Dick 109
Grossbritannien 67f, 72f, 77, 90, 95ff,
130, 245, 249, 260, 299, 311, 321, passim
Grossenbacher, Wm. 194f
Grove, Donald 235
Grusspflicht 170f
Gustloff, Wilhelm 180
Gute Dienste 313f

Haager Abkommen 80, 169f, 223, 305
Haas, Heerespolizist 177
Hamburg 52
Hancock, James H. 215
Halifax, Lord 96, 263
Haller, Frida 234
Harris, Arthur 92ff, 131, 330f
Harrison, Leland 288
Haslinger, Josef 209
Hausamann, Hans 160, 288, 316
Heer und Haus 28ff, 32, 37f, 127, 189,
239, 252, 256, 293, 303, 314f
Heer und Haus, KorrespondentInnen
29, 31ff, 34ff, 90, 104, 112, 126, 128,
159ff, 169, 172, 243ff, 249, 252ff, 257ff,
262, 268, 273, 281, 285, 289, 291ff, 298,
300, 301ff, 306f, 320, 322
Heerespolizei 31, 135, 170, 175ff, 179ff,
188, 232, 235, 293
Heiniger, Oberleutnant 162
Hendon, Royal Air Force Museum 192
Henry, Oberstleutnant, Oberst 165, 196
Herisau 171
Hemishofen/SH 117
Hermann, Leask H. 229
Hermann, Adjutant 234
Higgins, Edward 9
Hill, Lister, Senator 314
Himmeler 55f, 60, 98
Hirsch, Peter 38ff
Hispano-Suiza 278
Hitler 16, 47ff, 53ff, 64f, 67, 69f, 72, 75,
86, 99, 130, 288, 318f, 327

Hitzkirch 134f, 158f
Holland, siehe Neutrale
Homberger, Heinrich 277
Homes, David 168
Hotels 166ff
Hotz, Jean 277, 295
Huber, Jakob, Generalstabschef 117,
123, 127, 201
Hughes, John J. 215
Hull, Cordell, 259f, 271, 319
Humbel, Gefreiter 233
Humbert-Droz, Jules 199
Humbert, Major 198, 201
Hünenberg, Straflager 241f
Hunger, Bettina 31
Hyde, Jack 190

Illusion 76f, 319
International News Service 326
Imer, Major 201
Immenstaad 133
Indiana 217
Inglin, Oswald 250, 257
Ingolstadt 267
Innsbruck 154
Interlaken 122f
Internierung 35, 86, 116, 119f, 123, 165ff,
231
Isolationismus 328
Irrsinn 37
Irrtum 127, 264, 266, 271, 273, 322, 325
Italia libera 326
Italien 7, 21, 43f, 61, 64f, 74, 87f, 90f,
95ff, 160, 214, 258, 263, 271, 282, 291ff,
305, 321, 326

Jagdflugzeuge, deutsche 20f, 24f, 108,
130, 138, 165, 193, 270, passim
Jalta 331
Japan 305
Jaquillard, Robert 201
Jelmoli 332
Jennings, Edward J. 192
Jepps, Arthur Ch. 9
Jeschonnek, Hans 51
Jodl, General 304
Jörg, Flora 233
Jones, W. O., Wing Commander 218
Jonischwil/SG 267
Joseph, Louis 119
Judenverfolgungen 39, 307f, 318, 327
Jura 17, 85, 163, 177
Justiz- und Polizeidepartement 38

von Känel, Heerespolizist 178
Käse 285
Kalchrain, Lager 200
Kalter Krieg 309
Kanada 135f
Kartanke, Gerhard 128
Katainen, Rudolph A. 187
Keeney, George 189
Keller, Jules 209f
Kelly, David 90, 246, 312
King, Norris W. 24
Kiselew, Nasar 194f
Kleinstaat 319
Knorr AG 297
Koch, C. H., Navigator 272f
Köcher, Otto Carl 69, 73, 249, 284, 288
Köln 331
Kohle 247, 285, 291
Kohli, Robert 278
Kobelt, Karl, Bundesrat 140, 220, 245
Koblenz 267
Konzessionen 246f
Kolb, Feldweibel 143
Kollaboration 247
Kollektive Sicherheit 62, 65f, 80
Kondratiew, Michal 195
Konsulat, amerikanisches 182, 188,
231ff, 310
Konsulat, deutsches 180, passim
Korthals, Max 323f, 325
KPS 309
Kraftwerke 156, 280f
Kredite 246
Krieg 45, 83, 145, 152, 162f, 193, 245,
248, 260, 287, 304, 318f, 320
Krieg, Walter 284
Kriegsgefangene 166, 219ff, 313
Kriegsmaterialexporte 243, 248ff, 258ff,
261, 266, 278ff, 305ff, 312, 317
Kriegstechnische Abteilung (K.T.A.)
278ff, 285
Kriegswirtschaftlicher Beobachter 239
Küblis, 181f
Kümmertshausen/TG 262
Künzi, Hans, Pfarrer 35
Kugellager 259, 280, 283
Kuhn, Oberleutnant 175
Kulturschock 107, 172ff
Kurzwellensender 259, 283
KZ 39f, 56ff, 83

La Chaux-de-Fonds 199f
La Charité-sur-Loire 89
Lachen/SZ 284

Lampe, Maurice 60
 Landesverteidigung 43
 Landungen amerikanischer Flugzeuge 19, 107ff, passim
 Laqueur, Walter 39
 Laufen/BE 152
 Lausanne 8, 177f, 182ff, 186f, 261, 264, 286
 Lawson, Howard W., 188
 Le Bouveret 8f, 12, 35, 92, 158f, 190
 Le Chaluet 194
 Lécher, Rolf 123
 Legge, General, 139, 188f, 193, 213f, 218, 220, 239
 Leitch, Vernon P. 155
 Les Breuleux/JU 85
 Les Diablerets 241
 Lévêque, Gérard 289
 Levi, Primo 59
 Lier, Werner C. 232
 Liestal 267
 Lignières/NE 84
 Lindecker, Werner 137
 Lindskoog, Arthur 113
 Lindt, August R. 30, 35, 159, 243f, 256, 272, 285, 288, 303, 326
 Litvinoff, Maxim M. 71
 Locarno 75f
 Lokomotivfabrik 282
 Lomax, John Garnett 246ff, 251, 311ff
 London 49, 51, 192, 313, 319
 Looser, Heinz 267
 Lorang, Frank A. 332
 Ludwigshafen 186, 272
 Lübeck 51
 Lüchinger, A., Stadtpräsident 323
 Lüthy, Herbert 306, 314
 ›Luftguerilla‹ 12
 Luftherrschaft 46, 49
 Luftkämpfe 20, 84ff, 137f, 162f, 246
 Luftkrieg 45ff, 51ff, 87, 97, 160, 305, 331
 Luftkrieg, alliierter, gegen Deutschland 21, 33, 44, 51ff, 59, 125, 130ff, 138f, 142f, 256f, 274 283, 327, 330ff, passim
 Luftkrieg, alliierter, gegen Italien 7, 21, 43, 87, 90ff, 98ff, passim
 Luftkrieg, deutscher, gegen Grossbritannien 49, 89, 332
 Luftkrieg, deutscher, gegen andere Staaten 48, 81, 305
 Luftkrieg, italienischer, gegen Abessinien 46f, 305
 Luftkrieg, schweizerischer, gegen die Alliierten 7ff, 12ff, 20ff, 35ff, 38ff, 125,

129f, 137ff, 158ff, 162, 243, 317f, 332ff, passim
 Luftministerium, britisches 79f, 84, 95f, 131, 263, 312f
 Luftraum 16, 18, 317, passim
 Luftschutz 16f, 245, 255, 323
 Luftschutz, Zeitschrift 7, 137, 151, 163, 261, 297
 Luftschutzpolizei 31
 Luftwaffe, deutsche 48, 51, 53ff, 81, passim
 Luftwaffe, amerikanische 120f, 330, passim
 Luxemburg, siehe Neutrale
 Lynchjustiz 60
 Lyon 40
 Lysek, Peter J. 242
 Luzern 159, 197, 241, 261, 316
 Luzerner Neueste Nachrichten 204
 Maag Zahnräder 265
 Macht 141, 149, 170
 Mac Mullen, Donald H. 168
 Männedorf 282
 Männer 330, passim
 Magadinoebene 19, 123
 Magistrati, italienischer Gesandter 72
 Magglingen 172
 Magnesium 285
 Mahaffey, James 167, 180, 219, 232
 Mailand 27, 42f, 87, 95, 97, 99ff
 Malfejew, Internierter 205
 Malloy, Donald 171
 Mandschurei 65, 305
 Mannheim 265, 267
 Marchairuz 7
 Marham, Luftbasis 267
 Marignano 63
 Markwalder, Oberst 224
 Martin, Ferris 186f
 Martin, Hauptmann 272f
 Massenflucht 28, 48, 81
 Masson, Roger, Oberstbrigadier 11, 13, 310, 318
 Maxwell, F., Fliegerschule 115
 Mc Clure 177
 Mc Connell, Donald H. 215
 Mc Gann, James 171
 Mc Guire, Lawrence 188
 Mc Intosh, John 190
 Mc Killop, Botschaftsrat 289
 Mc Kinney, Jack 178
 Meadows, Botschaftsangestellter 234f
 Meier, Ernst 156

Meier, Fritz 152
 Meier, Heinz K. 290f
 von Meiss, Gottfried 122ff, 151f, 167
 Melson, Howard E. 188f, 214f, 224
 Meng, Hauptmann 170
 Menschenrechte 334
 Meuli, Rodolfo 85
 Meyer, J. C. 327
 Militärdepartement 220, 223, 278, 232f
 Militärgericht 174, 176, 189, 192, 196, 211, 220, 223f, 238, 241
 Militärstrafgesetz 165, 174, 223
 Militarismus 161
 Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung (MEW), britisches 246f, 250f, 290, 312f
 Maloney, Joseph F. 25
 Moor, Wilhelm 176
 Montreux 8
 Moral 161, 306, 315, 320
 Morgow, Albert J. 208
 Moritz, Paul 186f
 Morley, britischer Pilot 151
 Moskau 319
 Motta, Giuseppe, Bundesrat 64ff, 69, 71ff, 75, 130, 286, 304
 Moutier 194, 297
 Müller, Werner, Oberst i. Gst. 12
 München 112, 119f, 139, 173, 200, 268f, 314
 Münchner Abkommen 67f
 Münsingen 332ff
 Mussard, Alexandre 182ff, 295
 Mussard, Jean 295
 Mussard, Pierre 182, 184f
 Mussard-Hirth, Helma 183
 Mussolini, Benito, ›Duce‹ 44, 46, 65, 70, 75, 99, 104, 327
 Mussolini, Vittorio 46, 97
 Mustermesse 170
 Mythos 62f, 316, 320
 Nachrichten- und Sicherheitsdienst 11, 19, 30, 122, 125, 160, 167, 183, 211, 288, 316, 318, 321
 Nachtjäger, deutsche 130, 133f, 136
 Die Nation 38ff, 68, 316
 national 65, 232, 301
 Nationalbank 299
 National Broadcasting 326
 Nebel, Max 181
 Nebikon 197
 Neftenbach 143
 Neuchâtel 31, 198ff
 Neue Bündner Zeitung 38

Neukom, E. 296, 298
 neutral 11, 18, 64, 80, 118, 120, 123, 137, 139, 146, 155, 223, 240, 244, 249, 258, 260, 270, 287, 291, 299, 301f, 306, 315, 329
 Neutralität 14, 18, 28, 31, 35f, 38, 62ff, 68f, 71ff, 75ff, 84, 87f, 90f, 130, 144, 149, 160f, 185, 222f, 239f, 243f, 246f, 250, 266, 278, 286, 288, 291, 293, 299, 304ff, 313ff, 316ff, 321f, 328ff
 Neutrale, allgemein 61, 66, 69, 72, 77ff, 80ff, 223, 230, 252, 260, 270, 274, 286, 305, 318f, 328
 Neutrale: deutscher Überfall auf Dänemark, Belgien, Holland, Luxemburg 48, 68, 70, 74, 80, 89, 319, 328
 Newsweek 310
 New York Times 326
 Nichols, Internierter 177
 Nicola, Oberst 171
 Norby, Clinton 120
 Nordafrika 20, 97f, 159
 Normandie, Landung der Alliierten 151, 160
 Norton, Clifford 11, 13
 Norwegen 80
 Notlandungen 83f, 107ff, 112, 116ff, 123, 135, 138ff, 154, 163, 168, 173, 192
 Notvorräte 159
 Nürnberg 54, 267, 301
 Nürnberger Prozess 50, 55, 57, 61
 NZZ 107ff, 114, 131ff, 134f, 136, 142, 145, 196f, 200, 208, 211f, 266, 269, 276, 290, 302, 308, 311, 313, 322
 Oberkirch/SO 85
 Oberkommando der Wehrmacht 255
 Oberpfaffenhofen 142, 178
 Oberraderach 150
 Öhningen 151
 Öllindustrie, deutsche 167, 331
 Oeri, Albert, Nationalrat, 329
 Oerlikon-Bührle 133, 248ff, 253ff, 258ff, 268f, 278f, 282
 Österreich 67, 69, 84, 227
 Offenburg 325
 Office of Strategic Services (OSS) 82, 214, 231, 309f
 Olten 211, 261, 291f, 293f
 Opfer des Luftkriegs: Deutschland 51, 332
 Opfer des Luftkriegs: Grossbritannien 193, 332

Opfer des Luftkriegs: Italien 98
 Opfer des Luftkriegs: Schweiz 85, 163, 262
 Oprecht, Emil, 310
 Oprecht, Emy, 310f
 Oprecht Hans, 310
 Oradour 40
 Orientierungslosigkeit 161
 Osborn, Tom 109
 Oslo 64
 Ostermundigen 19
 Ott, Hauptmann 163

Page, George 232
 Pare/Italien 158
 Paris 48, 93, 151, 183, 289, 303
 Partisanen 99ff
 Pétain 97, 289
 Petersburg 286
 Peterson, Wayne 187
 Petitpierre, Max, Bundesrat 329f
 Petrick, George A. 215
 Pfaffhausen 145
 Pfenninger, Dr. 299
 Pforzheim 272, 324
 Philipp, Peter 212
 Piemonte, Joe 235
 Pilet-Golaz, Marcel, Bundesrat 64, 71, 87f, 90, 270, 284, 286, 288f, 295f, 304, 312, 329
 Plancherel, Oberst 41, 326f
 Ploesti/Rumänien 167
 Polen 39, 73f, 77, 222f
 Polizei 173, 178f, 187, 323, passim
 Portal, Charles, 264
 Portugal 287, 299, 311
 Potsdam 329
 Potter, Kriegsgefangener in Italien 313
 Präzisionsangriffe 150, 331
 Pratt, Marion Dale 21
 Pratteln 298
 Prawda 278ff, 284ff
 Presse 29, 38, 91, 114, 237, 244, 247, 253, 270, 273f, 290ff, 307, 313, 324, 326, 327f, 332, 334
 ›Presse und Funkspruch‹ 12, 28, 38f, 41, 128, 151, 294, 327
 Probst, Oberst 168, 192, 196, 208, 220, 239, 241
 Propaganda 38f, 73f, 270, 273, 281, 318f, 323
 Prowse, Hubert S. 136
 Pruntrut 263

Radcliffe, Douglas 192
 Radio Moskau 287, 301
 Rafz 296f
 Ragaz 20ff, 25, 27f, 36, 126, 158f, 182, 237
 Rappard, William E. 328
 Rapport, Stephen P. 108
 Rarogne 268
 Rathgeb, Major 323
 Ravensburg 133
 Reagan, Daniel 295
 Reagan, Penrose Ray 192
 Réchesy/Frankreich 129
 Reckingen 281
 Réduit 17, 291, 330
 Reformation 63
 Regierung, amerikanische 166, 214, 271ff, 290, passim
 ›Das Reich‹ 51
 Reinach/BL 41f
 Reinhard, Nationalrat 286ff
 Remagen, 83
 Renens/VD 264
 Rennhard, Josef 157
 Résistance 177, 183ff, 289, 321
 Respondek, Erwin, Professor 310
 Reuter 278f
 Rhein 15, 130, 156, 296
 Rheinfall 15
 Rheinfelden 280f
 Ribbentrop 91
 Ribí, Hans 117
 Rickenbacher, Rudolf 85
 Rihner, Oberstdivisionär, 147, 335
 Rings, Werner 298, 314
 Rintelen, Leutnant 212
 Risch, Reto 270
 Roach, Lloyd 229
 Roberts, F. K., Foreign Office 312
 Roberts, Lewis. M. 150
 Roessler, Rudolf 310, 316
 Rom 75, 91
 Romagnoli, Elsie 176f
 Romanshorn 116, 131, 163
 Rommel 97f
 Roosevelt 259, 303, 310
 Rosenberg, Josy 209
 Rostock 51
 Rote Armee 195
 Rotes Kreuz 149, 192, 205, 218, 241, 313f, 332
 Rotterdam 48
 Rowley, Donald 111
 Royal Air Force 11, 49, 51, 77, 79, 82,

87f, 92f, 104 130f, 167, 192f, 218, 245, 256, 267, 330, 332, passim
 Ruegg, Gottfried F. 20, 25ff
 Ruegg-Stoecklin, Gertrud 26
 Ruegger, H. S., Geschäftsinhaber 241
 Rüstungsindustrie, Schweizer 244, passim, siehe Kriegsmaterialexporte
 Rumänien 258, 278, 299
 Rumpel, Heinrich 310
 Rundfunk (Radio) 29, 91f, 125, 153, 244, 251ff, 281, 287, 291ff, 299
 Rusca, Giovanni-Battista 75f
 Rutschmann, Werner 280
 Ryan, Dick 109

Sabotage 284
 Safehaven 300, 303
 Saignelégier/Ju 130
 von Salis, Jean Rodolphe 256, 311, 320
 von Salis, Elsie 311
 Salzburg 282
 Samedan 14, 270
 Sampson, Oscar C. 180
 San Francisco 328f
 Sanktionen 62, 64ff, 71, 80, 248, 290, 304, 309, 329
 Sardinien 302
 Sargans 20, 24, 127, 181f, 270
 SBB 292ff
 Schaad, Frédéric 140ff
 Schacht, Hjalmar 50
 Schaffhausen 15, 42, 133, 261, 271ff, 275, 296
 Schafroth, Oberstleutnant 12f
 Scham 306
 Schande 304
 Schellenberg, Walter 318
 Schmid, Erich 316
 Schmuggel 311
 Schnieper, Xaver 316f
 Schonung 309ff, 320f
 Schuld 269, 322
 Schulthess, Edmund, Altbundesrat 74, 130, 288
 von Schumacher, Karl 328
 Schutzmachtätigkeit 313f
 Schwarze Liste 248, 251ff, 257f, 273
 Schweden 253, 258, 289
 Schweinfurt 111
 Schweizer Hotel-Revue 167
 Seilheimer, John R. 139
 Selbstverleugnung 149, 318
 Sentschenko, Theodor 195
 Siebren 140f, 159

Siegrist, Oberstleutnant 197
 Silone, Ignazio 311
 Simplon 18, 295
 Simson, amerikanischer Kriegsminister 271
 Sinclair, Archibald 96, 263
 Singen/Deutschland 129, 297
 Sincocks, Leutnant 324f
 Sins/AG 267
 Sion 10, 12, 35, 92, 158f
 Sklavenarbeit 56ff
 Skurka, Clem 181
 Smith, Harold 116
 Snow, Edgar 40
 Solothurn 17, 178
 Soldatensender Calais 256f, 300
 Soldatensender West 256, 301
 Solddienst 63
 Sooley, Ron 190
 Souveränität 63, 72, 260, 319
 Sowjetunion 29, 50, 64, 74, 97, 260, 286ff, 309f, 320
 Sozialdemokraten 286
 Spaatz, Carl, General 214, 238, 273
 Spahni, Walter 296
 Spanien 82, 176, 287, 289, 299, 305, 311
 Speer, Albert 54, 58
 Spence, James A. 9
 Spionageabwehrdienst 201
 Spionagedrehscheibe 310, 313
 Stalingrad 98, 159, 288
 Stammheim 150
 Stafford, Jacob 187
 Stampfli, Walthor, Bundesrat, 309
 Staniolstreifen, 15, 244
 Stalin 309
 Stapfer, Hans-Heiri 142, 155, 272, 324
 Steckborn 134
 von Steiger, Eduard, Bundesrat 38-4-373
 Stein a. Rh. 296f
 Steiner, Max 177
 Stettinius, Edward R. 290, 292
 St. Gallen 126, 141, 261, 292
 St. Galler Tagblatt 306
 St. Gingolph 176, 186
 St. Julien 151
 Stöckli, Arnold 316, 321
 Stössel, Walter, 135
 Strader, Noel R. 192
 Strassburg 272
 Strassenkontrollen 178
 Streiks in Italien 99, 326f
 Stromausfuhr 156, 280ff, 283, 285, 304
 St. Sulpice 184

Stukas 48
Sturzenegger, Karl 144
Stuttgart 25, 130, 267
Sulzer 245, 251ff, 258f
Surava, siehe Peter Hirsch
Sursee 197, 202, 233
Sutters, Elmer 181
Swissair 122
Swiss Internees Association 220, 230
Sympathien 16, 36f, 42, 104, 129, 138, 313, 315, 322

Tabaka, Internierter 223
Tages-Anzeiger 320, 323
Tavaro 278, 282
Technika Grenchen 282
Telford, George D. 213, 215, 228f
Testa, Francis J. 215
Thayngen 133, 297
Thirlaway Matthew 214, 224
Thorens, Major 221
Thurnheer, Walter 91, 96, 130, 250
Thusis 177
Times 249, 313
Tonneson, Tonnes 117
Toscanini 105
Totaler Krieg 55
Transit 247, 291ff, 303f, 322
Trepp, Gian 298, 304
Treu, Oberleutnant 162f
Tribune de Lausanne 11
Triengen/LU 85, 129
Troutbeck, J. M. (MEW) 312
Tschechoslowakei 74
Tunis 199
Turin 17, 93, 95, 97, 105, 264, 313

U-Boot-Peiltrahmen 284
Udet, Generalflugzeugmeister 51
Überfliegungen, allgemein 27, 31, 33f, 130, 261, 327
Überfliegungen durch Amerikaner 16, 20, 123, 149, 261, passim
Überfliegungen durch Briten 7, 15ff, 31, 34, 42f, 87f, 130, 261, passim
Überfliegungen durch Deutsche 19, 126, 261, passim
Überfliegungen, über KZ 59f
Unabhängigkeit 88, 307, 313, 319
United Press 301, 326
Universalitätsidee 66
UNO 328ff
Unparteilichkeit 318
Unterwasser 136f

USA 79, 88, 97, 120f, 240, 250, 255, 261, 290, 321, 332, 334
Uster 143
Utzensdorf/BE 111f

Vail, Bob 181
Vallorbe 176, 184, 186f
Vals/GR 296
Verdunkelung 15, 17ff, 31ff, 92ff, 240, 263, 265f, 274ff
Vereinte Nationen 258, 328ff
Verkehr, moderner 51
Verne, Jules 115
Versailler Vertrag 61
Verteidigungswillen 29
Verweigerung 28, 38, 42f
Vevey 12
Vichy 97, 245, 289
Viège 268
Vittorio Emanuele, ital. König 99, 104
Völkerbund 61f, 64ff, 71ff, 286, 304ff, 308
Völkerrecht 70, 80, 148, 305, 328
Völkischer Beobachter 274
Volketswil 151, 159
Volksrecht 243, 289
Vorbürger 181f

Waffenfabrik Solothurn 248, 278
Waibel, Max 288, 310, 316
Waldshut 274
Walenstadt 182
Wallach, Charles D. 147
Washington 87, 120, 214, 288, 295, 303
Waska, Charles 171
Wauwil 212, 225f
Wauwilermoos 174, 179, 187, 189, 193, 195ff, 213ff, 232ff, 236f, 241f
Washington Post 271
Weber, Ernst 299
Wehrbriefe 34, 314
Weiach 298
von Weizsäcker, Ernst 66, 72f, 130, 284
Weir, D.J. 116
Weltwoche 320, 328
Wengen 168, 173, 189
Wetter, Ernst 133, 137
Widerstandswillen 28, 41f, 307
Wil/SG 107, 109, 186, 194
Widerstandsbewegung, italienische 99ff, 293, 321
Wien 282
Wightman, David 186f
Wildeswil/BE 122f

Wilhelm, Jean-Pierre 112
Wilhelmshaven 128
Wilkey, William 187
Wille, Oberstkorpskommandant 90
Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland 243, 245ff, 258, 273, 276, 290f, 304
Wiskemann, Elizabeth 310
Wittgenstein 315
Witze 34f, 54
Witzwil 209
Wolff, Max 308
Wood, Robert 9
Woods, Sam 231ff, 238, 310
Woods, Mileda 231
Worowsky 286
Wright, Arthur Ch. 9
Würenlingen 152ff, 158f

Yank 166, 179ff, 197, 219
Yverdon 199

Zarafonetis, Peter 230
Zensur 12, 28, 38ff, 42, 68, 128, 208, 243, 247, 294, 321, 326
Zivilbevölkerung 44, 98, passim
Zofingen 208
Zschokke, Max, Hauptmann 149
Zürich 105, 122, 124f, 134ff, 143, 148, 154, 179ff, 183, 186, 211, 214, 231f, 248, 258, 261, 265ff, 268f, 277f, 284, 292, 298, 311, 322ff
Zurzach 155
Zwangsarbeiter, italienische 101, 292
Zweifel 16, 292, 304, 308
Zwingli 269

FOTONACHWEIS

- S. 9: Weltwoche Bilderarchiv;
S. 10: Pascal Blanchard, Blonay/VD;
S. 12: Bundesarchiv Bern;
S. 22f: Der Schweizerische Beobachter (Fliegermuseum Dübendorf);
S. 27: Jim Scott (H.-H. Stapfer/G. Künzle, Strangers in a Strange Land, Vol. II, Escape to Neutrality, 1992, S. 9);
S. 70: E. Wiskemann, The Rome-Berlin Axis, 1949; S. 1;
S. 71: Jahrbuch der Eidgenössischen Räte, 1938, S. 11 und 13;
S. 76: Ebenda, S. 111;
S. 77: H.-H. Stapfer/G. Künzle, Escape to Neutrality, op. cit., S. 3;
S. 78f: W. Rutschmann, Die Schweizer Fl.- und Fliegerabwehrtruppen, 1989;
S. 88: Royal Air Force Museum;
S. 109 (oben): Zürcher Oberländer/Heimatspiegel, Nr. 8, 1990 (Fliegermuseum Dübendorf);
S. 109 (unten): Weltwoche Bilderarchiv;
S. 112f: Weltwoche Bilderarchiv;
S. 118f: J.-P. Wilhelm/Foto Höflinger;
S. 135: Der Schweizerische Beobachter (Fliegermuseum Dübendorf);
S. 148: Weltwoche Bilderarchiv;
S. 153: Der Schweizerische Beobachter (Fliegermuseum Dübendorf);
S. 167: Luftschutz, November 1944;
S. 185: A. Mussard/Bundesarchiv Bern;
S. 190f: 207th Squadron Association (Raymond Glynne-Owen);
S. 206f: Bundesarchiv Bern;
S. 215: Daniel L. Culler;
S. 236: P. J. Lysek/J.-P. Wilhelm;
S. 255: Luftschutz, Dezember 1945;
S. 275: Luftschutz, Oktober 1944;
S. 279: Stadtarchiv Zürich;
S. 281: Luftschutz, Dezember 1944;
S. 333 (oben): Der Schweizerische Beobachter (Fliegermuseum Dübendorf);
S. 333 (unten): J. Piekalkiewicz, Schweiz 39-45, 1978, S. 277;
S. 334: Bundesarchiv Bern.